D.E. 796
D.L. 555
Vol. 85/6

LD 2053
4

THALIA

C. F. Gellerts ſämmtliche Schriften.

Vierter Theil.

Neueſte verbeſſerte Auflage.

Wien und Prag,
bey Franz Haas, 1808.

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

Vorrede.

Wenn auch meine Leſer mit dieſen Briefen nicht ganz zufrieden ſeyn ſollten: ſo wird ihnen doch die Abſicht nicht mißfallen können, die ich dadurch zu erreichen wünſche; nämlich junge Leute, und inſonderheit das Frauenzimmer, zu einer natürlichen Schreibart zu ermuntern, und Andern, wenn es möglich wäre, das Vorurtheil zu benehmen, als ob unſre Sprache zu den Gedanken der Höflichkeit, des Wohlſtandes, des Scherzes, und zu andern zarten Empfindungen nicht biegſam und geſchmeidig genug ſey. Ich halte es für nothwendig, wenn man Briefe in dieſer Abſicht heraus geben will, daß man ſolche wähle, die man wirklich an gewiſſe Perſonen geſchrieben hat; und zwar, ohne daß man daran gedacht, ſie je-

jemals in den Druck zu geben. Sie werden im erſten Falle lebhafter, beſtimmter, und eben dadurch brauchbarer; im andern Falle freyer, unſtudirter, und eben dadurch angenehmer werden. Die gegenwärtigen Briefe haben das Verdienſt, an wirkliche Perſonen, und ohne alle Abſicht des Drucks, geſchrieben zu ſeyn. Wollte der Himmel, daß ſie auch eben ſo gewiß das größte hätten, nämlich, daß ſie in ihrer Art gut wären!

So überzeugt ich indeſſen bin, daß man durch wirklich geſchriebene Briefe die Abſicht erreichen könne, die ich mir vorgeſetzt habe: ſo finden ſich doch verſchiedne Urſachen, welche die Ausführung dieſer Abſicht ſchwer machen, und die mich die Erfahrung zu meinem Verdruſſe gelehrt hat. Bald verliert der Leſer, bald der Verfaſſer des Briefs, bald die Perſon, an die er geſchrieben iſt; bald verlieren alle drey zugleich, bald noch viele andere Perſonen, deren darinnen erwähnet wird, wenn man ſolche Briefe dem

Drucke überlaſſen will. Ich habe oft die angenehmſten und natürlichſten Briefe von Andern in den Händen gehabt. Ich wünſchte in der Hitze, daß ſie ſchon gedruckt ſeyn möchten; und kaum ſetzte ich mich an die Stelle der Leſer: ſo ſah ich, daß dieſe ſo ſchönen Briefe bald Räthſel, bald Nachrichten waren, an denen man keinen Theil nahm. Der Leſer hätte den Verfaſſer, er hätte dieſen und jenen Freund, dieſen und jenen Umſtand, der oft zehn andere Umſtände zu Gefährten hatte, kennen müſſen, wenn er alles das Aufgeweckte, das Boshafte in dem Briefe, hätte nothwendig finden und fühlen ſollen. Was helfen der Welt dergleichen verſchloſſene Schönheiten? Wenn es Briefe an eine einzige Perſon ſind: ſo wird man freylich nach und nach mit ihren Umſtänden bekannt; allein dergleichen Briefe haben für die Leſer eine andre Unbequemlichkeit, nämlich das Gleichförmige; und endlich kommen doch noch ſolche Hausumſtände vor, bey denen die Noten, die zu ihrem völligen Verſtande nöthig wären, mehr Raum

einnehmen würden, als der Text an ſich ſel-
ber.

Doch alles dieſes iſt noch wenig. Wie viel
unſchuldige Kleinigkeiten finden ſich nicht in Brie-
fen, die man die Welt nicht gern will wiſſen laſſen,
und die man ſie aus Beſcheidenheit auch oft nicht
ſoll wiſſen laſſen, wenn ſie uns und Andere kennt!
Man kann in ſeinen Briefen, als Freund, als An-
verwandter, als Liebhaber, oft ſehr lebhafte Dinge
ſagen, ſehr richtige Anſpielungen, ſehr feine Saty-
ren machen; und eben dieſe Einfälle, die unter vier
oder wenig Augen ſchön und wohl angebracht wa-
ren, verlieren ihren Werth, wenn ſie der Welt vor-
gelegt werden, und den Namen desjenigen an der
Stirne führen, der ſie niedergeſchrieben hat; zu-
mal, wenn er noch lebt. Die Welt denkt alsdann
nicht den Freund, nicht den Vertrauten, nicht den
Scherzhaften bey dieſer oder jener Gelegenheit, wo
der Scherz eine Tugend war; nicht den Mann,
der ſich, indem er ſchrieb, einmal zerſtreuen wollte;
der mit ſeinem beſten Freunde, oder mit ſeiner

Freun-

Freundinn, zum Vergnügen redete; der ſich mit Fleiß vergaß, und eben daher ſchön redete: ſondern ſie denkt den und den Mann, der dieſe oder jene Bedienung, dieſes oder jenes ernſthafte Amt, dieſe oder jene Jahre hat; ſie denkt ſeine Geſchäffte, ſeine Schriften, ſeine Freunde, ſein Glück oder Unglück dabey. Sein Gedanke verliert alsdann oft, wenn ſie den Mann kennt, weil ſie Umſtände dazu bringt, die ſie vergeſſen ſollte. Er verliert aber auch oft von einer andern Seite, wenn ſie ihn nicht kennt, weil ihr Umſtände verborgen ſind, ohne welche der Einfall, wo nicht ganz unverſtändlich wird, doch wenigſtens die Hälfte ſeiner Anmuth verliert. Man ſchreibe endlich als ein Gönner, als ein Client, als ein Rathgeber, als ein Dankbarer; es miſchen ſich ſtets gewiſſe Umſtände mit ein, die wir nicht wollen bekannt werden laſſen. Und wer iſt gleichwohl ein getreuerer Verräther, als ein Brief? Streicht man bey dem Drucke ſolche Umſtände weg, ſo geht es gemeiniglich den Briefen, wie allen wohl verbundnen Dingen, de-

nen

nen man einen Theil entzieht. Sie paſſen übel zuſammen; und wenn dieß nicht iſt: ſo haben ſie doch eine Schönheit weniger. Schade genug!

Die Perſonen, an die man ſchreibt, und von denen man in den Briefen redet, verurſachen in Anſehung des Drucks eben dieſe Schwierigkeiten. Man darf zuweilen einen gewiſſen Umſtand nicht bekannt machen, oder man kann ihn beynahe nicht erklären; und gleichwohl iſt oft der ganze Brief, oder ſein größtes Verdienſt auf dieſen Umſtand gegründet. Alſo fallen dergleichen Briefe, wenn man ſich zum Drucke entſchließt, wieder weg. Ferner giebt es gewiſſe Briefe, die zwar alle Welt würde leſen dürfen, und, wenn ſie ſolche nur leſen möchte, auch würde verſtehen können. Aber der Innhalt iſt ſo geringe, ſo unanſehnlich, ſo perſönlich, ſo familienmäßig, daß man keinen Theil daran nehmen kann. Und ſo gut dergleichen Briefe in ihrer Art ſind; ſo iſt man ihrer vielleicht bey dem dritten ſchon müde, und niemand verlangt ſolche Exempel, als

dieſe-

diejenigen Leſer, die ſie am wenigſten zu gebrauchen wiſſen; das iſt, die gar nicht ſchreiben ſollten.

Endlich ſind Briefe, als gedruckte Briefe, oft deswegen nicht mehr ſchön, weil der Leſer das beſondre Verhältniß, das zwiſchen mir und der Perſon iſt, an die ich ſchreibe, nicht weis, und alſo die größte Tugend, den Wohlſtand des Briefs, nicht wahrnehmen und empfinden kann. Es iſt in dieſem Falle nicht allemal genug, daß man, zum Exempel, weis, daß der Andre mein Gönner iſt. Man ſollte das beſondere Verhältniß zwiſchen ihm und mir, man ſollte ſeinen und meinen Charakter, und zwar in dieſen oder jenen Umſtänden und Ausſichten, wiſſen, wenn man von der Güte, oder dem Fehler des Briefs, recht vollkommen urtheilen wollte.

Ich habe mich in dieſes Schickſal bey dem Drucke der gegenwärtigen Briefe ſo gut zu ſchicken geſucht, als es möglich geweſen iſt. Ich habe aus vielen nur wenige, nur ſolche ausgeleſen, die nach

mei-

meinen Gedanken ohne die Gefahr eines Mißverſtandes gedruckt, ohne Mühe und Dunkelheit geleſen, und ohne ein Tageregiſter gewiſſer Hausangelegenheiten verſtanden und geprüſt werden könnten.

Wenn einige ſo glücklich ſind, dem Leſer zu gefallen: ſo iſt er den Dank nicht ſowohl mir, als einer guten Freundinn, ſchuldig; nicht deswegen, weil ſie mich zum Drucke verführt hat; ſondern weil ich dieſe Briefe ohne ſie größten Theils gar nicht haben würde. Sie hatte ſonſt den kleinen Fehler, daß ſie mich gern las, und meinen Urtheilen glaubte. Sie wies mir im Anfange ihre Briefe, und ich verſprach ihr, ſie die meinigen, ſo viel ich ihrer ſchriebe, und ſo oft es die Zeit erlaubte, wieder leſen zu laſſen. Sie hat ſie bey dieſer Gelegenheit oft abgeſchrieben, wenn ſie ihr gefallen haben; und die Briefe an ſie ſelbſt machen auch keinen geringen Theil von den gegenwärtigen aus.

Da ich in meinem Leben faſt keinen Brief concipiret habe, noch ſo ſtolz geweſen bin, meine

Briefe

Briefe des Abſchreibens werth zu achten: ſo ſchien es mir nöthig, dieſen hiſtoriſchen Umſtand anzuführen. Und da ich zugleich den Leſer verſichert habe, daß dieſes nicht erdichtete, noch zum Drucke geſchriebene, Briefe ſind: ſo habe ichs gar für meine Schuldigkeit gehalten, dieſe Anekdote zu erzählen, und mich lieber einer kleinen Eitelkeit, wenn einmal eins ſeyn muß, als einer Unwahrheit verdächtig zu machen.

Diejenigen, welchen der Name und die Titulatur an einem Briefe das Merkwürdigſte ſind, werden unzufrieden ſeyn, daß ich beides die meiſtenmale weggelaſſen habe. Ich gebe auch gern zu, daß unſre Neubegierde bey gewiſſen Briefen etwas entbehrt, wenn ſie die Namen der Perſonen, an welche ſie geſchrieben ſind, und ihren Aufenthalt, nicht findet. Allein würde ich nicht dieſen oder jenen beleidiget haben, wenn ich ſeinen ganzen Namen hätte hinſetzen wollen? Würde es nicht gelaſſen haben, als ob ich meine Bekanntſchaft mit

ihm der ganzen Welt erzählen wollte? Und was die Titulaturen anlangt; wer weis ſie nicht? Und in welchem Briefſteller findet man ſie nicht? Ich habe über dieſes die Erlaubniß, oder das Recht gehabt, zuweilen nur kurze, zuweilen gar keine, als vertraute Titel, zu gebrauchen. Das letzte wird man leicht aus der Sprache des Briefs ſelbſt ſchließen können. Ein guter Freund, dem ich dieſe Briefe zeigte, fragte mich, ob man den vertraulichen Scherz nicht übel auslegen würde, der dann und wann darinnen vorkäme. Ich habe ihm geantwortet, die Welt aus unſern Zeiten wäre viel zu fein und zu gerecht, als daß man ſie erſt erinnern müßte, aus welchem Geſichtspunkte ein Scherz zu beurtheilen, oder zu vergeben wäre. Geſetzt, daß dieſe Antwort nicht durchgängig hinreichend ſeyn ſollte: ſo iſt ſie doch der Ehrerbietung und dem Vertrauen, das ein jeder Scribent der Welt ſchuldig iſt, vollkommen gemäß.

Der Buchbinder wird erſucht, dieſen Bie

Die Gedanken von Briefen habe ich bloß jungen Leuten zum Dienſt niedergeſchrieben. Es iſt wahr, daß in der Schreibart auch die beſten Regeln immer noch eine unzulängliche Landkarte ſind; aber es läßt ſich doch mit einer unvollkommnen Karte beſſer reiſen, als mit gar keiner; und was iſt zu thun, wenn keine zulängliche möglich iſt? Ich hoffe auch gar nicht, daß meine Leſer ſtets mit meiner Meynung übereinſtimmen werden. Nein! Es geht mit unſern Urtheilen, ſpricht Pope, wie mit unſern Uhren. Keine geht mit der andern vollkommen gleich, und jeder glaubt doch der ſeinigen:

'Tis with our Judgments as our Watches, none
Go juſt alike, yet each believes his own.

Ich weis nichts mehr zu ſagen, als daß ich vielleicht ſchon zu viel geſagt habe. Leipzig, im Aprilmonat, 1751.

---

telbogen dem vierten Theile beizubinden.

Innhalt des vierten Theils.

Briefe, nebſt einer praktiſchen Abhandlung von dem guten Geſchmacke in Briefen.

Praktiſche Abhandlung von dem guten Geſchmacke in Briefen. S. 3

Briefe 97

Leben der Schwediſchen Gräfinn von G**.

Erſter Theil. 143

Zweyter Theil. 331

Briefe,

Briefe,

nebſt einer

Praktiſchen Abhandlung

von dem

guten Geſchmacke

in Briefen.

Praktiſche Abhandlung
von dem
guten Geſchmacke
in Briefen.

Man braucht keine große Mühe, wenn man das Schöne und Schlechte in einem Briefe erklären, und noch weniger, wenn man es kennen lernen will. Man darf nur die Natur und Abſicht eines Briefs zu Rathe ziehen, und einige Grundſätze der Beredſamkeit zu Hülfe nehmen: ſo wird man ſich die nöthigſten Regeln, welche die Briefe fordern, leicht entwerfen können. Wenn man ſich endlich gute Beyſpiele vorlegt, unterſucht, warum ſie ſchön ſind, und ſich bemüht, das Schöne davon recht zu empfinden: ſo wird man nicht allein ſeine Regeln vollſtändiger, ſondern auch ſeinen Geſchmack im Schreiben gewiſſer machen. Kennt man einmal das Schöne an einer Sache: ſo iſt es ſehr leicht, die Fehler wahrzunehmen. Unſere Empfindung ſagt ſie uns, und ein geſchwindes Urtheil des Verſtandes, das ſich auf die allgemeine Regel des Schönen und Wahren gründet, mengt ſich in unſre Empfindung, ohne das wir es allemal wiſſen. Wir wollen uns

dieſer Methode bedienen, und jungen Leuten die Tugenden und Fehler der Schreibart in Briefen, aus der Natur und Abſicht der Briefe und aus einigen Regeln der Beredſamkeit, aufſuchen helfen. Man wird es uns daher vergeben, wenn wir zuweilen eine Stelle aus dem Cicero, Quintilian, oder aus einem neuern Scribenten im Vorbeygehen anführen werden.

Das erſte, was uns bey einem Briefe einfällt, iſt dieſes, daß er die Stelle eines Geſprächs vertritt. Dieſer Begriff iſt vielleicht der ſicherſte. Ein Brief iſt kein ordentliches Geſpräch; es wird alſo in einem Briefe nicht alles erlaubt ſeyn, was im Umgange erlaubt iſt. Aber er vertritt doch die Stelle einer mündlichen Rede, und deswegen muß er ſich der Art zu denken und zu reden, die in Geſprächen herrſcht, mehr nähern, als einer ſorgfältigen und geputzten Schreibart. *) Er iſt eine freye Nachahmung des guten Geſprächs. Wenn ich, zum Exempel, an einen großen Herrn ſchreibe, und ihn um etwas bitte: ſo kann und darf ich zwar nicht ganz ſo reden, als wenn ich vor ihm ſtünde. Allein man faſſe einmal dieſe Bitte in einer prächtigen, oder in einer kanzleyförmigen Schreibart ab: ſo werden tauſend Leute ſagen, daß

*) Qualis ſermo meus eſſet, ſi vna ſederemus, aut ambularemus, illaboratus et facilis: tales eſſe epiſtolas meas volo, quae nihil habeant accerſitum nec fictum. *Seneca* ad *Lucil.* epiſt. LXXV.

daß der Brief nicht natürlich iſt, und bald mit der Antwort fertig ſeyn, daß man im gemeinen Leben nicht ſo zu reden pflege. Der Anfang von dieſem Briefe mag ſo heißen:

Gnädiger Herr,

„Nachdem ich in Erfahrung gebracht habe, daß „Ew. Hochwohlgebohrnen eines Sekretärs bedürf„tig ſind, und ich mich zu ſothaner Bedienung ſeit „vielen verfloſſenen Jahren auf Schulen und Aka„demien beſtmöglichſt geſchickt gemacht habe ꝛc.“

Ein Frauenzimmer von geſundem Geſchmacke, die aber gar nicht mit den Regeln der Kunſt bekannt iſt, wird das unnatürliche in dieſem Briefe leicht fühlen. Man redet nicht ſo, das wird ihre Critik ſeyn. Und was iſt wahrer? Wenn verbindet man zween leicht zu verſtehende Sätze durch ein Nachdem und So? Die Schreibart wird ſtrotzend. Wenn ſagt man im gemeinen Leben: nachdem ich heute viermal vergebens bey Ihnen geweſen bin, ſo will ich mir die Freyheit nehmen = = ? Die Redensart, in Erfahrung bringen, iſt der Sache gar nicht gemäß. Sie bringt uns auf die Gedanken, daß ſehr mühſame Nachforſchungen dazu gehört haben. Sollte man nach einem ſolchen Eingange nicht die wichtigſten Entdeckungen vermuthen? Und es iſt weiter nichts, als daß der Herr einen Sekretär braucht. Wer wird zu einem großen Herrn ſagen: Sie ſind eines Sekretärs bedürftig. Das Wort bedürftig iſt

unge=

ungebräuchlich, und erweckt einen widrigen Begriff, weil es dem großen Herrn die Unentbehrlichkeit einer ſolchen Perſon vorrückt, als der Verfaſſer des Briefs zu ſeyn glaubt, und ihn zum voraus von ſeinem Werthe zu benachrichtigen ſcheint. Sothane Bedienung; dieſes Beywort hört man in Geſprächen nicht. Seit vielen verfloßnen Jahren auf Schulen und Akademien beſtmöglichſt ꝛc. Verfloſſen iſt überflüßig; beſtmöglichſt iſt durchaus fremd. Man kann alſo dadurch, daß man ſich an die Sprache des gemeinen Lebens erinnert, die Schreibart in Briefen ſchon ziemlich beſtimmen. Man kann dadurch wiſſen, wie man reden ſoll, wenn man vertraulich, wenn man ſcherzhaft, wenn man ernſthaft, wenn man ehrerbietig und mitleidig ſchreiben will.

Allein wer ſieht nicht, daß wir im Briefſchreiben in viele Fehler verfallen würden, wenn wir ohne Unterſchied die Sprache des Umgangs nachahmen wollten? Unſre Schreibart würde oft ſehr unverſtändlich und ſchmutzig, oder gezwungen, platt, weitläuftig und gemein werden, wenn wir ohne Ausnahme von bürgerlichen und häuslichen Angelegenheiten in Briefen ſo reden wollten, wie die Niedrigen, oder die Vornehmen, im gemeinen Leben davon zu ſprechen pflegen. Hier geht alſo der Brief von dem Geſpräche ab. Was ſeiner Natur nach, in der Art zu denken und ſich auszudrücken, unrichtig, müßig, ekelhaft iſt, das wird dadurch in einem Briefe nicht gerechtfertiget, weil

es im gemeinen Leben oft gehört wird. Geſittete und geſchickte Leute enthalten ſich auch ſolcher Dinge ſchon im Umgange, und noch mehr wird man dieſes im Schreiben zu beobachten verbunden ſeyn. Dem ungeachtet bleibt es dabey, daß der Scribent ſeine Worte aus den geſellſchaftlichen Reden entlehnt. Allein es verändern ſich bey den Briefen gewiſſe Umſtände. Man hat mehr Zeit, wenn man ſchreibt, als wenn man ſpricht. Man kann alſo, ohne Gefahr unnatürlich zu werden, etwas ſorgfältiger in der Wahl ſeiner Gedanken und Worte, in der Wendung und Verbindung derſelben ſeyn. Was geſchrieben iſt, wird genauer bemerkt, als was man bloß hört; man muß ſich daher um deſto mehr hüten, durch ſeine Briefe keinen Ekel zu erwecken. Dieſes kann nicht beſſer geſchehen, als wenn man das Gemeine, das Alltägliche vermeidet, das am erſten in der Rede beſchwerlich wird, und wenn man ſich ſowohl von dem Altfränkiſchen, als von dem Neumodiſchen, in der Sprache gleich weit entfernet. *) Man bedient ſich im Schreiben der Worte, **) die in der Welt üblich

ſind

*) Ergo, vt nouorum optima (verba) erunt maxime vetera, ita veterum maxime noua. *Quinct.* L. I. c. 6.

**) Non ſunt alia ſermonis, alia contentionis verba: neque ex alio genere ad vſum quotidianum, alio ad ſcenam pompamque ſumuntur: ſed ea nos cum iacentia ſuſtulimus e medio, ſicut molliſſimam ceram ad noſtrum arbitrium formamus, et fingimus. *Cicer.* de Orat. L. III. p. 500. edit. *Elzev.*

ſird. Allein durch die Art, wie man ſie braucht, durch die Stellung und Verbindung, die man ihnen giebt, entzieht man dem Ausdrucke das Gemeine, und giebt ihm eine gewiſſe Zierlichkeit, die ſo natürlich läßt, daß jeder glaubt, er würde eben ſo von der Sache geſprochen haben, weil er ſeine Worte hört. Man redet daher nicht ohne Ausnahme ſo in Briefen, wie andere im Umgange ſprechen. Man ahmet vielmehr ihre Sprache geſchickt nach. Ich will dieſes durch ein kleines Exempel erläutern. Es giebt in der Sprache des Umgangs Formeln, Glück zu wünſchen, oder ſein Beyleid zu bezeugen, die ſehr gebräuchlich ſind, und in denen man die Leute ſprechen laſſen muß, wenn man ſie in einer Schrift redend einführen, und das Natürliche beobachten will. Allein anſtatt, daß dergleichen Formeln in Briefen natürlich laſſen ſollten: ſo werden ſie vielmehr beſchwerlich, wenn man ſie von Wort zu Wort in die Briefe überträgt, und ihnen nicht durch einen veränderten Ausdruck eine neuere Geſtalt zu geben ſucht. Ich finde z. E. in einem Briefe dieſe Stelle: „Indeſſen hoffe ich, Sie werden verſichert ſeyn, daß ich an Ihrem Glücke das größte Theil nehme, und von Herzen wünſche, daß Sie nebſt Ihrer Frau Gemahlin alles erſprießliche Vergnügen und Wohlergehen bis in die ſpäteſten Zeiten genießen mögen.“ Dieſer Wunſch iſt eine Formel, die man tauſendmal gehört hat; aber läßt ſie darum in einem Briefe natürlich, weil ſie im Reden gewöhn-

wöhnlich iſt? Nein, ſie iſt für den Brief zu gemein. Wenn ich ſchreibe: ſo thue ich nur, als wenn ich redte, und ich muß das Natürliche nicht bis zum Ekelhaften treiben. Man ſage hingegen: „Sie können verſichert ſeyn, daß mich ihr Glück von Herzen vergnügt, und daß ich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin die größte und dauerhafteſte Zufriedenheit in Ihrer Ehe wünſche = =.“ Auf dieſe Art wird dem Wunſche das Gemeine benommen. Er iſt nicht mehr in den ordentlichen Worten des Geſpräches abgefaßt; allein die Worte ſind doch einzeln, ja ſelbſt in ihrer Verbindung, üblich. Ihre Stellung ſcheint fremder zu ſeyn, als die erſte; aber ſie iſt dem Sprachgebrauche, welchen man in der Wortfügung niemals aus den Augen laſſen muß, immer noch gemäß, ja der ganze Period iſt dadurch kürzer und gefügiger geworden, als der erſte. Die Worte und Redensarten eines Briefs müſſen alſo im gemeinen Leben nicht ungewöhnlich, obgleich nicht die gewöhnlichſten, ſie müſſen gebräuchlich, aber auch gut und richtig, und nicht allein einzeln, ſondern auch im Zuſammenhange, üblich ſeyn. Wer Briefe ſchön ſchreiben will, muß nicht ſo wohl ſchreiben, wie ein jeder im gemeinen Leben reden, ſondern wie eine Perſon im Umgange ohne Zwang ſprechen würde, welche die Wohlredenheit völlig in ihrer Gewalt hätte, welche ſchön redte, ohne daß die Ausdrücke ſich von den Ausdrücken Anderer ſo weit entfernten, daß der Unterſchied dem Ohre gleich merklich würde.

Um

Um die Schreibart der Briefe noch genauer zu beſtimmen, und die Fehler zu vermeiden, die aus einer unbehutſamen Nachahmung des Geſprächs ſich in die Briefe einſchleichen können, muß man ferner auf den Innhalt der Briefe Achtung geben. Wer weis nicht, daß die Schreibart von den Sachen abhängt, und daß ſie nur in ſo weit ſchön iſt, als ſie ſich zu den Dingen ſchickt, welche ſie vorträgt? Die meiſten Briefe ſind Verzeichniſſe von beſondern Angelegenheiten des gemeinen Lebens. Wir berichten dem Andern etwas, wir bitten ihn um etwas, wir danken ihm für etwas, das ſeine Deutlichkeit ſchon bey ſich führt, ſo bald es in üblichen und verſtändlichen Worten vorgetragen wird.

Wenn wir in einer geſchmückten oder prächtigen Sprache von einer geringen und gemeinen Sache reden: ſo hat der Ausdruck kein Verhältniß, er wird unnatürlich oder abentheuerlich. Was von den Worten gilt, gilt auch von den Gedanken. Dieſe werden von den Sachen erzeugt. Eine bekannte oder gewöhnliche Sache, die nur erzählt und nicht ausgeführt werden will, kann mich unmöglich mit großen, oder mit vielen ſinnreichen Gedanken erfüllen. Ich will dadurch nicht ſagen, daß man in ſeinen Briefen ſchläfrig denken müſſe, daß man allen feinen und ſchönen Gedanken den Zugang verwehren müſſe. Nein, man ſoll ſich nur hüten, daß man ſie nicht von weitem herholt, und mit Gewalt in ſeine Materie hinein

zwingt. Endlich iſt es nicht genug, wenn die Einfälle nicht geſucht ſind, man muß ſie auch mit Beſcheidenheit und Sparſamkeit anbringen. Ein Brief ſoll eben nicht einem armſeligen Zimmer gleichen, das an allen Wändern leer iſt; aber er muß auch kein pralendes Putzzimmer ſeyn, darinnen man eine Menge von Koſtbarkeiten zur Schau ausgeſetzt, die vielleicht an zehn andre Orte gehören, und welche die Aufmerkſamkeit ermüden, anſtatt, daß ſie dieſelbe bequem ſättigen ſollten. Geſuchte Gedanken, ſpitzfindige Einfälle, denen man die Mühe anſieht, die ſie den Verfaſſer gekoſtet haben, oder die Freude, die er nach ihrer Geburt empfunden, mißfallen eben ſo ſehr, als ungekünſtelte und doch feine Gedanken in Briefen gefallen. Es giebt gewiſſe Geſichter, die gar nicht blendend ſind, die keine große Schönheit ankündigen, und die doch durch eine gute Miene uns ſanft einnehmen, und lange rühren. So giebt es auch gewiſſe Gedanken, die eben nicht eine große Verwunderung erwecken, wenn man ſie ſieht; die aber durch eine gewiſſe unſchuldige, oder ſchalkhafte, durch eine treuherzige, durch eine verſchämte, durch eine muntre und nachläßige Miene gefallen. Mit dieſen kann man ſeinen Brief wohl ausputzen. Sie zerſtreuen die Aufmerkſamkeit nicht, und ermüden ſie auch nicht; ſie unterhalten ſie nur. Sie entfernen ſich gleich weit von den ganz ſtarken, und von den ganz leeren Gedanken. Sie bieten ſich an, oder laſſen ſich doch, wie die Veilchen unter

den

den Blättern, gern findet. Wir müſſen daraus nicht ſchließen, daß dieſes allemal die beſten Gedanken in Briefen ſind, die uns am erſten bey der Sache einfallen. Zuweilen koſtet eben das Leichte, das Natürliche in einem Gedanken, daß ſich bey ſeiner Zubereitung nicht gleich geben will, die meiſte Mühe, und gefällt doch dem Leſer am Ende aus dem Grunde, weil es keine Mühe gekoſtet zu haben ſcheint. Man hat alle Arbeit, alle Kunſt verſteckt. Man hat den Gedanken mit dem Vorhergehenden oder Nachfolgenden ſo zuſammen gefügt, daß man glaubet, er gehöre nothwendig da hinein.

Ich muß bey dieſer Gelegenheit erinnern, daß es eine Schreibart giebt, die nicht gefällt, weil ſie, wenn ich alſo ſagen darf, zu natürlich iſt. Sie hat wie das Waſſer gar keinen Geſchmack. Ich meyne die Schreibart, die zwar aus ſehr leichten, aber auch ſehr leeren, Worten und Gedanken beſteht. So wenig man in einem Briefe gefällt, wenn man es merken läßt, daß man geiſtreich ſeyn will: eben ſo wenig gefällt man auch ohne Geiſt. Der Leſer vergnügt ſich nicht bloß deswegen an mir, weil ich leicht und bald zu verſtehen bin, ich mag ihm etwas ſo gemeines ſagen, als ich will; nein, weil ich ihm etwas Gutes um einen wohlfeilen Preis, auf eine leichte Art ſage. Er glaubt, weil ihm die Schreibart keine Mühe macht, indem ſie ihm gefällt, daß ſie mir auch keine gemacht habe, und dieß flößt ihm eine ge-

wiſſe Hochachtung gegen mich ein, daß ich ſo glücklich bin, ohne Mühe ſo fein von einer Sache zu reden. Dieſes ſchreibt ſich vermuthlich von unſrer Begierde zur Bequemlichkeit her. Und bey dieſer Gelegenheit mengt ſich unſre Eigenliebe heimlich in das Spiel, und beredet uns, weil alles ſo leicht und natürlich iſt, daß wir ſelbſt eben ſo gedacht und geredt haben würden, oder daß wir es dem Verfaſſer doch gleich thun könnten, ſo bald wir nur wollten. Ich will das, was ich von der unnatürlichen und gar zu natürlichen Schreibart der Briefe geſagt habe, durch einige Beyſpiele zu erläutern ſuchen, und auch die wahre natürliche an einem Exempel zeigen. Solche Beyſpiele mit Anmerkungen lehren mehr, als alle Regeln. Ein Exempel von der unnatürlichen Schreibart wollen wir aus Neukirchs galanten Briefen nehmen, die man jungen Leuten zum Unglücke immer, als Muſter *) guter Briefe, angeprieſen hat. Es iſt

*) Man ſehe die Vorrede zur ſiebenten Auflage des Junkeriſchen Briefſtellers. Nichts, ſpricht der Verfaſſer, war dieſem Werkchen nöthiger, als ein Vorrath guter Muſter, die jungen Leuten zur Aufmunterung in der Schreibart dienen könnten. Nun hat es in dieſer Art nicht leicht jemand dieſem berühmten Scribenten (Neukirchen) gleich gethan; das macht, er hat dieſe wenige Stücke nicht den Buchhändlern vor Geld alphabetweiſe hingeſchmieret; ſondern wirklich in ſolchen Umſtänden, als darinnen vorkommen, an wahr=

ein Dankſagungsſchreiben an den Herrn von Rauter. Neukirch redet mit einem vornehmen Hofmanne, mit ſeinem großen Gönner und Wohlthäter. Er ſollte alſo die geſetzte und ernſthafte Sprache der Dankbarkeit und Ehrerbietung reden. Ein Client, der mit ſeinem Gönner ſpricht, kann ſeine Gnade zwar loben; aber er muß es beſcheiden thun, und die Lobſprüche nicht übertreiben. Er ſoll ihm die Empfindungen der Dankbarkeit auf eine lebhafte Art zu erkennen geben; aber er ſoll ſie nicht auf das Poſſierliche und Abentheuerliche treiben. Der Brief heißt ſo:

„Hochwohlgebohrner Herr ꝛc.“

„Wann ich ſo verſchwenderiſch mit Worten, als „Ew. Excellenz mit Wohlthaten wäre, ſo würde „ich

wahrhafte Perſonen abgelaſſen. So wird auch in der Vorrede zu des le Pays überſetzten Briefen behauptet, daß man durch nichts beſſer, als durch die Neukirchiſchen Briefe behaupten könne, daß es den Teutſchen an aufgeweckten Köpfen und Vätern einer lebhaften, ſinnreichen und bündigen Schreibart ſo wenig als den Franzoſen fehle.„ Damit meine Leſer nicht denken, daß ich bloß aus Begierde zu widerſprechen ſo nachtheilig von Neukirchs galanten Briefen urtheile: ſo bitte ich ſie, dieſe Briefe ſelbſt zu leſen. Ich weis wohl, daß ſie von großen Männern ſind gelobt worden; allein ich zweifle, daß dieſe Männer ſie alle geleſen haben. Vielleicht hat ſie der Name verführt.

„ich ſchon nichts mehr haben, damit ich mich für „Dero heutige Gnade bedanken könnte. Allein „Sie werden dadurch nichts ärmer: denn Sie ha„ben alle Augenblicke neues Vermögen, mir Gu„tes zu thun; da ich hergegen oft acht Tage ſinne, „ehe ich nur eine Redensart finde, welche ſich ent„weder zur Beſchreibung Dero großen Gemüths; „oder zu Ausbildung meiner unterthänigſten Er„kenntlichkeit ſchicket. Ich habe mir zwar viel„mal fürgenommen, meine Gedanken auf einmal „auszuſchütten, und alles, was ich von Ew. Ex„cellenz bishero empfangen, in eine einzige Lob„ſchrift zu faſſen: Aber nachdem ich den ganzen „Plinius geleſen, und alle Schmeichel = Gedichte „der alten und heutigen Poeten durchſtankert, ſo „habe ich allererſt geſehen, daß Ew. Excellenz Ih„res gleichen noch nicht gehabt, und daß Dero „neue und ungemeine Gemüthsart, auch neue und „ungemeine Formeln erfordert. Nun wollte ich „mich auch hierum wohl bemühen: Allein ich fürch„te, je mehr ich ſage, je mehr werde es die Welt „für Lügen halten; weil ſie doch unmöglich glau„ben kann, daß Ew. Excellenz dieſes alles an ei„nem einzigen, und zwar fremden, Menſchen er„wieſen. Ich thue alſo viel vernünftiger, wenn „ich ſchweige. Ew. Excellenz kennen mein Herz, „und finden alle Buchſtaben darinnen, welche zu „einer Rede vonnöthen ſeyn. Sie machen ſich „ihr Loblied ſelber, und ſeyn zufrieden, daß ich „mit unterthänigſtem Reſpect bewundre, was ich

„doch

„doch nicht anders vergelten kann, als daß ich „mich nenne,

Ew. Excellenz

unterthänigen und gehorſamſten Knecht.“

Wir wollen dieſen Brief ſtückweiſe durchgehen, und ihn ſowohl in Anſehung des Ausdrucks, als der Gedanken und der ganzen Einrichtung, beurtheilen: „Wenn ich ſo verſchwenderiſch mit Wor„ten, als Ew. Excellenz mit Wohlthaten wäre, „ſo würde ich ſchon nichts mehr haben, womit ich „mich für Dero heutige Gnade bedanken könnte.“ Wenn dieſer Gedanke auch nicht unter diejenigen Spitzfindigekiten gehörte, welche Anfangs mit der Miene des Witzes ſchmeicheln, und wenn man ſie unterſucht, zum Lachen bewegen: *) ſo würde er doch des Ausdrucks wegen verwerflich ſeyn. Welche Klugheit, einem großen Herrn zu ſagen, daß er mit ſeinen Wohlthaten **verſchwenderiſch** iſt! Iſt das die bedachtſame Sprache eines Clienten? Und wenn nun auch Neukirch ſo verſchwenderiſch mit Worten wäre, als ſein Gönner, nach ſeiner Meynung, mit Wohlthaten iſt, würde er ſich denn deswegen heute nicht mehr bedanken können? Kann man denn die Worte nicht wieder gebrauchen, die

*) Minimis etiam inuentiunculis gaudent, quae excuſſae riſum habent, inuentae facie ingenii blandiuntur. *Quinct.* VIII. 5.

man einmal gebraucht hat? Kann man ſich nicht mehr bedanken, wenn man ſich zwanzigmal bedankt hat? Kein Gedanke iſt natürlich, der im Grunde falſch iſt. Neukirch begeht noch einen Fehler. Indem er den Gegenſatz von der Verſchwendung mit Worten und Wohlthaten macht: ſo ſagt er nicht allein dem Herrn von Rauter eine Grobheit, ſondern er lobt ſich auch ſelbſt, daß er haushältiger auf ſeiner Seite iſt. Er fährt fort: „Allein Sie werden „dadurch nichts ärmer: denn Sie haben alle Augen„blicke neues Vermögen, mir Gutes zu thun; da „ich hergegen oft acht Tage ſinne, ehe ich nur eine „Redensart finde, welche ſich entweder zu Beſchrei„bung Dero großen Gemüths, oder zu Ausbildung „meiner unterthänigſten Erkennlichkeit ſchickt." Man ſieht nicht, wie das Allein hier bindet. Der ganze Period ſoll eine Erklärung des Vorhergehenden ſeyn, und zugleich eine Rechtfertigung. Sie werden dadurch nichts ärmer. Das dadurch iſt undeutlich. Man muß großen Herrn nichts von arm werden vorſagen. Wenn der Herr von Rauter alle Augenblicke neues Vermögen hat, Neukirchen Gutes zu thun, welches doch eine ſchreckliche Hyperbole iſt: ſo verringert Neukirch eben dadurch die Großmuth ſeines Gönners. Das iſt ja eben nichts großes, wenn ich nichts thue, als daß ich mich des Vermögens, wohl zu thun, entſchütte, das mir alle Augenblicke zufließt. Allein Neukirch brauchte die Augenblicke, um ſie den Tagen entgegen zu ſetzen, da ich hergegen oft acht Tage

 ſinne,

ſinne, ehe ich nur eine Redensart finde, welche u. ſ. w. Ein jeder frage ſich ſelbſt, ob er, ohne roth zu werden, dieſes zu ſeinem Gönner ſagen könnte. Ein Tag zu einer Redensart, das wäre ſchon ausſchweifend; aber acht Tage, das iſt gar nicht auszuſtehen. Der Herr von Rauter hätte dieſes Bekenntniſſes wegen Neukirchen ſeine Gnade entziehen ſollen. Einem Clienten, der acht Tage ſinnen muß, ehe er zur Beſchreibung meines großen Gemüths, und zur Ausbildung ſeiner unterthänigſten Erkenntlichkeit eine Redensart finden kann, dem gebe ich nichts mehr. Ich fürchtete mich, daß ichs zu verantworten hätte, wenn er um meinetwillen ferner die Zeit verderbte. Doch der Verfaſſer will dadurch ſagen, daß es ſehr ſchwer iſt, den Herrn von Rauter würdig zu loben. Das kann ſeyn; aber er hat es ſehr unnatürlich geſagt. Er macht ſich zu einem armſeligen Pedanten, um die Großmuth des Gönners unbeſchreiblich zu machen. Ueber einem Lobgedichte acht Tage zubringen; das iſt keine Schande. Aber ſich von einem Manne müſſen loben laſſen, der acht Tage Zeit zu einem Ausdrucke braucht, das iſt wirklich eine. Die Ausbildung der Erkenntlichkeit, iſt eine geſuchte und undeutliche Redensart. Was heißt ſeine Erkenntlichkeit ausbilden? Sie vollſtändiger und vollkommner in ſeinem eignen Herzen machen, nicht aber ſie durch Worte zu erkennen geben. „Ich „habe mir zwar vielmal fürgenommen, meine Ge„danken auf einmal auszuſchütten = =" das iſt ſehr

unver=

unverſchämt mit dem Herrn von Rauter geſprochen. Ausgeſchüttete Gedanken ſind kein großes Geſchenke. Der Lobſpruch, der unmittelbar folgt, iſt die größte Beleidigung für einen beſcheidnen Mann. Einem gerade zu unter die Augen ſagen, daß ſeines gleichen noch nicht in der Welt geweſen iſt, und zwar von der Seite des guten Herzens her; das iſt etwas ſchreckliches. Ein Client verräth bey einem ſolchen Machtſpruche einen erſtaunenden Stolz. Er rühmt ſich gleichſam, die Verdienſte aller Andern ſo genau zu kennen, daß er den Ausſpruch thun kann, wer der Größte ſey. Geſetzt, daß er nach ſeinen Gedanken Recht hätte: ſo muß ers doch mit Beſcheidenheit ſagen. Er ſetzt ſchon zum voraus, daß ſich ſein Gönner gern loben läßt; und das iſt doch eben keine Schmeicheley. Endlich kann der Gönner auf ſo einen Lobſpruch, wenn er auch aufrichtig wäre, doch nicht ſtolz werden. Wer macht ihm denn den Lobſpruch? Ein Menſch, der von ſeinen Wohlthaten eingenommen, der eben deswegen ſchon partheyiſch iſt, der ſich neue Gunſtbezeugungen erkaufen will, und der ſich endlich aus Beſcheidenheit das Recht nicht anmaßen ſollte, die Verdienſte ſeines Gönners mit ſo großem Geräuſche zu beſtimmen. „Aber nachdem ich den ganzen Plinius geleſen, und „alle Schmeichel-Gedichte der alten und heutigen „Poeten durchſtankert, ſo habe ich allererſt geſehen, „daß Ew. Excellenz Ihres gleichen noch nicht gehabt, „und daß Dero neue und ungemeine Gemüthsart „auch neue und ungemeine Formeln erfodert.“

Die ganze Stelle iſt wunderbar. Was heißt der ganze Plinius? Vermuthlich ſeine Lobrede auf den Trajan. Alſo iſt ein Trajan nichts gegen den Herrn von Nauter? Er hat alle Schmeichelgedichte durchſtankert. Durchſtankern iſt ein unflätiges Wort. Und warum Schmeichelgedichte? Hat er denn ſeinem Gönner auch Schmeicheleyen ſagen wollen? Ihres gleichen iſt ein zu vertraulicher Ausdruck. Wer ſagt im Ernſte, der Man hat eine ganz neue Gemüthsart? und warum erfordert ſeine neue und ungemeine Gemüthsart bloß neue und ungemeine Formeln? Scheint es doch, als wenn der Verfaſſer die Formeln und Redensarten für nöthiger zu einer Lobrede hielte, als die Gedanken. Um ſich von dem Unnatürlichen dieſer Sprache zu überzeugen; ſo mache man aus dieſer Stelle ein Compliment. Wenn ich zu einem großen Herrn ins Zimmer träte, und anfienge: Gnädiger Herr, Sie haben mir eine neue ungemeine Wohlthat erwieſen, die auch neue und ungemeine Formeln erfodert u. ſ. w. würde er nicht glauben, daß ich mich für ſeine Wohlthat betrunken hätte? „Nun wollte ich mich „auch hierum wohl bemühen; allein ich fürchte, je „mehr ich ſage, je mehr werde es die Welt für Lü„gen halten, weil ſie doch unmöglich glauben kann, „daß Ew. Excellenz dieſes alles an einem einzigen „und zwar fremden Menſchen erwieſen ꝛc.“ Hier iſt erſtlich der Zuſammenhang dieſes Perioden und des vorigen unnatürlich. Er hat von der neuen und ungemeinen Gemüthsart des Gönners geredet. Nun

ſagt

ſagt er, die Welt würde das Lob derſelben für Lügen halten. Warum? weil ſie nicht würde glauben können, daß er alle dieſe Wohlthaten einer einzigen Perſon erwieſen. Man erwartet natürlicher Weiſe ganz was anders. Er redet itzt von ſeiner Dankbarkeit, und unmittelbar zuvor war die Rede von den Rauteriſchen Verdienſten. Beſteht denn das ganze Verdienſt, warum der Herr von Rauter beſſer iſt, als alle übrige Sterblichen, bloß darinnen, daß er Neukirchen viele Wohlthaten erwieſen hat? Er geſteht, daß er ſich endlich wohl um Formeln bemühen wollte. Warum um Formeln? Mit dem Worte Lügen muß man große Herren verſchonen. Er fährt fort: „Ich thue alſo viel vernünftiger, „wenn ich ſchweige." Iſt dieſes nicht der ſchönſte Gedanke in dem Briefe, ſo iſt es doch der wahrſte. „Ew. Excellenz kennen mein Herz, und finden alle „Buchſtaben darinnen, welche zu einer Rede von„nöthen ſeyn. Sie machen ſich ihr Loblied ſelber, „und ſeyn zufrieden, daß ich mit unterthänigſtem „Reſpecte bewundre, was ich doch nicht anders ver„gelten kann, als daß ich mich nenne Ew. Excellenz „unterthänigen und gehorſamſten Knecht." Nachdem der Verfaſſer in dem ganzen Briefe mit ſeinem Gönner pedantiſch complimentirt hat: ſo wird er am Ende auf einmal vertraut mit ihm. Der Herr von Rauter kennt ſein Herz, und findet alle Buchſtaben darinnen, welche zu einer Rede nöthig ſind. Es iſt beynahe unmöglich, daß einem bey dem Herzen nicht der Schriftkaſten, und der Herr von Rau-

ter, als ein Setzer, einfallen ſollte, der ſich ſein Loblied ſelber macht. Erſt hat er nur von Worten, Redensarten und Formeln geredt, itzt treibt er die Beſcheidenheit noch höher, und ſpricht, daß nur die bloßen Buchſtaben zu einer Rede in ſeinem Herzen fertig liegen. Wenn dieſes kein falſcher Gedanke iſt, ſo muß gar keiner möglich ſeyn. Was ſind Buchſtaben im Herzen? Wie kann man ſie ſehen? Soll der Gedanke einen Verſtand haben, ſo muß er ſo viel heißen: Sie kennen mein Herz, und wiſſen, daß ich alle die Empfindungen habe, die zu einer aufrichtigen Dankſagung, nicht aber zu einer Rede überhaupt, nöthig ſind. Auf dieſe Art beziehet ſich der Gedanke nur auf die Dankſagung, und nicht auf die Lobrede, und er will doch auf beides anſpielen. Sie machen ſich Ihr Loblied ſelber; eine grobe Schmeicheley! „Und ſeyn zufrieden, „daß ich mit unterthänigſtem Reſpekte bewundre, „was ich doch nicht anders vergelten kann, als daß „ich mich nenne ꝛc.” Der Schluß iſt eben ſo ſpitzfindig, wie der Anfang. Vergilt er dadurch die Wohlthaten, daß er ſich des Herrn von Rauters Knecht nennt? Wären ſie vergolten, wenn ſie Neukirch in einem Gedichte gelobt hätte? Der ganze Brief iſt unnatürlich. Die Gedanken ſind froſtig, kindiſch und falſch. Der Zuſammenhang, oder die Art, wie er von einem auf das andre kömmt, iſt gezwungen. Der Ausdruck iſt niedrig, ſchmutzig und undeutlich. Die meiſten von den neukirchiſchen galanten Briefen können zu Muſtern dienen, wie ein

Brief

Brief nicht beſchaffen ſeyn muß, wenn er natürlich ſeyn ſoll.

Der erſte Begriff, den wir mit dem Natürlichen, insbeſondre in Briefen, zu verbinden pflegen, iſt das Leichte; dieſes entſteht aus der Richtigkeit und Klarheit der Gedanken, und aus der Deutlichkeit des Ausdrucks. *) Allein ich habe ſchon erinnert, daß

*) Man ſchreibt, damit man verſtanden werde, und nicht allein, damit man verſtanden werde, ſondern daß uns der Leſer auch gewiß, bald, und ganz verſtehe. Man muß alſo alles vermeiden, was der Deutlichkeit der Schreibart ſchaden kann; unverſtändliche oder verlegne Worte, oder ſolche Worte, die zwar gebräuchlich ſind, denen wir aber andre Begriffe geben, als ſie im gemeinen Leben haben, oder die ſonſt zweideutig ſind; unrichtige Wortfügungen, weitſchweifige und ungeheure Perioden, oder gar zu oft und zur Unzeit abgeriſſne Sätze. Cicero lehrt uns dieſes im dritten Buche vom Redner: Neque vero in illo - - diutius commoremur, vt diſputemus, quibus rebus aſſequi poſſimus, vt ea, quae dicamus, intelligantur: Latine ſcilicet dicendo, verbis, vſitatis, ac proprie demonſtrantibus ea, quae ſignificari ac declarari volemus, ſine ambiguo verbo aut ſermone, non nimis longa continuatione verborum - - non diſcerptis ſententiis, non praepoſteris temporibus, non confuſis perſonis, non perturbato ordine. Die Worte und Wortfügungen können endlich gut und richtig ſeyn, und man kann doch noch in ſeinem Vortrage dunkel und räthſelhaft werden, wenn man zu viel, oder zu wenig Worte macht; gewiſſe Umſtände

daß dieſes nicht genug iſt. Wenn das bloße Verſtändliche und Deutliche, in ſo weit es dem Dunkeln und dem Schwülſtigen entgegen geſetzt iſt, eine Schreibart ſchön machte: ſo wäre nichts leichter, als gute Briefe zu ſchreiben. Wer wird von gewöhnlichen Dingen nicht deutlich und verſtändlich ſchreiben können? Doch deswegen, weil einer keine Fehler in ſeiner Sprache begeht, ſchreibt er noch nicht ſchön. Und niemand wird einen darum loben, weil er ſo geredet hat, daß die Anweſenden ſeine Meynung haben verſtehen können; ſondern man verachtet den, der es nicht thun kann.

ſtände verſchweigt, die zur Sache gehören, oder alle Kleinigkeiten berührt; nichts das erſte, nichts das andre ſeyn läßt, oder bald von dieſem, bald von jenem redet. Dieſe Fehler im Schreiben zu vermeiden, wird eine gewiſſe Uebung erfordert. Man findet oft Leute, die mündlich eine Sache ganz deutlich vortragen, und die undeutlich werden, ſo bald ſie davon ſchreiben. Im Reden waren ſie unbeſorgt, und ſich ſelbſt überlaſſen, darum glückte es ihnen. Im Schreiben geben ſie auf ſich Achtung, und weil ſie beſſer ſchreiben wollen, als ſie reden, und aus einem Mangel der Uebung ungewiß in der Wahl des Ausdrucks ſind: ſo verfallen ſie in das Weitläufige, und werden undeutlich, weil ſie alles umſchreiben, und koſtbar ſagen wollen. Eſt etiam in quibusdam turba inanium verborum, qui, dum communem loquendi formam reformidant, ducti ſpecie nitoris, circumeunt omnia copioſa loquacitate, quae dicere volunt. *Quinct.* VIII.

kann. *) Der Hauptbegriff von dem Natürlichen iſt, daß ſich die Vorſtellungen genau zur Sache, und die Worte genau zu den Vorſtellungen ſchicken müſſen. Man muß endlich das Natürliche nicht bloß in Worten und in den einzelnen Gedanken eines Briefs, ſondern in dem Ganzen, in dem Zuſammenhange der Gedanken unter einander, ſ chen. Wenn die Gedanken aus einander herzufließen ſcheinen; wenn keiner fehlt, der zum Verſtande nöthig iſt; wenn keiner da ſteht, der zu nichts dienet, der entweder dem andern kein Licht mittheilt, oder ihn nur verdunkelt, oder der zwar ſchlußweiſe zuſammenhängt, den wir aber leicht ſelber denken können, und deswegen in der Reihe auszulaſſen pflegen; wenn dieß iſt: ſo heißt der Zuſammenhang in der Schreibart und in Briefen natürlich. Man wird alſo bey dem Natürlichen nicht bloß mit dem Leichten zufrieden ſeyn müſſen, ſondern immer noch nöthig haben, eine Wahl in denen Gedanken zu treffen, welche ſich hieher am beſten ſchicken, welche die Sache nicht allein am deutlichſten, ſondern auch am feinſten, am kürzeſten, am lebhafteſten ausdrücken können. Dieß, dieß iſt das große Verdienſt der natürlichen Schreibart! Nicht alles, was leicht iſt, gefällt deswegen, weil es leicht und verſtändlich

*) Nemo extulit eum verbis, qui ita dixiſſet, vt, qui adeſſent, intelligerent, quid diceret, ſed contemſit eum, qui minus id facere potuiſſet. *Cic.* de *Orat.* l. III. p. 463. *ed. cit.*

lich iſt, ſonſt müßte die matte Schreibart am meiſten gefallen. Es giebt vielmehr tauſend ſchöne und edle Gedanken, bey denen der Leſer fühlt, daß er ſie nicht würde gehabt haben, die ihn ſo gar einige Mühe, ſie zu verſtehen, koſten; nichts deſtoweniger gefallen ſie ihm. Er bewundert ihre Richtigkeit, und ſieht, daß ſie dem Andern, in ſeiner Art zu denken, natürlich geweſen ſind, ob ſie gleich ihm ſelber nicht natürlich ſind. Wenn ich ſage: ich bin alt, deswegen kann ich nicht mehr gut ſchreiben; ſo iſt nichts leichter, nichts verſtändlicher. Aber wird dieſes Leichte darum gefallen? Wenn ich hingegen mit dem Corneille *) ſage:

Pour bien écrire encor j'ai trop long-tems écrit,
Et les rides du front paſſent jusqu'à l'eſprit,

„um noch gut zu ſchreiben, habe ich zu lange geſchrieben, und die Runzeln meiner Stirne erſtrecken „ſich bis auf meinen Witz;“ wenn ich dieſes ſage: ſo ſcheint der Gedanke nicht mehr ſo natürlich zu ſeyn, als der erſte; und er iſt doch eben derſelbe, und rührt mich mehr als der erſte. Ob nun gleich ein Brief der ſcharfſinnigen und großen Gedanken nicht ſehr fähig iſt: ſo verträgt er doch lebhafte Gedanken. Dieſes Lebhafte beſteht oft in der Art, den Gedanken vorzuſtellen; darinnen, daß man ihm durch die Ausſicht, in der man ihn ſehen läßt, eine gewiſſe Neuheit giebt. Man nehme den gemeinen

Gedan=

*) Oeuvres diverſes de *Pierre Corneille*, à Amſterdam 1750. p. 84.

Gedanken: Die Frauenzimmer brauchen viel Zeit, ehe ſie mit einer Sache zu Stande kommen. Er iſt natürlich; aber er iſt darum nicht lebhaft. Die Begriffe ſind zu allgemein. Man beſtimme aber die Zeit, man bezeichne die Art und Weiſe, die Urſachen: ſo wird der Gedanke ſinnlicher, und deswegen lebhafter. Man ſage z. E. nach Art des Terenz:

Dum moliuntur, dum comuntur, annus eſt.

Indem ſie etwas thun wollen, indem ſie ſich putzen, vergeht ein Jahr. Hier bekömmt unſre Einbildung etwas zu thun. Sie ſieht die Hände der Schönen gleichſam beſchäftigt; ſie ſtellt ſich den Putz der Frauenzimmer vor. Der verwegne Ausdruck, es vergeht ein Jahr, rührt uns durch ſeine Kühnheit, und gefällt uns, weil er uns mehr zu denken giebt, als das Unbeſtimmte einer langen Zeit. Aber die Kürze, in die der Gedanke eingeſchloſſen iſt, trägt auch viel zu ſeiner Lebhaftigkeit bey. Man dehne ihn aus einander, ſo wird er ſeinen Werth verlieren. Man ſage: Ehe die Frauenzimmer mit ihren Haaren fertig werden, ehe ſie jedes durch die Muſterung gehen laſſen, und den Puder recht gleich darauf ſtreuen, ehe ſie das Nachtzeug anſtecken, und die Bänder knüpfen: ſo kann leicht ein ganzes Jahr vorbey ſtreichen. Das heißt den Gedanken nicht lebhafter machen; das heißt ihn ſchwächen. Ich konnte dieſes alles bey dem moliuntur und comuntur ſelbſt denken. Deswegen dachte ich in wenig Worten viel, und darum gefiel mir der Gedanke. Wenn alſo eine Schreibart aus vielen Gedanken, die bloß

verſtändlich ſind, beſteht: ſo kann ſie matt werden; wenn ſie aus müßigen und ſolchen Gedanken beſteht, die wir leicht von uns ſelbſt hinzuſetzen können: ſo wird ſie langweilig und weitläuftig. Eben dieſes kann entſtehen, wenn ich lebhaften Gedanken nicht ihre gehörigen Schranken gebe, wenn ich ihren Umkreis zu groß mache, alles, was zu ihnen gerechnet werden kann, ſehen laſſe; oder wenn ich nicht die beſten, die richtigſten, die abgemeſſenſten Worte wähle; das heißt, ſolche, welche die Begriffe der Sache am geſchwindeſten und ſtärkſten erwecken können. Dieſes iſt nicht die gute natürliche, ſondern die zu natürliche Schreibart, die platte. Sie iſt freylich deutlich; aber man ſchläft bey ihrer Deutlichkeit ein. Richtig und deutlich reden, iſt ein geringes Verdienſt, und heißt mehr von Fehlern frey ſeyn, als eine große Tugend in ſich haben. Und wie der Leib, wenn er ſeine Dienſte verrichten ſoll, nicht allein geſund, ſondern auch lebhaft und ſtark ſeyn muß: ſo muß gleichfalls die Rede, und ſo gar die Rede der Briefe nicht allein nicht krank ſeyn, ſondern auch eine natürliche Kraft und Stärke haben. Ich will die Sache durch ein kleines Exempel erklären, darinnen ein Freund dem andern vorwirft, daß er ihm lange nicht geſchrieben.

Wertheſter Freund!

„Da Sie ſo lange nicht an mich geſchrieben haben, „und ich beynahe nicht mehr weiß, was ich denken ſoll: „ſo habe ich geglaubt, ich müßte Sie um die Ur-

„ſache

„ſache Ihres langen Stillſchweigens fragen, ob ich „Sie vielleicht dadurch bewegen könnte, mir mei„nen Zweifel zu benehmen, und an mich zu ſchrei„ben. Ich möchte beynahe ſagen, daß ich böſe auf „Sie wäre. Aber vielleicht ſind ſie zeither nicht „in Leipzig geweſen, oder durch viele Arbeiten am „Schreiben verhindert worden; denn das will ich „nicht hoffen, daß Sie eine Krankheit abgehalten „haben ſollte, mich Ihres Andenkens zu verſichern. „Ich befinde mich, dem Himmel ſey Dank! auf mei„nem Landguthe, wo ich zuweilen ſtudire, und mich „zuweilen auf allerhand Art erluſtige, noch wohl. „Ich erwarte Ihre baldige Antwort, und bin ꝛc.“

Iſt dieſer Brief nicht deutlich? Die Worte ſind verſtändlich und üblich, und grammatiſch richtig. Die Gedanken ſind leicht, und von der Sache hergenommen. Der Zuſammenhang iſt nicht gezwungen. Er hat alſo in Anſehung der Deutlichkeit keinen Fehler; aber die Abweſenheit offenbarer Fehler erzeugt noch keine Schönheiten. Er iſt ſo deutlich, daß er matt und langweilig wird. Seine Klarheit entſteht aus dem Leeren. Ein Kraut mit drey oder vier Blätterchen kann freylich mit dem Auge leichter überſehen werden, als ein Aſt, an dem Zweige voller Blüten oder Früchte hangen. Der ganze Brief könnte lebhafter, und doch eben ſo deutlich ſeyn, als er iſt, er hätte nur mit einer freyern Art abgefaßt werden dürfen. Will man ſehen, wie viel die Art, eine Sache zu ſagen, dem Briefe hilft, und worinnen

ſie beſteht: ſo halte man einen Brief des Plinius von eben dieſem Innhalte gegen den erſten. Er ſchreibt ſo an ſeinen Freund Paulinus: *)

„Ich bin böſe, ohne recht zu wiſſen, ob ichs ſeyn „ſoll; aber genug, ich bin böſe. Sie wiſſen, daß „die Liebe zuweilen unbillig, oft ausſchweifend, und „allezeit bey Kleinigkeiten empfindlich iſt. Doch „meine Urſache iſt groß genug; nur weiß ich nicht, „ob ſie billig iſt. Indeſſen thue ich, als ob ſie nicht „weniger billig, als groß, wäre, und bin ſehr böſe „auf Sie, daß Sie mir ſo lange nicht geſchrieben „haben. Sie können mich durch ein Mittel wieder „gut machen, nämlich, wenn Sie mir wenigſtens nun„mehr oft und recht viel ſchreiben. Dieſes will ich „allein für eine wahre Entſchuldigung gelten laſſen, „die übrigen nehme ich nicht an. Ich war nicht „in Rom, ich hatte viel zu thun, das werde ich „gar nicht anhören; und ich war krank, das wolle „der Himmel nicht! Ich, mein lieber Paulin, lebe „auf dem Lande, und ergötze mich zuweilen durch

„Stu-

*) S. den Zweyten Brief des zweyten Buchs. Ich habe ſo wohl in dieſem, als in dem bald folgenden Briefe des Cicero, das lateiniſche Du durch unſer Sie ausgedrückt. In einer ganzen Ueberſetzung würde ichs ſchwerlich wagen; allein bey einem einzelnen Briefe, den ich aus beiden, als ein Exempel anführe, ſchien mir das Sie nöthig zu ſeyn, um die Aehnlichkeit der alten und unſerer Briefe fühlbar zu machen, und den Leſer geſchwinder zu überzeugen, daß die Regeln eines guten Briefs allezeit eben dieſelben geweſen ſind.

„Studiren, zuweilen auch durch Müßiggang. Bei„des habe ich der Ruhe von öffentlichen Geſchäften „zu danken. Leben Sie wohl."

Dieſer Brief iſt unſtreitig beſſer, als der erſte, und man kann leicht ſehen, warum. Er iſt lebhafter, und völliger. Er hat mehr Gedanken; und die Gedanken, die beide Briefe mit einander gemein haben, ſind in dieſem beſſer geformt, darum iſt er feiner. „Sie können mich nicht anders wieder gut „machen, als wenn Sie mir nunmehr oft und recht „viel ſchreiben. Dieſes wird mir die beſte Entſchuldi„gung ſeyn; alle andere werde ich verwerfen. ⸗ ⸗" Von dieſen Einfällen weiß der erſte Brief nichts. Beide reden vom Böſeſeyn. Der erſte ſpricht: Ich möchte beynahe auf Sie böſe ſeyn, nachdem er einen wortreichen Eingang vorher geſchickt, und eine große Zubereitung zu einem ſehr gewöhnlichen Gedanken, den er noch dazu durch ein beynahe ſchwächt, gemacht hat. Der andre kehrt es um. Er fängt mit dem Böſeſeyn an, ohne die Urſache zu ſagen. Dieſes iſt nicht allein natürlicher, ſondern der Gedanke erweckt auch mehr Aufmerkſamkeit. Der erſte Brief macht einen Einwurf wider das Böſeſeyn, der andre auch. Jener ſagt gerade zu, „aber „vielleicht ſind Sie zeither nicht in Leipzig geweſen, „oder durch viele Arbeiten am Schreiben verhindert „worden; denn das will ich nicht hoffen, daß Sie „eine Krankheit ſollte abgehalten haben, mich Ihres „Andenkens zu verſichern." Dieſer betrachtet den Einwurf auf einer andern Seite. Er macht aus Höf-

lich-

lichkeit noch eine Frage daraus, ob er Recht habe, böſe zu ſeyn, daß der andre ſo lange nicht an ihn geſchrieben. Er iſt zu beſcheiden, daß er ſein Recht nur auf die Pflicht des andern, an ihn, als ſeinen Freund, zu ſchreiben, gründen ſollte. Er läßt ſeinen kleinen Zorn nicht bloß aus dem langen Stillſchweigen ſeines Freundes entſtehen. Er rechtfertigt ihn erſt durch die Natur der Liebe. Deiſer nimmt alſo mehr an der Sache wahr, als jener, und giebt dadurch ſeiner Vorſtellung mehr Leben. Man könnte zwar fragen, ob man überhaupt ſo behutſam mit ſeinen Freunden reden ſollte, und ob dieſes nicht ſchon zu gekünſtelt wäre. Mich deucht, Plinius, deſſen Briefen man die Mühe und das Studirte ſonſt leicht anſieht, iſt hier nicht zu weit gegangen. Nur die Sentenz: Scis, quam ſit amor iniquus interdum, impotens saepe, μικραιτιος ſemper, ſcheint mir zu geputzt zu ſeyn. Das interdum, ſaepe, ſemper, iſt ohne Zweifel geſucht. Indeſſen iſt die Stelle im Lateiniſchen nicht ſo beleidigend, weil ſie kürzer ausgedrückt iſt, als im Deutſchen geſchehen kann, und deswegen nicht ſo lehrermäßig klingt. Wenn man das mittelſte Glied wegnimmt, ſo wird ſie nachläßiger. Die Entſchuldigungen vom verreiſt ſeyn, vom krank ſeyn, weiß Plinius weit lebhafter vorzutragen. Er läßt ſeinen Freund ſelbſt reden: Non ſum auditurus, non eram Romae, vel occupatior eram. Der Schluß in ſeinem Briefe iſt ungleich ſtärker, als der Schluß des andern. Wir wollen noch einen Verſuch machen. Ich will einem

Freunde

Freunde ſagen, daß mir ſeine Abweſenheit ſehr ſchwer fällt, und daß ich mich über die Bekanntſchaft erfreue, in die er mit einem gewiſſen gelehrten Manne gekommen iſt.

„Sie haben mir letztens gemeldet, daß es Ihnen nicht recht in Holland bey dem Herrn General „gefallen wollte. Dieſes war mir nicht lieb. Um „deſto angenehmer iſt mirs, da ich nunmehr erfahre, daß es Ihnen beſſer da gefällt; und daß Sie „itzt über meine Empfehlung, die ich Ihnen an den „Herrn General überſchickt, zufriedner ſind, als „Anfangs. Gleichwohl kann ich nicht leugnen, daß „ich zuweilen wünſche, es möchte Ihnen weniger „da gefallen, damit ich das Vergnügen hätte, Sie „eher wieder zu ſehen, und mich zu überreden, daß „Ihnen ohne mich nichts recht angenehm ſeyn könnte. Doch ich will das Verlangen nach Ihnen gern „ertragen, wenn Sie nur das Glück, das ich hoffe, „in Holland machen. Ueber die vertrauliche Bekanntſchaft, die Sie mit dem gelehrten Herrn N. „gemacht haben, erfreue ich mich von Herzen. Erwerben Sie ſich ja ſeine Liebe vollkommen. Leben „Sie wohl."

Dieſer Brief ſcheint ziemlich natürlich zu ſeyn. Wer indeſſen wiſſen will, ob er nicht noch natürlicher, ob er nicht lebhafter, und in einer vertraulichern Sprache hätte abgefaßt werden können, der höre den Cicero in eben dieſem Falle reden. Er ſchreibt an den jungen Trebatius, den er ſehr liebte, und der damals bey dem Cäſar war, dem er ihn oft

empfohlen hatte. Trebatius ſehnte ſich im Anfange ſehr wieder nach Rom zurück. Ich will den Brief ſo zu überſetzen ſuchen, daß das Eigenthümliche der deutſchen Sprache nichts dabey leiden ſoll. *)

„Wieder ein Beweis, wie uneins Leute mit ſich „ſelber ſind, die lieben! Anfangs war ich unzufrie„den, daß es Ihnen bey dem Cäſar nicht gefallen „wollte; nun kränkt michs, daß es Ihnen da ge„fällt. Ich konnte es nicht leiden, daß Sie über „meine Empfehlung an den Cäſar kein größres Ver„gnügen hatten; und nun thut mir es weh, daß „Ihnen etwas ohne mich angenehm iſt. Doch lie„ber mag mich die Sehnſucht nach Ihnen beunru„higen, als daß Sie das, was ich hoffe, nicht er„langen ſollten. Ueber Ihre Freundſchaft mit dem „liebenswürdigen und gelehrten Marius habe ich „ein unbeſchreibliches Vergnügen. Machen Sie ja, „daß er Sie recht ſehr lieben muß. Sie können „nichts ſchöners aus dieſer Provinz zurück bringen, „als ſeine Freundſchaft; glauben Sie mirs! Leben „Sie wohl.“

In dem Vortrage dieſes Briefs iſt weit mehr Natur, als in dem erſten, und weit mehr Beredſamkeit. Die Einfalt und Richtigkeit der Gedanken lehrt uns, daß Cicero ohne Kunſt ſein Herz hat reden laſſen, und daß er an nichts gedacht, als dem Trebatius ſeine Liebe zu zeigen. Ein Gedanke reicht dem andern freywillig die Hand. Der Ausdruck

*) S. den 15. Brief des ſiebenten Buchs.

druck iſt ſo einfältig, als die Gedanken ſind, und eben ſo gefällig, weil er richtig, und nicht weiter oder enger iſt, als die Vorſtellung es erfordert. Man mache, daß ſich die Gedanken nicht mehr ſo genau berühren, und ſetze Zwiſchengedanken hinein; man nehme den Sätzen ihre Kürze, und ſuche ſie ausführlicher, durch mehr Ideen, oder mehr Worte, zu machen; man nehme endlich dem Briefe in dem Lateiniſchen den Ausdruck, und gebe ihm einen andern, ſogleich wird die Schönheit dieſes Briefes verſchwinden. Rollin hat das Verdienſt der Ciceronianiſchen Briefe vortrefflich beſtimmt. *)

*) Ses lettres peuvent nous donner une juſte ideé du ſtile épiſtolaire. Il y en a de pur compliment, de remerciment, de louange. Quelques-unes ſont gaies et enjouées, où il badine avec eſprit: d'autres graves et ſerieuſes, où il examine des queſtions importantes: dans d'autres il traite des affaires publiques; et celles-là ne ſont pas à mon ſens les moins belles. Celles, par exemple, où il rend compte, d'abord au Sénat et au Peuple Romain, puis en particulier à Caton, de la conduite, qu'il a gardée dans le gouvernement de ſa province, ſont un parfait modéle de la netteté, de l'ordre, et de la préciſion, qui doivent regner dans des mémoires et dans des relations: et l'on doit ſur tout y remarquer la maniere adroite et inſinuante, qu'il emploie pour ſe concilier les bonnes graces de Caton -- Sa fameuſe lettre à Lucceius, où il le prie d'écrire l'hiſtoire de ſon Conſulat, ſera toujours re-

Man kann einen Brief, als ein Ganzes, betrachten, und alsdann beſteht das Verdienſt deſſelben, wie ich ſchon erinnert habe, in dem Zuſammenhange und der Vollſtändigkeit ſeiner Theile. Wenn ich einen Brief ſchreibe: ſo habe ich den Innhalt ſchon, und ich bin nicht ſo wohl bekümmert, was ich dem Andern ſagen will, als wie ichs ihm ſagen will; in was für einer Ordnung; und wie ich die Sätze, aus welchen meine Meynung beſteht, ausfüllen und aneinander hängen werde; wie ich anfangen, wie ich fortfahren und ſchließen werde. Wir reden alſo nunmehr von der Form eines Briefs. In was für einer Ordnung ſoll er abgefaßt werden? Gehört eine gewiſſe abgemeßne Eintheilung zu einem Briefe? Giebt es eine gewiſſe Kunſt, oder verſchiedne Methoden, nach welchen alle Materien in Briefen können vorgetragen, und mit einander verbunden werden? Man darf nur an das denken, was ein Brief iſt: ſo wird man ſich dieſe Fragen leicht beantworten können. Man darf nur an die Ordnung denken, die man beobachtet, wenn man im Umgange von ſolchen Dingen ſpricht, die man in einem Briefe vortragen will. Man bedient ſich im

gardée avec raiſon comme un monument éclatant de ſon éloquence, auſſi bien que de ſa vanité. J'ai parlé ailleurs de la belle lettre qu'il écrivit à ſon frere Quintus, où toutes les graces et toutes les fineſſes de l'art ſont miſes en uſage. *De la maniere d'enſeigner et d'étudier les Belles-Lettres.* Tome III. à Amſterd. 1763. p. 105. etc.

im Umgange keiner weitläuftigen Eingänge. Man fängt bald von der Sache an. Man ſetzt gemeiniglich das, was in der Sache das erſte iſt, voran. Man fährt mit den Vorſtellungen fort, wie ſie ſich darbieten, und man hört auf, wenn man glaubt, das Nothwendigſte geſagt zu haben. Dieſes iſt auch der Plan zu einem Briefe. Man bediene ſich alſo keiner künſtlichen Ordnung,*) keiner mühſamen Einrichtungen, ſondern man überlaſſe ſich der freywilligen Folge ſeiner Gedanken, und ſetze ſie nach einander hin, wie ſie in uns entſtehen: ſo wird der Bau, die Einrichtung, oder die Form eines Briefs natürlich ſeyn. Dieſe Regel bleibt ſtets die beſte, ſo viel man auch dawider einwenden mag. Man kann ſagen, daß man ihr folgen, und doch noch einen ſehr unnatürlichen und unordentlichen Brief ſchreiben kann, nämlich wenn meine Art zu denken unrichtig, überflüßig und unangenehm iſt. Es iſt

*) Illam vnam eſſe artem epiſtolarum in eloquendo cenſebant (veteres), nullam adhiberi artem: modo ſtulti ſenſus aut inepti, et nimis perturbatus abeſſet ordo. *Io. Ludov. Vives*, de conſcr. epiſtol. p. m. 54. Nec in ordine quidem admodum laboro: qui optimus in epiſtola, neglectus aut nullus, vt in colloquiis incurioſum quiddam et incompoſitum amamus. -- Omnino *decora eſt incuria*: et recte monuit Cicero, *epiſtolas debere interdum hallucinari.* Itaque ille ipſe haeſitat, reuocat, turbat, miſcet: nec quicquam magis curaſſe videtur, quam ne quid curae praeferret. *Lipſius* Inſtitut. Epiſtol. C. VI.

iſt wahr; aber wir ſetzen einen geſunden Verſtand zum voraus. Dieſen kann man niemanden in einer Regel beybringen. Viele Leute ſind von Natur ſo finſter, daß ſie auch bey den gemeinſten Dingen noch unordentlich denken. Dieſen wird die Regel nichts helfen. Wer keine gute Auferziehung gehabt, wer ſeinen Verſtand noch gar nicht durch den Umgang mit geſchickten und vernünftigen Leuten, oder durch das Leſen guter Bücher geübt, und in Ordnung gebracht, oder wer ihn durch einen böſen Geſchmack gar ſchon verderbt hat, der wird freilich nach dieſer Regel immer noch elende Briefe ſchreiben können. Unterdeſſen iſt ſie die einzige, der man folgen ſoll. Alle dieſe künſtlichen Methoden, nach welchen uns unſre Briefſteller gemeiniglich lehren wollen, wie man einen Brief ordnen, und ſeine Gedanken in gewiſſe Behältniſſe zwingen ſoll, in die ſie ſich meiſtentheils nicht ſchicken, ſind niemanden anzupreiſen. *) Ja man kann beynahe das von ihnen ſagen, was Cicero von einer gewiſſen Anweiſung zur Beredſamkeit geſagt hat. Cleanth, ſpricht er, hat eine Redekunſt geſchrieben; aber ſo, daß man nichts anders zu leſen braucht,

als

*) Superſtitioſe faciunt, qui libertatem illam epiſtolarem certis partibus alligant, atque eiusmodi ſeruituti includunt, cuiusmodi ne orationes quidem tenere Fabio placet. In ſimplicibus argumentis eum ſequamur ordinem, quem conſilium nobis dictauerit, non praeceptiunculae. *Eraſmus* de *rat. conſcr. epiſt.* p. m. 98.

als ihn, wenn man verſtummen will. *) Die Erfinder dieſer Künſte haben es unſtreitig gut gemeynt; aber ihre gute Meynung, jungen Leuten das Briefſchreiben zu erleichtern, hat vielleicht mehr Schaden angerichtet, als wenn ſie die ſchlimmſte Abſicht gehabt hätten. Sie wollen uns, ehe wir denken können, gute Briefe ſchreiben lehren. Sie lehren uns daher die Sätze des Briefs nach einem Formulare abfaſſen, bald in der Geſtalt einer Schlußrede, bald in einer ordentlichen, bald in einer umgekehrten Chrie, bald ſo, daß wir unſre Meynung in ein Antecedens, in eine Connexion und in ein Conſequens einſpannen müſſen. Sie wollen uns, ſage ich, auf dieſe Art bey Zeiten gute Briefe ſchreiben lehren, und ſie machen, daß wir Zeit Lebens ſchlechte ſchreiben lernen, wenn wir uns einmal an dieſe Formulare gewöhnen. Sie wollen uns die Ordnung im Schreiben beybringen, und benehmen uns eben durch dieſes Mittel das Muntre, das Freye, das eine Rede angenehm macht. Sie geben uns gewiſſe Anfangs- und Schluß-Formeln, gewiſſe Verbindungswörter, die im Umgange nicht gebräuchlich ſind, gleichſam als Hüter, damit unſre Gedanken nicht aus ihren Feſſeln entrinnen können. Der Gebrauch dieſer Methoden iſt unſtreitig an dem ſchlimmen Geſchmacke in Briefen hauptſächlich Urſa-

che

*) Scripſit artem rhetoricam Cleanthes, ſed ſic, vt, ſi quis obmuteſcere concupierit, nihil aliud legere debeat. *De finib.* L. 4. c. 7.

che, der lange Zeit in Deutſchland geherrſcht hat.*) Die Briefe haben nothwendig ſteif und ängſtlich

wer=

*) So groß die Menge der deutſchen Anweiſungen zu Briefen iſt: ſo groß, ja noch viel größer iſt die Anzahl der lateiniſchen, die zum Theil von großen Gelehrten aufgeſetzet worden, und doch nur zu beweiſen ſcheinen, daß es eine vergebne Mühe iſt, das Briefſchreiben in die Form einer Kunſt zu bringen. Einige haben einander ziemlich getreu abgeſchrieben; Andere über die Anweiſungen der Andern Commentarien gemacht; die meiſten nur für die lateiniſche Sprache geſorgt. Ludwigs a Vives Anleitung ſcheint in Anſehung der übrigen den Namen, aureus libellus, mit Recht zu verdienen. Erasmus und Lipſius haben ſelbſt nichts aus ihren Anweiſungen gemacht. Man findet indeſſen noch allemal Spuren großer Männer darinne. In Philipp Horſts und Valentin Erythräi Anleitung trifft man zugleich dasjenige an, was man im Griechiſchen von den Briefen gelehret hat, nämlich in dem erſten die wenigen Anmerkungen, die Demetrius Phalereus in ſeiner Elocution über die Natur und Schreibart der Briefe macht, und in dem andern die beiden Bücher περι τῶν ἐπιςολικῶν τύπων, de epiſtolarum formis ſ. typis, und περί τȣ̃ ἐπιςαλτικȣ̃ Χαρακτῆρος, de charactere epiſtolico, die einige dem Libanius zuſchreiben, und von denen das letzte eine mühſame Eintheilung der Briefe iſt. Der kurze Brief des Gregorius von Nazianz an den Nicobulus von der Kürze, der Deutlichkeit, und der Anmuth eines Briefs, iſt vielleicht mehr werth, als manche dicke Anweiſung. Es iſt unter ſeinen

Brie-

werden müſſen, weil man durch den Schulwitz die natürliche Art zu denken erſtickt hat. Sie haben einförmig und ekelhaft werden müſſen, weil alles in einer einförmigen Stellung vorgetragen worden. Hierzu kömmt noch, daß man uns hat bereden wollen, die Kanzleyſprache wäre die beſte, und alſo auch die Sprache der Briefe; welches eben ſo viel heißt, als wenn man ſagte, diejenige Sprache, die im gemeinen Leben am wenigſten gehört, und beynahe gar nicht verſtanden wird, muß in Briefen geredet werden. Wir wollen ein Exempel einer ſolchen künſtlichen Einrichtung eines Briefes aus Junkers Briefſteller vor uns nehmen, um den Werth der Diſpoſitionen kennen zu lernen. Er ſagt uns, wie man den Brief in Form einer ordentlichen Chrie einrichten kann. Man ſetze, ſagt er erſt den Hauptſatz, alsdann den Beweis; darauf mache man eine kleine Erweiterung, und alsdann

beſchließe

Briefen der hundert und neunte. Caſelius hat einen Commentar darüber geſchrieben. Die franzöſiſche Anweiſung, die vor Richelets Sammlung auserleſener Briefe ſteht, verdient geleſen zu werden, und noch weit mehr diejenige, die in dem Traité Géneral du Stile etc. à Amſterdam 1750 zu finden iſt. Unter den deutſchen Anweiſungen haben ſich des Herrn Rector Stockhauſens Grundſätze den meiſten Beyfall erworben. Wer aber im Lateiniſchen eine recht kurze und ſehr ſchöne Anleitung zu Briefen leſen will, der ſchlage in des Herrn D. Erneſti ſeiner Rhetorik das Capitel von Briefen nach. S. 798.

beſchließe man. Das Skelet von einem ſolchen Briefe ſieht nach ſeinem Aufſatze a. d. 74. S. alſo aus:

Satz: Ich habe mit Betrübniß vernommen, daß deſſen Eheliebſte geſtorben ſey.

Beweis: Denn ſie war ihrer Tugend wegen von jedermann, und dahero auch von mir geliebt und werth gehalten.

Amplificatio per diſtributionem:

a) Wegen ihrer Gottesfurcht,
b) Häuslichkeit,
c) Kinderzucht,
d) Liebe gegen ihren Eheherrn,
e) Freundlicher Bezeugung gegen jedermann.

Beſchluß: Darum iſt es kein Wunder, wenn er, ſo wohl als ich, nebſt andern Freunden, darüber gar ſehr bekümmert worden.

Endlich ſetzet man einen Troſt nach gegenwärtigem Exempel, bey, und beſchließet den Brief mit einer beliebigen Schlußformel.

Die Ausarbeitung dieſes Aufſatzes klingt alſo:

Wohledler,

Hochgeehrter Herr Secretär.

„Niemals bin ich ſo ſehr beſtürzt geweſen, als „bey Erbrechung Deines Briefes; aus welchem ich „die unverhoffte Nachricht von dem Abſterben Dei-

„ner

„ner wertheſten Eheliebſten bekommen. Die Spu„ren von den Thränen, ſo Du in währendem „Schreiben vergoſſen, lockten mir gleichfalls die „Thränen aus den Augen, und ich konnte mich um „deſto weniger der Thränen enthalten, je größer „der Verluſt iſt, den nicht allein Du, ſondern auch „alle diejenigen, ſo keine Feinde der Tugend ſind, „drüber erlitten. Ihre Gottesfurcht, Häuslich„keit, erbauliche Kinderzucht, ungefärbte Liebe ge„gen ihren Eheliebſten, und ihre ungemeine Be„ſcheidenheit und Freundlichkeit in dem Umgange „mit jedwedem, iſt werth, daß alle, welche den „Werth einer Ehefrauen von ſolcher Beſchaffenheit, „wie die Deinige geweſen, erkennen, den Verluſt „mit Dir beklagen, den Du insbeſondere leideſt. „Ich weis Dir ſelber keinen Troſt zuzuſprechen, „als daß ich Gott bitte, er wolle den Geiſt des „Troſtes in Dein Herz ſchenken, daß Du in chriſt„licher Gelaſſenheit die Weisheit ſeiner Wege erken„nen mögeſt. Ich meines Orts wünſche, daß ich „forthin Dir allemal durch etwas anders, als Con„dolenzbriefe, zeigen möge, daß ich ſey ꝛc.“

Man betrachte nur die Erweiterung der Urſache, (Aetiologie,) und ſehe, ob ſie natürlich iſt! „Ihre (der verſtorbenen Frau) Gottesfurcht, Häus„lichkeit, erbauliche Kinderzucht, ungefärbte Liebe „gegen ihren Eheliebſten, und ihre ungemeine Be„ſcheidenheit und Freundlichkeit in dem Umgange „mit jedwedem, iſt werth, daß alle, welche den Werth „einer Ehefrauen von ſolcher Beſchaffenheit, wie

die

„die Deinige geweſen, erkennen, den Verluſt mit „Dir beklagen, den Du insbeſondre erlitten haſt ⸗ ⸗.“ Das heißt, deucht mich, einen Gedanken nicht erweitern, ſondern durch überflüßige Begriffe beſchweren, und durch eingeſchobne Worte aus einander dehnen. Man ſieht dieſer Erweiterung das Studirte, das Mühſame, auf allen Seiten an; und eben dieſes Mühſame und Geſuchte iſt wider den Affect der Traurigkeit, den ich dem Andern zu erkennen geben will. Um dieſe Urſachen auszudenken, brauche ich Gelaſſenheit und Nachſinnen. Wenn ich alſo dieſe Gründe gleichſam in einer Schlachtordnung nach einander hinſtelle: ſo zeige ich an, daß ich nicht ſehr beſtürzt geweſen ſeyn muß. Keine Ordnung würde bey dieſer Gelegenheit die beſte Ordnung geweſen ſeyn. Wer pflegt gegen ſeinen Freund ſo ſtufenweiſe zu declamiren, wenn er ihm mündlich ſagen will, daß er den Verluſt ſeiner Frau bedauert? Wird ein Freund des andern Frau durch alle Prädicamente loben, wer mit ihm von ihrem Tode ſpricht? Wäre der Verfaſſer wirklich gerührt geweſen, ſo würde ihm bald dieſes, bald jenes, von dieſen Umſtänden eingefallen ſeyn; aber nicht auf einmal, und in Einem Perioden; ſo pflegen wir im Affecte nicht zu reden. Aber die Sprache des Herzens wollte ſich in keine Chrie zwingen laſſen. Hätte er hingegen nicht an die Chrie, ſondern an ſeinen armen Freund gedacht, und ſeine Empfindungen niedergeſchrieben: ſo würde der Brief lebhaft und ungezwungen geworden ſeyn. Endlich

wenn

wenn der gedachte Brief gut wäre, was hat die Chrie dazu beygetragen? Beynahe nichts. Die beiden Sätze: Ihre wackere Frau iſt geſtorben; ich bin betrübt darüber; bieten ſich durch die Sache ſelbſt an, und die Chrie ſagt nichts mehr, als daß ich dieſen vor und jenen nachſetzen kann, oder umgekehrt. Dieſes hat man vorher auch gewußt. Die Erweiterung hat den Verfaſſer zu einem einzigen ängſtlichen Perioden geholfen. Das übrige in dem Briefe iſt alles willkührlich hinzu geſetzt, und der junge Menſch muß es entweder in ähnlichen Fällen erfinden, oder dieſes Modell getroſt abſchreiben. Sollte man alſo wohl junge Leute nach ſolchen Methoden in Briefen anführen, wenn ſie auch nicht unnatürlich wären? Das beſte Mittel, dieſe Methoden zu widerlegen, ſind die guten Briefe der Alten und Neuern. Man nehme ſie, und ſage uns, in welcher Form ſie geſchrieben ſind. Man wird unter hunderten nicht einen finden, der ſich ohne Gewaltthätigkeit in eine Chrie, oder Schlußrede, zwingen läßt. Dieſe guten Exempel gelten mehr, als alle Regeln. Und aus dieſen Exempeln ſehen wir nichts mehr, als daß es keine abgemeßne Ordnung giebt, die man ſchon im Vorrath hat, ehe man den Brief ſchreibt: ſondern daß die Vorſtellung des Innhaltes jedesmal die Einrichtung giebt; daß dieſe nicht gezwungen ſeyn darf; daß ſie der natürlichen Art zu denken, die ein jedweder hat, überlaſſen iſt. Junge Leute werden tauſendmal mehr Vortheil haben, wenn man ihnen gute Briefe zu leſen

giebt, und ſie auf eine brauchbare Art mit ihnen durchgeht, als von allen Regeln. Sie werden an guten Exempeln bald ſehen, wie man einen Brief einrichten, wie man ihn mit Gedanken, die ſich zur Sache ſchicken, ausfüllen ſoll. Man mache ſie auf die natürlichen, und oft bloß wegen ihrer Einfalt ſchönen Stellen, auf die ganze Wendung, die einem Briefe gegeben worden, aufmerkſam. Man laſſe ſie oft aus wohlgeſchriebnen Briefen einen trocknen und kurzen Innhalt in wenig Sätzen ausziehen, und zeige ihnen, wie der Autor den Innhalt belebt und ausgeführt hat; wie er von einem Gedanken zum andern übergegangen iſt; wie er alles verderbt haben würde, wenn er dieſen oder jenen Gedanken mehr aus einander gewickelt hätte. Man mache oft ſelbſt einen Hauptinnhalt aus einem ſolchen guten Briefe, und lege ihn jungen Leuten vor. Man frage ſie, wie ſie davon reden wollen. Man helfe ihnen die Zwiſchengedanken durch Fragen erſinden. Man laſſe ſie den Brief aufſetzen, und alsdann zeige man ihnen das Original ſelbſt. *) Dieſes wird die Fähigkeit zu denken

bey

*) Bey der Durchſicht ihrer Briefe folge man der Vorſchrift des Erasmus: Neque ſat habeat doctor, manifeſta ſermonis vitia caſtigare, verum ſi quod verbum parum elegans, ſi minus ornatum, ſi ſordidum, ſi durius translatum -- ſi quid abſurdius compoſitum, ſi quid aſperum, ſi quid hiulcum, id notatum emendabit mutabitque. Tum ſi quid alio loco dictum, quod alio

bey jungen Leuten nicht allein vermehren, ſondern ihnen auch unvermerkt einen guten Geſchmack in Briefen beybringen. Ich will die Sache an einem leichten Exempel verſuchen, und folgenden kurzen Brief an einen guten Freund dazu nehmen:

Liebſter Freund,

„Fahren Sie doch heute mit mir ſpatzieren. Es „iſt ſo ſchön Wetter. Unterſuchen Sie nicht, wie „viel Sie Vergnügen auf dieſer Reiſe haben wer„den, denken Sie lieber daran, daß ich ohne Ihre „Geſellſchaft keins haben werde. Wenn Sie mir „dieſes ſagten, ſo käme ich gewiß. Der Wagen iſt „ſchon beſtellt. Wollen Sie kommen? Ja.“

Wenn ich alſo einen jungen Menſchen nach dieſem Exempel üben wollte: ſo würde ich ihm ſagen, er ſollte an einen guten Freund ſchreiben, und ihn

bitten,

alio magis quadrabit: ſi quid additum, quod non cohaereat: ſi quid praeteritum, quod inſeri oportebat: ſi quod argumentum futile, vanum, translatum, aut alioqui vitioſum: ſi quod decus parum feliciter affectatum: ſi locus ſit frigidior: ſi languidius dictum, quod acrius oportebat: ſicubi a decoro fuerit receſſum: ſi tractationis color parum prudenter ſit delectus: ſi verboſius tractatum, quod oportebat breuius: aut ſi breuius perſtrictum, quod fuſius erat tractandum. Nec ſimul tamen omnia reprehendet praeceptor, ſed alias alia. *De conſcrib. epiſt.* p. m. 49.

bitten, daß er heute mit ihm ſpatzieren fahre. Thun Sie, würde ich fortfahren, als ob Sie wirklich Luſt hätten, ſpatzieren zu fahren; was würden Sie Ihrem Freunde bey dieſer Gelegenheit mündlich ſagen? „Daß ich Luſt hätte ſpatzieren zu fah„ren; daß heute ſchön Wetter wäre; daß er mir „einen großen Gefallen erweiſen würde, wenn er „mit mir führe.“ Aber iſt das nicht zu viel begehrt, daß er bloß Ihres Vergnügens wegen mit Ihnen fahren ſoll? „Nein, er kann ja eben das „Vergnügen in meiner Geſellſchaft haben, das ich „in ſeiner habe.“ Wollen Sie ihm dieſes ſagen? Fühlen Sie nicht, daß es zu ſtolz geſprochen iſt? Bleiben Sie dabey, daß er Ihres Vergnügens wegen mit Ihnen fahren ſoll; aber wenden Sie den Gedanken ſo, daß er vortheilhaft für Ihren Freund wird. Laſſen Sie ihn ſehen, wie ſehr Sie ihn lieben. „Ich will ihm alſo ſagen, daß ich „überhaupt ohne ſeine Geſellſchaft kein Vergnügen „genießen könnte.“ Ich dächte, Sie ließen das überhaupt weg. Der Gedanke iſt zu allgemein, und klingt zu ſchmeichleriſch. Machen Sie ihn wahrer. Schränken Sie ihn bloß auf die itzige kleine Reiſe ein. Nehmen Sie das gute Wetter zu Hülfe, und ſagen Sie mir nunmehr, wie Sie ſchreiben wollen. = =

„Ich werde ſchreiben:

„Haben Sie doch die Gewogenheit für mich, und „fahren Sie heute mit mir ſpatzieren. Es iſt ein „ſo ſchöner Tag, und ich ſage Ihnen, daß ich ohne

„Ihre

„Ihre Geſellſchaft kein Vergnügen auf dieſer Reiſe „haben werde.“ Fällt Ihnen nichts mehr bey, wodurch Sie ihn bewegen könnten? Er ſoll Ihnen einen Gefallen thun. „Ich will ihm ſagen, daß „ich ihm wieder eben dieſen, oder einen andern Ge„fallen erweiſen will. Ich will alſo fortfahren: „Sie können verſichert ſeyn, daß ich Ihnen eben „dieſen Gefallen bey andern Gelegenheiten erzeigen „werde.“ Dieſe Stelle iſt mir zu matt. Ihr, Sie können verſichert ſeyn, iſt nicht die vertrauliche Sprache eines Freundes. Werfen Sie es weg. Der Bewegungsgrund, daß Sie ihm eben dieſen Gefallen wieder erweiſen wollen, iſt gar zu proportionirlich. Sagen Sie ihm mehr. Sprechen Sie lieber in der Sprache des Umgangs: „Ich „will Ihnen alles wieder zu Gefallen thun, wenn „Sie mir dieſe Freude machen.“ Wollen Sie noch was weiter ſagen? Wenn Sie im Umgange etwas bitten, was thun Sie am Ende? „Ich bitte noch „einmal.“ Wie wollen Sie alſo ſchließen? „Thun „Sie es doch, und kommen Sie, ich bitte Sie, „ich bitte Sie recht ſehr.“

Nunmehr würde ich ſeinen Brief gegen den erſten halten. Ich würde ihm zeigen, daß ſeine Formel: Haben Sie doch die Gewogenheit für mich, kein beſondrer Zierrath in einem freundſchaftlichen Briefe wäre. Ich würde ihm zeigen, daß die Stelle: „Unterſuchen Sie nicht, wie viel „Sie Vergnügen auf dieſer Reiſe haben werden; „denken Sie vielmehr daran, daß ich ohne Ihre Ge-

„ſellſchaft keines haben werde,". weit beſſer ſey, als die ſeinige: „Ich ſage Ihnen, daß ich ohne „Ihre Geſellſchaft kein Vergnügen auf dieſer Reiſe „haben werde." Die erſte iſt natürlicher. Sie erinnert ihn an ſein eignes Vergnügen, und enthält das, was in uns vorgeht, wenn wir uns zu einer kleinen Reiſe entſchließen ſollen. Sie benimmt dem Andern auf eine höfliche Art die Einwürfe, durch den darauf folgenden kleinen Lobſpruch. Der Lobſpruch ſelber wird beſcheidner und nothwendiger durch die Wendung, die man dem ganzen Gedanken gegeben hat. Auf dieſe Art kann man jungen Leuten ſagen, wie ſie einen bekannten Gedanken durch die Wendung auf gewiſſe Art neu machen können; wie ſie mit einem Einfalle umgehen, und ihn oft nur halb zeigen müſſen, wenn er gefallen ſoll. Ich würde ihm endlich ſagen, warum der Schluß in dem erſten Briefe einigen Vorzug vor dem Schluſſe ſeines Briefes hätte. Wüßte ich einen gezwungenen Brief von eben dieſem Innhalte: ſo würde ich ihn ſolchen leſen laſſen, und ihn nöthigen, mir ſein Urtheil zu ſagen. Es ſteht einer in Junkers Briefſteller, der eben dieſen Inhalt hat:

Mein Herr,

Sehr werther Freund,

„Sie ſind es nun von langer Zeit her überzeugt, „daß ich kein Vergnügen genießen kann, wenn Sie „durch Ihre werthe Geſellſchaft mir ſolches nicht

„gleich=

„gleichſam erſt angenehm machen. Da nun heute „überaus ſchön Wetter iſt, welches mich anreizet, „eine Spazierreiſe zu thun: ſo bitte mir die Ehre „Ihrer Geſellſchaft aus. Ich erwarte Sie in ei„ner Stunde auf meiner Stube, und Sie wer„den ſodann den Wagen bereits vor der Haus„thüre finden.“

Er würde mir das Gezwungne in der Verbindung und in den Perioden, das Matte, das Fremde in den Worten und Redensarten aufſuchen, und mir die Urſachen ſagen müſſen. Dieſe Arbeit ſtärkt die Einſicht, und vermehrt den guten Geſchmack, oder die geſchwinde und zarte Empfindung, das, was ſchön, oder nicht ſchön iſt, an einem Gedanken und an dem Ausdrucke wahrzunehmen. Endlich werden die vielen guten Exempel ein Bild von dem, was einen Brief im Ganzen ſchön macht, in ſeinen Verſtand eindrücken. Es iſt oft keine Urſache vorhanden, warum wir im Denken und Schreiben einen üblen Geſchmack haben, als weil wir keine Gelegenheit gehabt, den guten Geſchmack an ſchönen Beyſpielen kennen zu lernen, oder weil wir uns zuerſt an ſchlimme Exempel gewöhnet haben.

Man vergeſſe alſo die gewöhnlichen Künſte der Briefſteller, wenn man natürliche Briefe ſchreiben will. Man bekümmere ſich dafür um gute Briefe, man leſe ſie mit Aufmerkſamkeit, mehr als Einmal, und mache ſich mit ihren Tugenden bekannt. Es-

fällt uns einer beſonders: ſo ziehe man, wie ich ſchon geſagt habe, den Hauptinnhalt in Gedanken heraus, und ſehe, wie ihn der Verfaſſer einzukleiden gewußt hat. Man gebe auf die Gedanken Achtung, wodurch er ihn ausgefüllt, und zu ſeiner gehörigen Größe gebracht. Man bemerke ferner die Umſtände, wodurch der Verfaſſer zu dieſem oder jenem Einfalle gekommen iſt, und wie ſie ſich der Sache dargeboten haben. Man ſehe, wie er ſich leichter und bekannter Gedanken auf eine neue Art zu bedienen gewußt. Wir haben leider noch wenig gute gedruckte Briefe im Deutſchen, und mein Rath wird nur denen helfen, die gute Briefe in fremden Sprachen leſen können, *) oder ſich mit Ueberſezungen behelfen wollen.

Will

*) Unter der großen Menge franzöſiſcher Briefe ſind diejenigen, die wir von der Babet, der Marquiſinn von Sevigne, von ihrem Vetter, dem Grafen von Büſſy-Rabütin, von dem Grafen von Eſtrades, von Crebillon, dem Jüngern, von Racine, dem Aeltern, von Rouſſeau, und von Voltairen, in ſeinen Werken, haben, unſtreitig die beſten. Man findet die Briefe der Babet in den Lettres de Reſpect, d'Obligation et d'Amour de Mr. Bourſault. à Paris 1667. Dieſes muntre und witzige Mädchen beſchämt den Bourſault ſehr durch ihre Briefe. Es ſind ihrer kaum dreyßig. Bourſault ſagt in der Vorrede, daß er die andern weggeliehen, und nicht wieder bekommen hätte. Warum hat man ihm doch nicht lieber die ſeinigen abgeborgt? Der

Werth

Will man ſich ſelber im Briefſchreiben üben: ſo wird man ſehr wohl thun, wenn man im Anfange

Werth der Briefe, welche die Frau von Sevigne an ihre Tochter, die Gräfinn von Grignan, geſchrieben, iſt bekannt. Man hat ſie in ſechs Bänden zu Haag 1726 wieder aufgelegt. Wer nicht eine Kenntniß von dem damaligen franzöſiſchen Hof hat, wird freilich vieles nicht genug verſtehen, oder nicht genug ſchmecken. Sie ſind von 1670 an geſchrieben. Die Briefe des Büſſy würden vielleicht noch ſchöner ſeyn, als ſie ſind, wenn der General, der Staatsmann, der Academiſt, weniger darinn redete: mit Einem Worte, wenn der Graf nicht eben ſo ſtolz, als kleinmüthig, wäre. Die Briefe des Grafen von Eſtrades, die zu Brüſſel 1709 in fünf Bänden unter dem Titel: Lettres, Memoires et Negociations, herausgekommen ſind, und die er als franzöſiſcher Geſandter in Holland geſchrieben, ſind für diejenigen, die in öffentlichen Angelegenheiten ſchreiben wollen. Sie haben, als Nachrichten, das Verdienſt, das aus der Kürze, mit der Deutlichkeit verbunden, und aus der Kunſt entſteht, mit einem Prinzen zu rathſchlagen, ohne vertraut zu werden, und unangenehme Nachrichten zu ſchonen, ohne ſie zu verändern. Es ſind zugleich diejenigen Briefe mit eingerückt, welche ſein Herr, der König, und Lionne an ihn geſchrieben haben. Crebillons Briefe (Lettres de Madame de M** au Comte de R**) verdienen in Anſehung der Moral nicht angeprieſen zu werden. Ein verheirathetes Frauenzimmer ſchreibt an ihren Liebhaber. Es iſt wahr, daß ſie bey ihrem Tode ſehr unruhig wird: daß ſie ſich die gröſten Vorwürfe macht; und vielleicht

ſell

gute Briefe überſetzt. Allein dieſe Arbeit iſt ſehr gefährlich, wenn man ſie ohne Aufſeher unternimmt, und

ſoll dieſes die Lehre ſeyn. Aber ſie liebt doch mitten im Sterben ihren Grafen noch. Soll dieſes auch eine Lehre ſeyn? Außerdem ſind ſie eine Originalgeſchichte des menſchlichen Herzens, wenn es liebt. Sie ſind natürlich geſchrieben, ſo bald man ein Frauenzimmer vom Verſtande und von der Gemüthsart der Marquiſinn voraus ſetzt. Eben ſo genau ſchildern die Briefe der Ninon L'Enclos (Lettres de *Ninon* de *L'Enclos* au Marquis de Sevigné *à la Haye* 1750.) das menſchliche Herz ab, und ſie würden es noch genauer abſchildern, wenn ſie nicht manchmal beſondre Wahrheiten in allgemeine verwandelten. Sie offenbaren in einer muntern und oft boshaften Schreibart die verborgenſten Geheimniſſe der Liebe ſo ſcharfſinnig, daß man die erhabne Enthuſiaſterey der platoniſchen Liebe nicht mit ſtärkern Waffen hätte angreifen können. Wie wenig würde man gegen ſie einzuwenden haben, wenn ſie ſich nicht zuweilen ein wenig allzuſehr auf die andre Seite ſchlügen, der Liebe die Stelle einer Tugend abſprächen, und ſie ganz für eine ſinnliche Empfindung ausgeben wollten! Manche Wahrheit würde vielleicht der Leſer lieber aus dem Munde einer Mannsperſon, als aus dem Munde eines unverheiratheten Frauenzimmers hören wollen. Doch der Verfaſſer, oder die Verfaſſerinn, hätten keine beſſere Perſon zu ihren Briefen wählen können. Wenn ſie ein Frauenzimmer ſchreiben ſollte: ſo konnte ſie eine freye Lenclos am erſten ſchreiben. Uns deucht, daß ſie den Briefen des Crebillon noch

und nicht Einſicht genug in beide Sprachen hat. Man kann das ſchönſte Original durch eine halb- [illegible] ge-

[illegible]

noch vorzuziehen ſind. Doch wer weis, ob ſie ihn nicht ſelbſt zum Verfaſſer haben. Racinens Briefe findet man in den Memoires de Jean Racine, die ſein Sohn heraus gegeben. Sie ſind nicht allein als Briefe ſchätzbar, ſondern auch als Nachrichten, die das Leben und den Charakter dieſes vortrefflichen Scribenten erläutern. Er mag als ein Dichter mit ſeinem Despreaux, oder als ein zärtlicher Vater mit ſeinem Sohne reden, ſo iſt er immer Racine. Er iſt es ſogar in den Briefen, die er in ſeinen erſten Jahren geſchrieben, und ſein noch nicht reifer Witz verräth doch ſchon den künftigen großen Geiſt. Die Briefe des Fontenelle verdienen, deucht mich, größten Theils immer noch eine Stelle unter den guten ſinnreichen Briefen. Man wirft ihnen den Fehler des Geſuchten vor; aber wenn weis ein Fontenelle nicht ſeine Fehler durch Schönheiten zu bedecken? Man hat von dieſen und von Crebillons Briefen eine deutſche Ueberſetzung; die erſte iſt von dem Herrn Profeſſor von Steinwehr, und die andre von Herr Strauben. An den ſinnreichen Werken der Frau von Lambert (Oeuvres de Madame la Marquiſe de *Lambert* a Lauſanne 1747) ſtehen auch einige ſchöne Briefe, davon man aber die meiſten eher kleine Betrachtungen aus der Moral und Critik, als Briefe im eignen Verſtande, nennen könnte. Wer den feinen Geſchmack des St. Mard kennt, der wird ſich auch von ſeinen galanten und philoſophiſchen Briefen, welche den zweyten Band ſeiner Werke ausmachen,

nicht

getreue Ueberſetzung verderben. Das heißt nicht getreu überſetzen, wenn man nur den Sinn ſeines Au-

nicht wenig verſprechen können, obgleich der Verfaſſer ſelbſt davon das Urtheil fällt, daß ſie zum Theil vielleicht zu tiefſinnig, zum Theil als ein Werk ſeiner Jugend, zu ſchimmernd wären. Richelet hat eine Sammlung von Briefen verſchiedener franzöſiſcher Scribenten auszugsweiſe, in zween Bänden herausgegeben, und ſie unter gewiſſe Claſſen gebracht. Ich zweifle, daß er recht gut gewählt hat. Man findet vor dem erſten Theile ein langes Verzeichniß von Briefſchreibern ſeiner Nation; und wer ein noch längeres ſehen will, der leſe den Herrn Arenhold in ſeinem Conſpectu Bibliothecae vniuerſalis -- Epiſtolarum, 38. 58. Seite, Hanou. 1746. Es ſind nach dieſer Zeit noch eine Menge guter Briefe in franzöſiſcher Sprache erſchienen. Einen großen Theil derſelben kann man in den geſammelten Frauenzimmerbriefen zum Unterrichte und Vergnügen, in 12 Bänden, und in dem Unterrichte und Zeitvertreibe für das ſchöne Geſchlecht in geſammelten Briefen und Erzählungen, beide aus verſchiedenen Sprachen ins Deutſche überſetzt, leſen. Dieſe letzte Sammlung wird noch bey Weidmanns Erben und Reich fortgeſetzt und beſteht bereits aus 26 Theilchen. Man hat im Italieniſchen beynahe eine eben ſo große Menge Briefe, als im Franzöſiſchen; gute und ſchlechte. Annibal Caro, Guidiccioni, Bonfadio, Bembo, Bentivoglio, Loredano und Lupis ſind bekannt. Die Briefe des Annibal Caro (Lettere famigliari, *Ven.* 1574.

Autors ausdrückt. Ich muß auch die Art, mit der er denkt, und den Ausdruck ſeiner Gedanken genau beybehalten; oder wo dieſes in meiner Sprache nicht mehr angeht, beides mit gleichgeltenden Schönheiten zu verwechſeln wiſſen. Dazu gehört viel Geſchmack, und viel Stärke in den Sprachen. Unterdeſſen hat das behutſame Ueberſetzen einen doppelten Vortheil. Man wird mit den Schönheiten eines Originals beſſer bekannt, und man bereichert ſeinen Ausdruck, weil man genöthigt iſt, die Wörter und Redensarten ſeiner Sprache in Gedanken aufzuſuchen, um den fremden Ausdruck zu erreichen, ohne ihn zu ſchwächen, und doch auch ohne undeutſch zu reden.*)

Wenn

II. *Vol.*) und des Bonfadio nehmen unter den guten, ſo wie des Loredano und Lupis ſeine unter den ſchlechten Briefen, die erſten Stellen ein. Caro unterſcheidet ſich nicht nur durch das Natürliche und Ungezwungene in den Gedanken und in dem Ausdrucke; auch das Verdienſt, das man ihm in Anſehung der Reinigkeit und Schönheit der Sprache zugeſtehen muß, macht ſeine Schreibart ſchätzbar. Und man muß ſich wundern, wie ein Volk, das einen Caro in Briefen gehabt, im Stande geweſen iſt, die froſtigen Methaphern und die gothiſchen Zierrathen des Loredano einiger Aufmerkſamkeit zu würdigen.

*) Cicero ſagt, daß er in ſeinen jüngern Jahren dieſen doppelten Vortheil, durch das Ueberſetzen der griechiſchen Reden, erlangt habe: Poſtea mihi placuit eoque

ſum

Wenn man endlich ſelbſt Briefe ſchreiben will, ſo vergeſſe man die Exempel, um ſie nicht knechtiſch nachzuahmen, und folge ſeinem eignen Naturelle. Ein jeder hat eine gewiſſe Art zu denken und ſich auszudrücken, die ihn von Andern unterſcheidet. Dieſe ſoll er wohl nach guten Exempeln ausbilden, aber ſie nie unterdrücken, ſonſt wird er eben dadurch gezwungen und unnatürlich werden. Wenn wir alle auf einerley Art dächten: ſo würde die Aufmerkſamkeit und das Vergnügen wegfallen; wir würden bey einander einſchlafen. Die Mannigfaltigkeit des Vortrags befördert hingegen unſer Vergnügen, und wer ſeiner eignen Art zu denken nicht folgt, der benimmt ſich das ſicherſte Mittel, dem Andern zu gefallen, und etwas neues zu ſagen. Wer ſich gar nichts, ſondern alles ſeinem Originale zutraut; wer im Nachahmen nichts thun will, als nur ſeinem Beyſpiele kümmerlich folgen, *) der wird

ihm

ſum vſus adoleſcens, vt ſummorum oratorum graecas orationis explicarem, quibus lectis hoc aſſequebar, vt, cum ea, quae legerem Graece, Latine redderem, non ſolum optimis verbis vterer, et tamen vſitatis, ſed etiam exprimerem quaedam verba imitando, quae nova noſtris eſſent, dummodo eſſent idonea. L. I. de *Orat.* p. 305. *l. c.*

*) Eum nemo poteſt aequare, cuius veſtigiis ſibi vtique inſiſtendum putat. Neceſſe eſt enim ſemper ſit poſterior, qui ſequitur. Adde, quod plerumque facilius eſt plus facere, quam idem. *Quinctil.* L. X, c. 2. Tur-

pe

ihm nicht allein nicht gleichen, ſondern auch ſtets unter ihm ſeyn. Ueber dieſes iſt es meiſtentheils leichter, mehr zu thun, als eben daſſelbe zu thun; und eben ſo unanſtändig, bloß auf Andrer Koſten zu ſchreiben, als auf Anderer Koſten zu leben. Und was würde durch das Nachahmen erhalten worden ſeyn, wenn keiner mehr ausgerichtet hätte, als das Original, dem er folgte?

Man vergeſſe im Schreiben nicht, daß der Vorrath der Gedanken und der Worte zu einem guten Briefe meiſtens in der Nähe liege, und daß viele nur darum ſchlechte Briefe ſchreiben, weil ſie beides in der Ferne ſuchen, und ſich deſſen nicht bedienen wollen, was ihnen die Sache und die Beſchaffenheit der Perſonen freywillig darbieten. Sie halten das Nahe für gemein. Sie ſuchen, und ſie kommen dadurch aus den Grenzen des Natürlichen. *) Die Kunſt ſoll in den Briefen eigentlich

nichts

pe etiam illud eſt, contentum eſſe id conſequi, quod imiteris. Nam rurſus quid erat futurum, ſi nemo plus effeciſſet eo, quem ſequebatur? *ibid.*

*) Plerumque optima rebus cohaerent et cernuntur ſuo lumine. At nos quaerimus illa, tanquam lateant ſemper, ſeque ſubducant. Ita nunquam putamus circa id eſſe, de quo dicendum eſt; ſed ex aliis locis petimus et inuentis vim afferimus. *Quinctil.* L. 8. *Proœm.* Man kann folgende Stelle aus dem zehnten Buche eben dieſes vortrefflichen Anführers in der Beredſamkeit zu einer Regel bey der Verfertigung der Briefe

machen:

nichts thun, als wehren, daß die gewöhnlichen Vorſtellungen keinen Ekel erwecken.

Die Gelegenheiten, bey denen wir ſchreiben, erzeugen die meiſten Gedanken in Briefen. Man ſey alſo aufmerkſam auf die kleinen Umſtände, welche die Gelegenheit darbietet, um ſich mit Gedanken zu bereichern. Wer von Natur unempfindlich iſt, den wird nichts rühren, als das Grobe an einer Sache; und er wird von den vorkommenden Dingen immer auf eine gemeine Art reden. Wenn man hingegen viel an einer Sache ſieht, ſo bekömmt man viele und alſo auch neue Vorſtellungen. Auf dieſe Art entſteht das Volle und das Muntre in der Schreibart. Wer unter vielen Vorſtellungen, durch die Hülfe einer zarten und glücklichen Empfindung, die leichteſten, feinſten und nöthigſten wählen, und einen gewiſſen Wohlſtand in ihrer Verbindung beobachten kann, der wird gewiß gute Briefe ſchreiben.

machen: Si non reſupini, ſpectantesque tectum, et cogitationem murmure agitantes, expectauerimus quid obueniat; ſed quid res poſcat, quid perſonam deceat, quod ſit tempus --, intuiti, humano quodam modo ad ſcribendum acceſſerimus. Sic nobis et initia, et quae ſequuntur, natura ipſa praeſtabit. Certa ſunt enim pleraque, et, niſi conniueamus, in oculos incurrunt: ideoque nec indocti, nec ruſtici diu quaerunt, vnde incipiant. Non ergo putemus ſemper optimum eſſe, quod latet. L. X. c. 3.

ben. Aus dieſem Grunde kann man ſicher ſagen, woher es kömmt, daß die Frauenzimmer oft natürlichere Briefe ſchreiben, als die Mannsperſonen. *) Die Empfindungen der Frauenzimmer ſind zarter und lebhafter, als die unſrigen. Sie werden von tauſend kleinen Umſtänden gerührt, die bey uns keinen Eindruck machen. Sie werden nicht allein öfter, ſondern auch leichter gerührt, als wir. Eine Vorſtellung macht bey ihnen geſchwind der andern

*) Ich will dem Frauenzimmer zur Ehre eine ſehr ſchöne Stelle aus dem la Bruyere anführen: Elles (les Lettres de *Balzac* et de *Voiture*) ſont vuides de ſentimens, qui n'ont regné que depuis leur tems, et qui doivent aux femmes leur naiſſance. Le ſexe va plus loin, que le notre, dans ce genre d'écrire: elles trouvent ſous leur plume des tours et des expreſſions, qui ſouvent en nous ne ſont l'effet que d'un long travail et d'une pénible recherche, elles ſont heureuſes dans le choix des termes, qu'elles placent ſi juſte, que tout connus qu'ils ſont, ils ont le charme de la nouveauté et ſemblent être faits ſeulement pour l'uſage, où elles les mettent. Il n'appartient qu'à elles de faire lire dans un ſeul mot tout un ſentiment, et de rendre délicatement une penſée, qui eſt délicate. Elles ont un enchainement de diſcours inimitable, qui ſe ſuit naturellement, et qui n'eſt lié que par le ſens. Si les femmes étoient toûjours correctes, j'oſerois dire, que les lettres de quelques-unes d'entre-elles ſeroient peut-être ce que nous avons dans nôtre Langue de mieux écrit. *Tom.* I. pag. 152.

dern Platz, daher halten ſie ſich ſelten bey einem guten Gedanken zu lange auf: wir fühlen ihn ſtärker, und darum gehen wir oft zu lange mit ihm um. Ihre Gedanken ſelbſt ſind, wie ihre Eindrücke, leicht; ſie ſind ein ſcharfes, aber kein tiefes Gepräge. Die Frauenzimmer ſorgen weniger für die Ordnung eines Briefs, und weil ſie nicht durch die Regeln der Kunſt ihrem Verſtande eine ungewöhnliche Richtung gegeben haben: ſo wird ihr Brief deſto freyer und weniger ängſtlich. Sie wiſſen durch eine gewiſſe gute Empfindung das Gefällige, das Wohlanſtändige, in dem Putze, in der Einrichtung eines Gemäldes, in der Stellung des Tiſchgeräthes leicht zu bemerken und zu finden; und dieſe gute Empfindung der Harmonie unterſtützt ſie auch im Denken und Briefſchreiben. Wer die Farben wohl zu wählen, und Theile, die nicht nothwendig zuſammen gehören, ſo zu ſtellen weiß, daß eins das andre erhebt, der wird auch ſeine Gedanken in einem Briefe gut wählen und geſchickt ordnen können. Wir reden nicht von Frauenzimmern, die unter Leuten von verderbtem Geſchmacke aufgewachſen ſind; die ihren Verſtand und ihre Sprache noch durch keinen vernünftigen Umgang, durch kein gutes Buch ausgebeſſert haben; nein. Aber wir meynen auch nicht vielwiſſende Frauenzimmer, nicht ſolche, vor welchen Juvenal *) die Männer warnt:

Non

*) Juv. *Sat.* 6.

Non habeat matrona, tibi quae iuncta recumbit,
Dicendi genus, aut curuum ſermone rotato
Torqueat enthymema, nec hiſtorias ſciat omnes,
Sed quaedam ex libris, et non intelligat.

Man kann bis zur Orthographie, bis zu den Unterſcheidungszeichen in einer Rede unwiſſend ſeyn, und immer noch ſehr ſchöne Briefe ſchreiben. Und es iſt keine geringe Ehre für die Frauenzimmer, daß die Briefe der Frau von Sevigne, zu denen ich noch die Briefe der Babet rechne, die ſie an den Bourſault geſchrieben, von den größten Kunſtrichtern für die natürlichſten in ihrer Art gehalten werden. Das Herz der Sevigne fließt ſtets von den lebhafteſten Empfindungen der Freundſchaft und Liebe gegen ihre Tochter über. Man erſtaunt über die ungemeine Zärtlichkeit; man fürchtet, ſie werde ſie übertreiben, ſie werde aus dem Charakter einer Mutter fallen; und eben dieſe große Zärtlichkeit, die in der Sprache einer andern Mutter abentheuerlich, oder doch ekelhaft werden würde, bleibt in dem Munde der Sevigne ſchön und natürlich. Man nimmt ihre Empfindungen unwiſſend an. Man gefällt ſich bey dem, was man fühlt, und man würde oft unzufrieden ſeyn, wenn ſie anders geredt, ſich behutſamer ausgedrückt, und eine gewiſſe liebenswürdige Nachläßigkeit vermieden hätte. Sie iſt außer der Stunde ihres Affects in den Augenblicken, wenn ſie erzählt, oder ſcherzt, eben ſo leb-

haft in ihren Vorſtellungen, eben ſo fruchtbar an Bildern, eben ſo naif bey Kleinigkeiten.

Ob gleich alle Briefe natürlich ſeyn ſollen: ſo müſſen es doch die am meiſten ſeyn, in welchen ein gewiſſer Affect herrſcht. Wenn man alſo dem Andern ſeine Traurigkeit, ſein Mitleiden, ſeine Freude, ſeine Liebe, in einem hohen Maaße zu erkennen geben, oder in ihm ſelbſt die Empfindungen erwecken will: ſo laſſe man ſein Herz mehr reden, als ſeinen Verſtand; und ſeinen Witz gar nicht. Man wiſſe von keiner Kunſt, von keiner Ordnung in ſeinem Briefe. Der Beweis dieſer Regel liegt in den Affecten ſelber. Wer recht gerührt, recht betrübt, recht froh, recht zärtlich iſt, dem verſtattet ſeine Empfindung nicht, an das Sinnreiche, oder an eine methodiſche Ordnung, zu denken. Er beſchäftigt ſich mit nichts, als mit ſeinem Gegenſtande. Von dieſem iſt er voll, und ſeine Gedanken ſind geſchwinde und abgedrungene Abdrücke ſeiner Empfindungen. Die Rede wird, gleich dem Gefühle, ſtark und unterbrochen ſeyn. Wie unſer Herz, wenn es in Wallung iſt, geſchwinder und ſtärker ſchlägt, und die vorige Ordnung nicht mehr hält: ſo unterbricht auch der Affect die gewöhnliche Art zu denken, und ſich auszudrücken. Es iſt alſo in ſolchen Briefen nichts unnatürlicher, als das, was Nachdenken, Kunſt und Mühe verräth. Es wird eine gewiſſe Stille und Ruhe des Geiſtes erfordert, wenn wir unſre Vorſtellungen wohl verbinden wollen, wenn wir auf Vergleichungen, Ge-

genſätze und andere witzige Einfälle fallen ſollen. Der Affect aber läßt uns zu dieſer Arbeit weder Zeit noch Ruhe; und das Sinnreiche, es ſey ſo ſchön, als es will, iſt in ſolchen Briefen allemal verwerflich. Man muß aus eben dem Grunde nicht für den Schmuck in Worten ſorgen. Unſer Gedächtniß wird uns diejenigen ſchon eingeben, die den Leidenſchaften eigen, und deswegen die kräftigſten ſind. Ein verwegner Ausdruck, der ſonſt nicht gebräuchlich iſt, kann im Affecte ſchön werden, weil ihn die Heftigkeit meiner Empfindung rechtfertiget. Eine Wiederholung des vorigen, mit eben den Worten, oder in andern Worten, kann in einem ſolchen Briefe zur Schönheit werden, weil wir oft glauben, eine Sache noch nicht, oder nicht genug geſagt zu haben, die uns ſtets vor den Augen ſchwebt. Eine Frage, die bey einer andern Gelegenheit überflüßig iſt, kann in dergleichen Briefen natürlich ſeyn. Kurz, wer die Betrübniß, die Freude, die Liebe, das Mitleid, das er zu erkennen geben, oder erwecken will, in der That empfindet, dem wird es nicht ſchwer ſeyn, davon zu reden; es müßte ihn denn die Armuth der Sprache, oder ein angewöhnter böſer Geſchmack verhindern. Wer ein Exempel von einem recht übertriebnen Trauerſchreiben ſehen will, der leſe Neukirchs Brief an die Frau von Bojanowsky, *) über den Tod ihres Gemahls.

Allein,

*) S. Neukirchs galante Briefe am Ende des Junkeriſchen Briefſtellers, S. 210. Man findet dieſe

Allein, wird man ſagen, wenn man nun ſelbſt nicht gerührt iſt, wie ſoll man denn da ſchreiben? Wie viel Condolenzbriefe, wie viel Freudenbezeugungen müſſen wir nicht mit kaltem Blute aufſetzen! Unſer Herz nöthiget uns nicht dazu, ſondern die Mode, der Wohlſtand, der bloße Name eines Freundes, eines Clienten. Man ſtellt ſich, als ob man etwas wäre, das man nicht iſt. Gut! Wer eigennützig genug iſt, ſich zu verſtellen, oder wer dazu gezwungen iſt, der behält doch allemal in ſeinen Briefen die Pflicht, den Charakter zu beobachten, den er vorſtellen will. Er wird ſich doch erinnern können, wie er ſelbſt, oder Andre, bey dergleichen Gelegenheit, im Affecte zu reden pflegen. Dieſe Sprache muß er nachahmen, wenn man nicht ſein kaltes und verſtelltes Herz entdecken ſoll; allein er muß ſie nicht übertreiben. Er muß allen Vergrößerungen und Künſteleyen entſagen, damit ſein Affekt nicht ſtudirt, oder komiſch werde. Er erinnere ſich folgender Erzählung:

Ein junger Menſch, der, wenn er Briefe ſchrieb,
Die Sachen kunſtreich übertrieb,
Und wenig gern mit ſtolzen Formeln ſagte,
Las einem klugen Mann ein Trauerſchreiben vor,
Darinn er einen Freund beklagte,
Der ſeine Frau durch frühen Tod verlor,

Und

Briefe auch bey einer Ueberſetzung der Briefe des le Pays, die zu Hamburg 1730 herausgekommen; desgleichen in Wolfs Briefſteller.

Und ihm mit vielem Schulwitz ſagte,
Daß nichts gewiſſer wär, als daß er ihn beklagte.

Ihr Brief, fiel ihm der Kenner ein,
Scheint mir zu ſchwer und zu ſtudirt zu ſeyn.
Was haben Sie denn ſagen wollen?
„Daß mich der Fall des guten Freunds betrübt;
„Daß er ein Weib verlor, die er mit Recht geliebt,
„Und meinem Wunſche nach ſtets hätte haben ſollen;
„Daß ich, von Lieb und Mitleid voll,
„Nicht weiß, wie ich ihn tröſten ſoll.
„Dieß ungefähr, dieß hab ich ſagen wollen.“

Mein Herr, fiel ihm der Kenner wieder ein,
Warum ſind Sie ſich denn durch Ihre Kunſt zuwider?
O ſchreiben Sie doch nur, was Sie mir ſagten, nieder:
So wird Ihr Brief natürlich ſeyn.

Ueberhaupt läßt ſich von keinen Briefen weniger hoffen, als von denen, die der Geiſt des Ceremoniels und der Mode eingeführt, und an gewiſſe betrübte oder freudige Fälle, oder an gewiſſe Tage, an Namens- Geburts- und Neujahrs-Tage, gebunden hat. Sie ſind die beſchwerlichſten, und aus einer gerechten Strafe gemeiniglich die ſchlechteſten. Es ſind Geburten, denen man ihre Herkunft, denen

man die Verſtellung, die Schmeicheley, den Eigennutz, die Sklaverey, gemeiniglich anſieht. Es ſind ausgedehnte, froſtige, übertriebene Complimente. Die Materie verändert ſich in dieſen Briefen nicht. Das Erfreuen, das Glückwünſchen, das Bezeugen des Mitleids bleibt allemal das Hauptwerk, und die Gelegenheit iſt nur die Urſache dazu. Wer kann von einem ſo unfruchtbaren Innhalte etwas anſtändiges ſagen? und wenn es Einmal angeht, wer kann es zehn=, zwölfmal verändert thun? Wer kann bey kleinen und täglichen Fällen, worüber die Perſon oft ſelbſt nicht betrübt iſt, an die man ſchreibt; wer kann ſich da immer auf eine natürliche Art betrüben? Wer kann immer auf eine andre Art, in einem ganzen Briefe, Glück wünſchen, ohne gezwungen zu werden? Ein bloßes Compliment läßt ſich ſeiner Natur nach nicht ausdehnen, wenn man ihm nicht Gewalt anthun will. Gleichwohl wird aus einem Complimente, wie wir es mündlich machen, noch kein Brief nach der Mode. Seine Zuflucht zu langweiligen Anfangs= und Schluß=Formeln nehmen, iſt pedantiſch. Sein Compliment in das Sinnreiche einkleiden, iſt eben ſo viel, als wenn ich ein mündliches Compliment nicht herſagen, ſondern meinen Gönnern nach den Noten abſingen wollte. Wenn nicht das beſondre Verhältniß, das zwiſchen mir und dem Gönner iſt, freywillig etwas zum Anfange, oder zur Ausfüllung ſolcher Complimente hergiebt; kurz, wenn die Beſchaffenheit der Perſonen, und gewiſſer zufälliger Umſtände, uns

nicht

nicht bey ſolchen Gelegenheiten beredt macht, und uns zu einer guten Einkleidung hilft: ſo werden ſolche Briefe immer leer und unnatürlich bleiben. Mich deucht, große Herren wären glücklich, wenn die Mode zu gratuliren und condoliren unter ihren Clienten abkäme. Wie oft muß nicht ein vornehmer Mann, an dem Neujahrstage, oder an ſeinem Geburtsfeſte, überhäuft von den ſchriftlichen Complimenten ſeiner Verehrer, aus dem Plautus klagen: *Vix ex gratulando miſer jam eminebam.* Und wenn auch dergleichen Briefe keine höflichen Zwangsmittel ſind, wodurch man den Gönner zu etwas nöthigen will; wenn ſie auch, unſre Ehrfurcht zu bezeigen, geſchrieben werden: ſo ſind es doch ſo ungewiſſe und durch die Mode ſo verdächtig gewordne Zeichen, daß uns oft Angſt dabey werden muß, wenn wir uns ihrer bedienen. Man leſe zum Exempel folgenden Neujahrsbrief:

„Meine Schuldigkeit erfordert, Ew. Excellenz bey „dem Eintritt des neuen Jahres meinen unterthä„nigſten Glückwunſch abzuſtatten. Allein ich ſuche „die Worte vergebens, wodurch ſich das alles aus„drücken ließe, was man Ihnen wünſchen muß, „wenn man das Verlangen ſeines eigenen Herzens „befriedigen will. Sind Zufriedenheit, Leben und „Hoheit eine gewiſſe Belohnung der Verdienſte: ſo „werden Ew. Excellenz mit dieſem Jahre noch eine „lange Reihe zufriedner und glückſeliger Tage an„treten. Ich werde nie ablaſſen, um die Erfüllung

„dieſer

„dieſer Wünſche die Vorſicht anzurufen, und mit
„der erſinnlichſten Ehrerbietung zu beharren ꝛc.

Man fühlt den Zwang in dieſem Briefe, ob er gleich in ſeiner Art noch erträglich iſt. Es iſt nicht gerade zu, es iſt durch einen kleinen Umweg gewünſcht, und dadurch hat der Wunſch die Länge eines Briefs erreicht; aber vielleicht merkt man den Kunſtgriff zu ſehr. Der Wunſch iſt nicht in den gewöhnlichen Formeln abgefaßt, und auf dieſe Art hat er zwar das Alltägliche verloren; aber eben dadurch iſt er redneriſch geworden. Unterdeſſen glaube ich doch, daß man beſſer thut, wenn einmal ſolche Briefe geſchrieben werden ſollen, daß man ſie durch eine Tour verlängert, als daß man den Wunſch auf die Folter ſpannt, und alle ſeine Theile unförmlich ſehen läßt; daß man, ſage ich, beſſer thut, wenn man ihn in feine Worte einkleidet, als wenn man ſich der Canzleyſprache bedient, wozu uns Herr Lünig durch ſeine curiöſen Hof- und Staatsſchreiben und durch ſeinen Vorrath wohlſtyliſirter neuer Briefe hat einladen wollen. Ich will aus dieſer letzten Sammlung ein kleines Exempel anführen.

„Wir zweifeln nicht, es werden Ew. Liebden das
„zu Ende eilende Jahr bey allem hohen Vergnügen
„zurück legen, und haben dahero zu Bezeigung Un-
„ſerer Freund- Vetterlichen (Nachbarlichen) Erge-
„benheit nicht ermangeln wollen, zu dem geſegneten

„Ein-

„Eintritte dieſes inſtehenden neuen Jahres zu gra=
„tuliren, mit dem aufrichtigſten Beywunſch, daß
„der Allerhöchſte Ew. Liebden in dieſem und vielen
„folgenden Jahren mit aller ſelbſtwählenden Fürſt=
„lichen Proſperität, und demjenigen, was ſonſt zu
„Dero Contento gereichen kann, mildiglich erfreuen
„wolle, die wir Ew. Liebden unter ausbittender
„Continuation Dero hochſchätzbaren Freundſchaft
„und Wohlwollens zu Erweiſung ꝛc. ꝛc.

So muß man ſchreiben, wenn man wohlſtyliſirt ſchreiben will. Außer der Armuth des Inhalts in den Complimentbriefen, macht auch der Reſpect, den man zu beobachten hat, dergleichen Briefe ſchwer und ſteif. Man ſoll mit großen Herren nicht frey reden; und was iſt alsdann möglicher, als daß man ängſtlich ſpricht? Man ſoll demüthig und ehrerbietig ſprechen; und wie leicht kann dieſe Sprache kriechend und ſklaviſch werden? Man ſoll mit großer Behutſamkeit reden, und aus großer Behutſamkeit wird man oft koſtbar und gezwungen. Die Regeln des Ceremoniels ſchränken die natürliche Art, zu denken, ſo ſehr ein, daß man dieſe oft unterdrücken muß, wenn man jenes beobachten will. Die Art unſrer langen und großen Ehrenwörter thut in dergleichen Briefen dem Ausdrucke und den Geſetzen der Sprache viele Gewalt an. Wir haben Abſtracte gemacht, und den gnädigen Herrn in die Gnade, den Hochedlen in das Hochedle, und ſo weiter verwandelt. Man ſoll nach

dem

dem Befehle der Briefſteller dieſe Titulaturen an beſtimmten Stellen wiederholen. Dieſes muß nothwendig Ekel und Bangigkeit im Ausdrucke verurſachen. Man ſoll nicht, wie man meiſtens im Umgange redet, durch Sie, Ihnen, Ihre, ſondern durch Dieſelben, Dero, Deroſelben, Höchſtdenenſelben, reden. Und wenn alles dieſes nicht die Grammatik beleidigte: ſo beleidigt es doch das Ohr. Will man das Hochgebohrne nicht alle Augenblicke wiederholen: ſo muß man lange Perioden machen, und Sätze, die natürlicher Weiſe unverbunden geſagt werden wollen, in Einen Perioden zwingen. Unſere Anführer treiben uns noch weiter. Wir ſollen, aus Ehrerbietung für Andre, die Wörter von ihrer natürlichen Stelle verdrängen, und zum Exempel nicht ſagen: Nachdem ich ſo glücklich geweſen, Ew. Excellenz Befehl zu vollziehen; ſondern: nachdem, Ew. Excellenz Befehle zu vollziehen, ich ſo glücklich geweſen bin. Dieſe und noch viele andre Kleinigkeiten, die man beobachten ſoll, machen es beynahe unmöglich, einen ſolchen Complimentbrief natürlich abzufaſſen. Sie ſtören die freye Art zu denken, ſo wie vielleicht die weitſchweifigen Titulaturen in den Kirchengebeten die Andacht ſtören, wenn wir, indem wir z. E. um Gnade für den Lehnsherrn des Dorfs bitten, zugleich den ganzen Titel des gnädigen Herrn herbeten hören, über dem man oft zwey- bis dreymal Athem holen muß.

Die Bittſchreiben und Dankſagungsbriefe an große Herren ſind weit leichter zu machen, als die

leeren

leeren Complimente. Mat hat einen wahren Innhalt, dazu ſich immer verſchiedene Umſtände, verſchiedene Gedanken anbieten, die man von der Großmuth, von dem edelmüthigen Beſtreben ſeines Gönners, uns und Andre glücklich zu machen, von den Wohlthaten ſelbſt, die er uns ſchon erwieſen hat, hernehmen kann. Das Verlangen, Andre zu unſerm Glücke geneigt zu machen, und die Dankbarkeit, ſind beredte Empfindungen, und man hat im Schreiben mehr zu befürchten, daß ſie uns zu übertriebnen Gedanken bringen werden, als daß ſie uns gar keine eingeben ſollten. Ob nun wohl dergleichen Briefe an große Herren mehr Schmuck vertragen, als andre, und ob man gleich mit einem vornehmen Manne nicht ſchläfrig ſprechen ſoll: ſo muß man ſich doch auch nicht dem Balzaciſchen oder Voitüriſchen Geſchmacke überlaſſen, und weder, ohne auszuruhen, noch auch, was der größte Fehler dieſer Männer iſt, immer auf Einen Schlag ſinnreich ſeyn. Muntre Köpfe ſind dieſem Unglücke am leichteſten unterworfen. Es hat dieſen beiden Männern nicht an Witze gefehlet. Nein, ſie haben eher zu viel Witz. Sie pralen damit. Sie wollen ihn ſtets anbringen, es koſte, was es wolle. Alles, was ſie betreten, ſoll eine Roſe werden. Sie verſchwenden ihre Hyperbolen in den Lobſprüchen, ihre Gegenſätze in dem Scharfſinnigen. Sie werden alſo, zur Unzeit und gezwungen, ſinnreich in ihren Briefen. Endlich ſind ſie immer auf einerley Art witzig, und alles, auch das Beſte, ermüdet, wenn es im-

mer

mer eben daſſelbe bleibt. Voiture iſt ohne Zweifel dem Balzac noch vorzuziehen, wenigſtens ſind einige von ſeinen ſcherzhaften Briefen *) angenehm zu leſen. Boileau hat beider Schreibart in zween Briefen an den Herzog von Vivonne nachgeahmt, **) und ſeine Nachahmung iſt die beſte Satyre, die man dawider machen kann. Eine Probe von den Balzaciſchen Schönheiten mag folgender Brief ***)

an

*) Der Herr von Voltaire ſetzet die Zahl derſelben bis auf viere oder fünfe herunter, und meynt, daß die übrigen nicht viel höher zu halten wären, als die Briefe des Bourſault und le Pays. (S. ſeinen Temple du Goût.) Wir wollen uns des Voiture nicht annehmen; aber daß Herr Voltaire den Büſſy mit ſeinen Briefen nicht in den Tempel laſſen will, ſcheint eine kleine Tyranney zu ſeyn. Die Fehler ſeiner Briefe ſind Fehler ſeines Herzens, und nicht ſeines Verſtandes Die Sprache ſeiner Eigenliebe iſt beſchwerlich, das beſtändige Wehklagen über ſein Unglück iſt ein Fehler; aber deswegen hört ſeine Schreibart nicht auf, natürlich, leicht und fein zu ſeyn. Pitavall beſchwert ſich über dieſen Ausſpruch des Herrn Voltaire: Il lui a fait une auſſi grande injuſtice, qu'on la lui feroit, ſi on ne l'y plaçoit même: je ne crois pas que nous ayons rien dans le ſtile Epiſtolaire, qui ſurpaſſe le ſtile ſin et aiſé du Comte de Buſſy. S. *Cauſes celebres.* Tom. VI. p. 317.

**) S. den vierten Theil ſeiner Werke, d. 93. S. Amſt. Ausgabe.

***) Lettres de Mr. *Balzac*, à Amſterdam, 1664. p. 356.

an die Marquiſinn von Montauſier ſeyn. Er wünſcht ihr zu ihrer Niederkunft Glück.

Madame,

„Ob mich gleich meine Krankheiten von den „Pflichten des bürgerlichen Lebens befreyen: ſo will „ich mich doch meines Privilegii heute nicht bedie„nen. Es giebt Gelegenheiten, wo alle Privilegia „aufhören müſſen, und Sie haben uns eine ſo gute „Nachricht von ſich hören laſſen, daß ich darüber „vergeſſen habe, daß ich krank bin. Sie hat die „Kraft gehabt, mich aus einem Schlummer zu er„wecken, aus dem der Ruf von Frankreichs Sie„gen, und die Triumphlieder der öffentlichen Zei„tungen mich zu ermuntern nicht vermögend waren. „Sie hat mir die Freude gegeben, ſo wenig ich auch „fähig war, Freude anzunehmen. Da ſie mir nun „die ſüße Gemüthsbewegung wieder gegeben hat, „die ich gar verloren zu haben glaubte: ſo halte „ichs für meine Schuldigkeit, Ihnen, Madame, „für mein eignes Vergnügen zu danken, das ich in „dem Ihrigen finde. Die Feſttage Ihres Hauſes „ſind keine Privatfeſte, und bilden Sie ſich ja „nicht ein, daß Sie nur für ſich allein glücklich „ſind. Nein, Madame, es iſt ein Licht, womit „ſie die Welt ausgeſchmückt haben; es iſt ein Glück, „das Sie unſerm Jahrhunderte zu Wege gebracht „haben. Und weil ich mich neuerlich wieder zum „Poeten aufgeworfen: ſo wird es Ihnen nicht „fremd vorkommen, wenn mir ein Wort entfährt,

„das

„das prophetiſch klingt. Ich kann von dem nicht „niedrig reden, noch eine nur geringe Hoffnung „von dem haben, was ſich von zwo Perſonen her„ſchreibt, für die ich eine ſo hohe Ehrerbietung „trage. Man kann in dem Falle unmöglich ver„wegne Wünſche thun, wenn Sie dieſelben erfül„len ſollen. Und weil die vortreffliche Erziehung „nicht weniger von Ihnen ſelbſt herkommen ſoll, „als die vortreffliche Geburt: ſo glaube ich auch „nicht weniger wahrhaft in meinen Prophezeihun„gen zu ſeyn, als ich itzt in der Verſicherung bin, „zeitlebens zu ſeyn ꝛc. ꝛc.

Dieſer Brief läuft von den Schönheiten der Vergrößerung und des Gegenſatzes über. Jeder Period hat etwas von dieſen beiden Stücken. Gleich in dem zweyten erſcheint eine überflüßige Sentenz. Der dritte iſt eine ungeheure Hyperbole. In dem folgenden ſetzt er, Freude geben und Freude annehmen, einander entgegen. Gleich darauf fällt ihm das Verlieren der ſüßen Empfindung ein, um es dem Wiedergeben entgegen zu ſtellen. Er fährt fort: „Ich habe es für meine Schuldigkeit erachtet, Ih„nen für mein eignes Vergnügen zu danken, das „ich in dem Ihrigen finde.“ Wieder ein ſinnreicher Spruch! Der folgende Period redet aus eben dem Tone. Darauf wechſelt er mit einer Hyperbole von dem Lichte ab, mit dem die Marquiſinn die Welt ausgeſchmückt. Nunmehr ſpielt er mit den Worten Poet und prophetiſch. Er entſchuldiget ſich un-

mittel-

mittelbar darauf wegen des Prophetiſchen in einem Gegenſatze. Er kann nicht niedrig von einem Kinde denken, das von Aeltern herkömmt, für die er eine hohe Ehrerbietung hat. Und wie gekünſtelt iſt nicht der Schluß! Balzac gleicht beynahe in ſeinen Briefen einem Menſchen, der nach dem Tacte auf einen zugeht, um ihm ein Compliment zu machen; der bald ein Seitenpas, bald ein Vorpas macht, darauf eine Capriole ſchneidet, und, wenn er ſich uns genähert hat, zu guter letzt mit dem einen Fuße battirt.

Wir wollen noch etwas weniges von den Briefen ſagen, deren Inhalt aus bloßen Erzählungen beſteht. Sie ſcheinen die leichteſten zu ſeyn, ſo wie ſie vielleicht die gebräuchlichſten und nothwendigſten ſind. Wenn man nichts ſagen will, als daß heute dieſer Fall, morgen ein andrer ſich zugetragen hat: ſo wird freylich nichts leichter ſeyn. Aber dieſes heißt eine Sache nur erwähnen, und nicht erzählen. Wir wollen nicht bloß wiſſen, was vorgegangen iſt, ſondern oft auch, wie es erfolgt iſt. Wir wollen eine Sache in den Umſtänden wiſſen, durch die ſie eine Begebenheit geworden iſt; allein wir wollen ſie auch bald wiſſen, und nichts hören, was nicht zur Sache etwas beyträgt. Aus dieſem Grunde entſtehen die Haupttugenden der Erzählung, die Deutlichkeit und die Kürze. Dieſe beiden Regeln zu vereinigen, iſt die Kunſt im Erzählen. Man muß die Umſtände prüfen können, die zur Sache gehören. Man muß die Ordnung nicht ſtören, in welcher ſie

auf

auf einander gefolgt ſind. Man muß die geringen bald außen laſſen, bald etliche in Einen zuſammen ziehen, das heißt, ſein Gedächtniß, ſeine Augen und Ohren mit Verſtande ausſchreiben, und nicht mehr Worte brauchen, als nöthig iſt. Dieſe Art, zu erzählen, iſt ſchon ein großes Verdienſt für Briefe. Allein man kann durch die Kürze leicht dunkel werden, und nicht allein der Deutlichkeit ſchaden, ſondern auch der Erzählung eine große Zierde, ich meyne, das Muntre, dadurch benehmen. So erzählen, daß man die Sache nicht allein verſteht, ſondern daß man glaubt, ſie ſelbſt zu ſehen, und ein Zeuge davon zu ſeyn, das heißt lebhaft erzählen. Dieſes geſchieht durch die kleinen Gemälde, die man im Erzählen von den Umſtänden, oder Perſonen, entwirft, inſonderheit wenn man die Perſonen zuweilen ſelbſt reden läßt, und uns dadurch mit ihrem Charakter bekannt macht. Man redet oft ſelbſt im Erzählen den Andern an, und fragt ihn, wie wir bey einer Sache zu thun pflegen, die wir mündlich erzählen, oder die wir wirklich vorgehen ſehen. Man antwortet ſich; man ſtreut kleine Betrachtungen ein, die uns unſer Witz, oder unſre Beleſenheit hergeben. Alles dieſes am rechten Orte, mit Anſtändigkeit, nicht zu häufig, kurz, ſo thun, daß alles, ſo ſehr es entbehrt werden kann, doch zur Anmuth der Geſchichte unentbehrlich geweſen zu ſeyn ſcheint, dieſes iſt das Verdienſt der Erzählung. Selbſt wenn ſie proſaiſch iſt, bleibt ſie noch allezeit auf gewiſſe Weiſe eine Art der Poe-

ſie.

ſie. Wie es überhaupt in der Poeſie gewiſſe Schönheiten giebt, die nicht durch Regeln erklärt werden können, die ſo wohl Glück als Sorgfalt ſind; wie es in ihr, ſo wohl als in der Muſik, namenloſe Annehmlichkeiten giebt, die ſich durch keine Methoden lehren laſſen, und die, wie Pope *) ſpricht, eine Meiſterhand allein erreichen kann: ſo geht es auch mit vielen Schönheiten der proſaiſchen Erzählung. Livius iſt ein Meiſter in dieſer Art zu erzählen. Man darf nur ſeinen Streit der Horazier und Curiazier mit des Herrn Rollins Anmerkungen leſen, wenn man ſich davon überzeugen will. Die Perſonen, denen man erzählt, können, nachdem ſie hoch, oder uns gleich ſind, im Erzählen vieles verbieten, und vieles erlauben. Die Sachen ſelbſt, nachdem ſie wichtig, oder nicht wichtig, weitläufig, oder kurz, traurig, oder luſtig ſind, verlangen immer anders erzählt zu werden. Man muß dieſes der Klugheit eines jeden überlaſſen.

Wie wir nicht immer aus Nothwendigkeit mit einander reden, ſondern auch zum Vergnügen: ſo giebt es auch Briefe, die zum Vergnügen geſchrieben werden. In dieſen Briefen, die eine Art der

Ver-

*) Some beauties — no Precepts can declare,
For there's a happineſs as well as care.
Muſick reſembles Poetry; in each
Are nameleſs graces, which no methods teach,
And which a Maſter-hand alone can reach.

Eſſay on Criticism v, 142.

Vertraulichkeit, oder des genauern Umganges, vorausſetzen, haben wir die Erlaubniß, ſinnreich zu ſeyn, und tauſend Dinge, die in ernſthaften Briefen unnatürlich ſeyn würden, können hier natürlich ſeyn. Es iſt ganz etwas anders, halb im Ernſte, oder zum Scherze ſinnreich ſeyn. Ich will im Scherze nicht ſo wohl überreden, als den Andern auf eine angenehme Art unterhalten. Er ſieht meine Abſicht, und willigt gleichſam unter der Bedingung darein, daß ich ſie glücklich ausführen werde. Es iſt alſo bey ſolchen Briefen nicht die Frage, ob man von dergleichen Dingen, als darinnen vorkommen, im gemeinen Leben ſo ſinnreich, und ſo fortgeſetzt ſinnreich, zu reden pflegt. Nein, es iſt die Frage, wenn man ſolche Briefe vor ſich hat, ob die Sache die Einfälle verträgt, ob dieſelben der Mühe werth ſind, ob ſie, als witzige Einfälle betrachtet, gut und richtig ſind, ob ſie ungezwungen ſind. Wenn das iſt, ſo mag der Brief durch und durch ſinnreich ſeyn, er wird immer in ſeiner Art natürlich bleiben. Man betrachtet ihn nicht ſowohl von der Seite eines Briefs; man ſieht ihn für einen witzigen Aufſatz in Form eines Briefs an, und nach dieſer Ausſicht beurtheilt man ihn. Man unterſucht nicht ſowohl, ob uns oder vielen dieſe Art zu reden eigen iſt, ſondern vielmehr, ob ſie dem Verfaſſer leicht geworden iſt. Die Proſa iſt, überhaupt betrachtet, allemal natürlicher, als die Poeſie. Allein, wenn wir gute Gedichte leſen, in welchen alles ohne Zwang, und doch weit feiner geſagt iſt, als man proſaiſch davon zu reden pflegt:

ſo iſt es uns genug, daß dieſe Art zu denken dem Verfaſſer natürlich läßt, und wir wiſſen es ihm Dank, daß er ſo und nicht anders mit uns geredet hat. Wir fragen nicht, ob es ihm keine Mühe gekoſtet, ob er keine Kunſt dabey angewandt hat. Wir ſind zufrieden, wenn wir dieſe Mühe, dieſe Kunſt nicht ſehen. Es gefällt uns an ihm, daß er ſo glücklich iſt, immer das Beſte und Feinſte an einer Sache zu finden, ohne darnach gerungen zu haben. Wir halten ſeinen Witz für keine Praleren, wenn wir ſehen, daß er nicht ſo wohl für ſeinen Ruhm, als für die Sache und für unſer Vergnügen beſorgt geweſen iſt. Eben dieſes findet auch bey den ſinnreichen Briefen ſtatt, in ſo weit dieſe ſinnreiche Art zu denken nicht vielen, ſondern nur wenigen eigen iſt. Man tadelt die Fontenelliſchen und andre dieſen ähnliche Briefe nicht deswegen, weil wir ordentlich in unſern Briefen nicht ſinnreich zu reden pflegen; ſondern deswegen, weil ihr Sinnreiches nicht ſelten gezwungen und froſtig iſt; wenigſtens ſollte man ſie nur aus dieſem Grunde tadeln. Wenn endlich ſolche Briefe auch ihrer Natur nach gut ſind: ſo iſt es doch kein Wunder, wenn eine ganze Sammlung von ſcharfſinnigen Schreiben den Leſer bald müde macht. Je länger unſer Geiſt von einem angenehmen Eindrucke angeſtrengt wird, deſto geſchwinder wird das Vergnügen, das wir dabey empfinden, zum Verdruſſe. Und ob der Wein gleich weit geiſtreicher iſt, als das Waſſer, und ob wir ihn gleich mehr lieben, als dieſes: ſo werden wir ihn

doch weit eher ſatt. Die ſinnreiche Schreibart greift unſern Geiſt empfindlich an. Sie giebt uns immer etwas zu thun, indem ſie uns das Unerwartete, das Neue wahrnehmen läßt; aber eben dadurch ermüdet ſie in der Länge. Wie aber ſolche Briefe einzeln geſchrieben werden: ſo ſollte man ſie auch nach der Wirkung, die ſie einzeln thun, beurtheilen, und nicht aus dem, was ſie verurſachen, wenn man ſie hinter einander lieſt. Allein auch einzeln genommen, können ſie ermüden, wenn ſie lang, und immer aus einem Tone ſinnreich ſind; ſo wie überhaupt eine abgemeßne, geſchmückte, und lebhafte Schreibart, ohne Abwechſelung, ohne Mannigfaltigkeit, wenn ſie auch mit guten und hellen Farben ausgemalt iſt, dennoch, weder in der Poeſie, noch in der Proſa lange vergnügen kann.*) Man ſollte alſo die ſinnreichen Briefe kurz machen; und wenn dieſes nicht angeht, doch nicht Schritt vor Schritt ſinnreich ſeyn. Ein anders iſt, ſich in der Schreibart ungleich werden, und aus dem Feinen in das Grobe fallen; ein anders, die Schreibart nicht immer gleich durch anſtrengen. Niemand muß einen Anſpruch auf dieſe Gattung

der

*) Vel ex poetis, vel ex oratoribus poſſumus iudicare, concinnam, diſtinctam, ornatam, feſtiuam, ſine intermiſſione, ſine reprehenſione, ſine varietate, quamuis claris ſit coloribus picta vel poeſis, vel oratio, non poſſe in delectatione eſſe diuturna. *Cic.* de *Orat.* L. III. p. 477. *edit. Elz.*

der Schreibart machen, den die Natur nicht dazu gebildet hat. Und Niemand, dem es an Lebhaftigkeit und einem lachenden Witze fehlt, wird es durch alle Regeln, durch alle Mühe, auch nur bis zu dem Leidlichen in der ſinnreichen und ſcherzhaften Schreibart bringen. Alle Regeln werden ihm zu nichts helfen, als daß er auf ihre Rechnung Fehler macht. Wenn man den Klugen durch ſeinen Scherz nicht gefällt, ſo kann man ſicher wiſſen, daß man keine Gabe dazu hat, wenn man auch noch ſo viel Luſt dazu hätte. Wer eine Fähigkeit zu dieſer Schreibart hat, bey dem wird ſie durch das Leſen muntrer Briefe nicht allein erweckt, ſondern auch zugleich befruchtet werden. Er wird nicht nöthig haben, daß man ihm die Quellen anzeigt, aus welchen man ſchöpft, wenn man ſcherzhaft und galant ſeyn will; wenn man z. E. Höhere zum Scheine tadeln, ihnen zum Scheine widerſprechen, ihnen zum Scheine nicht gehorchen; wenn man denen Vorwürfe machen will, denen man aus Ehrerbietung keine machen ſoll; mit denen von Liebe reden will, die man beleidigen würde, wenn man es auf eine ernſthafte Art thäte. Man wird in den Poeſien des Abts Chaulieu verſchiedene ſchöne Briefe von dieſer Art finden, die er an die Herzoginn von Bouillon geſchrieben hat, die aber auch den freyen Charakter ihres Verfaſſers nicht ſelten verrathen.

Es giebt eine muntre Art zu reden, die der Freundſchaft und Liebe insbeſondre eigen iſt. Sie kömmt mehr aus dem Innerſten des Herzens, als

aus dem Ueberfluſſe des Witzes her. Sie iſt nicht ſo wohl ſinnreich, als naif. Man ſagt ſeine wahre Meynung mit einer gewiſſen Sorgloſigkeit, mit einer Offenherzigkeit, die den Wohlſtand zu vergeſſen ſcheint, und die doch gefällt, weil ſie aus einem freudigen und immer zufriednen Herzen quillt. So redet die muntre Babet mit ihrem Liebhaber. Sie liebt ihn im Ernſte, und redet doch ſelten ernſthaft von der Liebe. Alles iſt Scherz, und doch Scherz, der aus Zärtlichkeit entſpringt. Ihr Charakter iſt Freude und Vergnügen, und ihre Liebe richtet ſich nach dieſem Charakter. Sie ſagt mitten im Lachen ihrem Liebhaber die zärtlichſten Sachen. Sie nimmt ſich kleine Freyheiten heraus, welche Mannsperſonen unverſchämt laſſen würden; allein ihr ſtehen ſie wohl. Man muß auch mehr, als Einen leſen, wenn man ihre Schreibart ſchmecken will. Eine Ueberſetzung davon findet man in geſammelten Frauenzimmerbriefen.

Von ſolchen aufgeweckten Briefen trifft man verſchiedne gute in den griechiſchen Briefen des Alciphrons und Ariſtänets an; denn alle kann man ſie von einem gewiſſen ſophiſtiſchen Witze wohl nicht frey ſprechen. Wer dieſe oft ſehr freyen Galanterien im Griechiſchen nicht leſen kann, den verweiſen wir in Anſehung der Briefe des Alciphrons auf die deutſche Ueberſetzung des Hrn. Profeſſor Herels.*)

Außer-

*) Alciphrons Briefe, drey Bücher, aus dem Griechiſchen überſetzt von J. F. Herel. Altenburg, in der Richteriſchen Hand-

Außerdem hat man von beyden eine, obwohl nicht ganz getreue, franzöſiſche Ueberſetzung.*) Des Alciphrons Briefe ſind zwar darinne nicht alle überſetzt, ſondern nur die galanten gewählt. Es ſtehen auch in den bremiſchen Beyträgen, im zweyten Bande, ein Paar Ueberſetzungen, die man mit Vergnügen leſen wird.

Viele von den ſcherzhaften Briefen des le Pays im Franzöſiſchen, und die meiſten von denen, die man von Neukirchen in dieſer Art hat, fallen zu ſehr in das Kurzweilige, in das Grobe, oder auch Froſtige, als daß man ſie jemanden anpreiſen könnte. Man leſe folgenden Brief von Neukirchen, wenn man ſich einen Ekel vor der unverſchämten Art zu ſcherzen erwecken will.

An

Handlung, 1767. 8. Wer eine kurze und bündige Nachricht von den griechiſchen Epiſtolographen leſen will, dem können wir vorzüglich die Einleitung empfehlen, die der Recenſion vorgedachter Ueberſetzung in der Neuen Bibliothek der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, im 5ten Bande, auf der 292. S. vorgeſetzt iſt. Eine Sammlung ſelbſt aber von griechiſchen Briefen, Briefen von fünf oder ſechs und dreyßig Verfaſſern, theils Philoſophen, theils Rednern und Lehrern der Redekunſt, hat Aldus Manutius in zween Bänden im Jahre 1499 zuerſt heraus gegeben.

*) Lettres d'*Ariſtenete* aux quelles on a ajouté les Lettres choiſies d'*Alciphron*, traduites du Grec. à Londres 1739. Ariſtenäts Briefe ſind eher Gemälde und Beſchreibungen, als Briefe im gewöhnlichen Verſtande.

An Calliſten.

Meine Jungfer,

„Ich habe ſchon anderthalb Tage nichts gegeſ-
„ſen, und ängſte mich ſo abſcheulich, daß ich mir
„nicht mehr ähnlich ſehe. Meine Jungfer wird viel-
„leicht meynen, daß ich es darum thue, weil ſie
„ſchon zwey Tage mit mir gezürnet. Es iſt wohl
„etwas: aber die größte Schuld hat mein Philax,
„welcher geſtern früh verſchieden, und ein ſo unglück-
„liches Ende genommen, daß die Seele ſchon vor
„der Thüre war, als mein Junge mir allererſt ver-
„kündigte, daß er ſtürbe. Ich kann nicht ſagen,
„wie ich mich darüber quäle, abſonderlich, weil mich
„alle meine Leute beſchuldigen, daß ich an ſeinem
„Tode Urſach ſey. Der arme Schelm hatte unſers
„Nachbars Amarelchen geſehen, und beſuchte ſie
„etliche Tage nach einander ſo oft, daß ich endlich
„furchte, es möchte zu einer wahrhaften Liebe aus-
„ſchlagen. Weil ich nun aus meinem eignen Exem-
„pel wußte, daß nichts ſchädlicher ſey, als dieß
„Feuer, wenn man es nicht bey Zeiten löſchet: ſo
„wollte ich ihm die Gelegenheit dazu benehmen,
„und ſchloß ihn etliche Tage in meine Kammer.
„Inzwiſchen unterhielt ich ihn mit guten Speiſen,
„ich ſchmeichelte ihn mehr als ſonſten, und bemühte
„mich auf allerhand Art, ihn aufzumuntern: Aber
„deſſen allen ungeachtet blieb er betrübt, und rühr-
„te ſich nicht von der Stelle, wann ich ihn nicht
„mit Gewalt aufjagte, bis endlich dieſer erbärm-

„liche

„liche Fall erfolgte, und er ſich vor Herzeleid und „Kummer todt gegrämet. Ich weis, daß ihm „meine Jungfer ſehr wohl gewollt, und darum „kann ich mir leicht einbilden, wie ſie ſich über die„ſe Zeitung geberden wird. Wie? wird ſie ſagen: „Hätte er denn nicht können klüger ſeyn? Der arme „Hund hat es ihm ja genug gewieſen, daß er ohne „ſeine Buhlen nicht länger leben könnte: Warum „hat er ihn nicht wieder loß gelaſſen? Ich bekenne „es, meine Jungfer, ich habe geirrt, und wann „ich gewußt hätte, daß ich irrte, ſo würde es wohl „ſchwerlich geſchehen ſeyn. Allein meine Jungfer „weis, daß ſie mich quälet, Sie hat meine Liebe „ſelbſt angezündet, und kann leicht ſchließen, daß „ein Menſch empfindlicher iſt, als ein Hund, und „daß ihr alle Stunden an mir begegnen kann, was „ich an meinem Philax erlebet. Gleichwohl höret „ſie nicht auf, mich einzukerkern, und meynt, ſie „habe ihre Sache ganz wohl gethan, wann ſie mich „nur mit Worten ſpeiſet, da ſie mich doch inzwi„ſchen durch ihre unerträglichen Geſetze zu Grabe „ſchicket. Ach Calliſte! Sie beherrſchet mich allzu„ſtrenge. Je mehr ich mich bemühe zu thun, was „ſie befiehlet, je mehr befiehlet ſie mir zu thun, was „ich nicht kann. Und alſo iſt es unmöglich, ihr zu „zeigen, daß ich wahrhaftig ſey, wie ich es doch „von Herzen bin,

Meine Jungfer,

Dero gehorſamſter Knecht ꝛc.

Muß

Muß Calliſte nicht ein Vergnügen über dieſe ſchalkhafte Vergleichung gehabt haben, durch die ſie erinnert wird, daß die Liebe ihres Liebhabers gegen ſie eben ſo stark, ja wohl noch ſtärker iſt, als die Liebe ſeines Hundes gegen Nachbars Amarelchen war! Hätte der Verfaſſer wohl ein nachtheiliger und ſchmutziger Bild für ſich und ſeine Schöne wählen können? Es hat ſich ſchon vor Neukirchen ein Autor unter den Deutſchen gefunden, der ſeine Landsleute in Briefen hat wollen ſcherzen und galant ſprechen lehren. Ich meyne den Verfaſſer der Neu-Aufgerichteten Liebes-Cammer, *) Franziſcy. Damit alſo die Jugend ermuntert werde, ſich dieſes luſtige und nützliche Buch bekannt zu machen, und ihren Geſchmack in ſcherzhaften und galanten Briefen darnach zu bilden: ſo will ich ein Exempel daraus herſetzen.

CII

*) Der ganze Titel dieſes Buchs heißt: Neu-Aufgerichtete Liebes-Cammer, darinn allerhand höfliche verliebte Sendſchreiben an das löbliche und anmuthige Frauenzimmer, auch andre Perſonen, abgefaßt und beantwortet ſind: voll mancherley Erfindungen ſo wohl zierlicher Schreibgrüße und andrer Formularen als vieler ſeltner Liebesfälle und mehrer Sachen, ſo der Jugend nicht nur luſtig, ſondern auch guten Theils nützlich zu leſen, erbauet durch E. F. 1679.

CCI Brief.

An Clymenen.

Was ein Kuß ſey.

„Zum höchſten wundert mich, ſchönſte Cly=
„mene, daß ſie von mir ſchriftlich verlangt zu wiſ=
„ſen, was eigentlich ein Kuß ſey: da ich doch ver=
„meine, es könnte ihr dieſe Wiſſenſchaft münd=
„lich viel bequemer werden beygefügt. Denn da=
„ferne ſie nur einen einigen aus gewogenem Her=
„zen rührenden mir ertheilte; würde ſonder Zwei=
„fel die erfolgliche Empfindung ihr genugſamen
„Unterricht geben, was das Küſſen ſey und bedeu=
„te, und was Sinnenbeliebte Veränderungen dar=
„aus entſtehen. Weil ſie deswegen die geſchickteſte
„Meiſterinn iſt, eine ſolche Frage aufzulöſen; möch=
„te ich die Antwort lieber geben, als ſchreiben,
„wenn es nach meinem Wunſch und Gefallen er=
„gienge. Ich will aber meine Meinung unter ih=
„ren Willen demüthigen, und kürzlich ihren gnä=
„digen Befehl verrichten, ſo gut es immermehr
„möglich, in einer Sachen, welche ſich beſſer durch die
„That, weder mit Worten und Buchſtaben erklärt.

„Jedoch wiſſe die Schönſte, daß ich ſolches ſo
„bloß, ohne Bedingung einiges Lohns nicht thun
„könne; beſondern aufs wenigſte ein paar Küſſe,
„zur Vergeltung meines Dienſts, darüber hoffe;
„um zu prüfen, ob meine Feder wohl oder übel
„davon geſchrieben.

„Der

„Der Kuß iſt gleichſam das aufgedruckte Sie„gel eines Lieb = und Treubefliſſenen Willens: Ein „Pfandſchilling künftiger Vereinigung: Die ſtumme, „aber allervernehmlichſte Sprache des verliebten „Herzens: Ein Geſchenke, das man giebt und ver„liert: Ein Abdruck brünſtiger Zuneigung auf einer „Korallinenpreſſe: Ein paar gegen einander ſchla„gende Feuerſteine: Ein Karmeſinrothes Wunden„pflaſter der Liebe: Ein ſüßer Lippenbiß: Ein hold„ſeliger Munddruck: Eine Speiſe, die man mit ro„then Löffeln zu ſich nimmt: Ein Zuckerbrod, das „nicht ſättiget: Ein Obſt, ſo man zugleich pflanzet „und abbricht: Die allerſchnelleſte Frage und Ant„wort zweyer Herzen: der vierte Grad der Liebe.

„Befindet Sie dieſe Beſchreibung und Eigen„ſchaften des Kuſſes nicht richtig: Wohlan, Schön„ſte, ſo laßt uns eine nach der andern an unſern „Lippen fürnehmen und examiniren, und widerlegt „mich durch die Erfahrung, ſo ichs etwan nicht „recht getroffen,

Ihrer Liebe Ergebener

N. N.

Ein Kuß iſt ein Abdruck brünſtiger Zuneigung auf einer korallinen Preſſe. Die Lippen ſind koralline Preſſen, denn ſie ſehen roth, und laſſen ſich von der Zuneigung, wie vom Drucker, zuſammenziehen, und daraus entſteht ein Abdruck, das iſt der Kuß. Ein Kuß iſt ein Paar gegen einander ſchlagender Feuerſteine. Hört man bey dieſer Abbildung

nicht

nicht die Küſſe vernehmlich ſchallen? Und weil die Küſſe das Feuer des Herzens vermehren: ſo ſind ſie freylich Feuerſteine. Das karmeſinrothe Wundenpflaſter der Liebe, und die Speiſe, die man mit rothen Löffeln zu ſich nimmt, verſteht ſich von ſich ſelbſt. Daß aber der Kuß der vierte Grad der Liebe ſeyn ſoll, möchte manchem deswegen nicht gefallen, weil er nicht weis, was die erſten drey Grade ſind, und weil ihm vielleicht die Grade der Tortur dabey einfallen könnten; wozu das Vorhergehende, die allerſchnellſte Frage und Antwort zweyer Herzen, auch etwas beyzutragen ſcheint.

Muß man nicht glauben, wenn man dergleichen Schriften lieſt, daß die Ausländer ehedem nicht Unrecht gethan haben, wenn ſie den deutſchen Witz zu einem Sprüchworte gemacht? In welcher Sprache hat man, auch in den Zeiten des ſchlimmſten Geſchmacks, ſo viel außerordentlich elende und ſo wenig ſchöne Werke der Wohlredenheit und Poeſie angetroffen, als vielleicht in der unſrigen? Und wann werden wir den Schimpf der ſchlechten Schriften durch den Werth ſo vieler guten auslöſchen können? Ich habe dieſe Exempel gar nicht angeführt, um darüber zu ſpotten; denn dazu gehört ſehr wenig; ſondern um die Jugend zu erſchrecken, und ihr ſichtbar zu zeigen, in welchen witzigen Unſinn man verfallen, und wie ſehr man ſein Vaterland verunehren kann, wenn man ohne Geſchmack, ohne Regel, ohne die Alten zu kennen, die Feder anſetzt. Die Bitterkeit iſt mein Fehler gar nicht: al-

lein

lein ich würde meiner ſelbſt geſpottet haben, wenn ich dergleichen Beyſpiele ernſthaft hätte beurtheilen wollen.

Unter den deutſchen Briefen, aus unſern Zeiten, haben ſich die Freundſchaftlichen Briefe in Anſehung des vertrauten Scherzens, und, in ihrer Art die Sendſchreiben an gute Freunde, die in Danzig als ein Wochenblatt herausgekommen ſind, den meiſten Beyfall erworben. In der That muß man ſich wundern, warum es in unſrer Sprache noch ſo ſehr an guten Briefen und Romanen fehlt, da man in den übrigen Arten der Beredſamkeit und der Dichtkunſt ſchon glücklich geweſen iſt. Sollten denn gute Redner und Poeten nicht auch gute Briefe ſchreiben können? Sehen wir dieſes nicht am Cicero, Plinius, und unter den Neuern am Chaulieu, an Racinen, an Rouſſeau, an Voltairen, an Popen, *) an Swiften, und vielen andern?

*) In ſeinen galanten Briefen werden vielleicht nicht alle dasjenige finden, was ſie von einem ſo großen Namen erwarten. Wie glücklich hat einer ſeiner Landsleute das Eigenthümliche der Briefe zu treffen gewußt! ich rede von dem Verfaſſer der Clariſſa und des Grandiſon. So verſchieden die Charaktere ſeiner Perſonen ſind, ſo läßt er doch jede, von der Clariſſa an bis auf die Arabella, von Sir Grandiſon bis zum Ritter Meredith herab, ſo ſchreiben, wie dieſe Perſonen geſchrieben haben würden, wenn ſie wirklich exiſtirt hätten; und dieſe Meiſterſtücke des Witzes verdienen unter den Briefen eine eben ſo vorzügliche Stelle, als unter den Romanen.

dern? Sind wir ſchon zu groß, als daß wir uns bis auf Briefe herunter laſſen ſollten, oder ſind wir zu bequem dazu? Iſt unſre Sprache zu ſtarr und unbiegſam, oder ſchreiben wir mehr Briefe in fremden Sprachen, als in unſrer eignen? Oder ſind wir nur zu derjenigen Beredſamkeit geſchickt, welche Mühe und Kunſt verlangt? Vielleicht machen es einige von dieſen Urſachen, daß wir noch nicht mehr Briefe im guten Geſchmacke haben. Vielleicht heben auch geſchickte Leute aus Beſcheidenheit ihre Briefe nicht auf. Vielleicht iſt es auch gefährlich, wahre Briefe herauszugeben, weil man oft der Welt ſeine Heimlichkeiten verrathen, und ihr durch ſeine Briefe ſeinen Charakter entdecken muß. Allein, aller dieſer Urſachen ungeachtet, haben doch andre Nationen ihre guten Briefe in ihrer eignen Sprache; und ich weis nicht, was die Ausländer, wenn ſie unſre Sprache lernen, von uns denken ſollen, daß wir keine haben; oder was ſie von dem Geſchmacke eines Landes denken ſollen, daß für unnatürliche Briefe eingenommen iſt. Wie man auf den guten oder böſen Geſchmack einer Nation aus den öffentlichen Luſtbarkeiten, aus den Schauſpielen ſchließt, die ſie liebt: ſo ſchließt man vielleicht noch ſichrer aus der Schreibart, die ſie zu dieſer oder jener Zeit in ihren Briefen liebt, auf ihre gezwungnen oder ungezwungnen, auf ihre guten oder ausſchweifenden Sitten, und auf die pedantiſche oder vernünftige Art ihres Umgangs. Den guten Geſchmack in einem Lande überhaupt, und inſonder-

heit den guten Geſchmack in Briefen herzuſtellen, braucht nicht eine große Anzahl guter Köpfe auf Einmal aufzuſtehen. Nein, etliche wenige, die zu einer leichten und lebhaften Schreibart gebohren ſind, werden in kurzer Zeit, ohne alle Regeln bloß durch ihre Klugheit beynahe alles ausrichten. Sie ziehen durch ihre natürlichen, einfältigen und oft unnachahmlichen Schönheiten die Leſer an ſich; ſie erwerben ſich in kurzem die meiſten Stimmen. Man lieſt ſie, weil ſie uns gefallen. Man lieſt ſie wegen der Hochachtung, die ſie ſich bey Andern erworben haben, eben ſo begierig, als ſeines eignen Vergnügens wegen. Diejenigen, die nicht gleich das Gute und Feine davon empfinden, ſchämen ſich doch, den Klugen und den Meiſten zu widerſprechen, und treten halb gezwungen auf die Seite des guten Geſchmacks. Man ahmet endlich dieſe Beyſpiele nach, und will eben ſo ſchön ſchreiben, wenn man gleich nicht mit gleichem Glücke ſchreibt. So werden durch wenig gute Beyſpiele, die in ihrer Art vortrefflich ſind, die richtigen Empfindungen des Natürlichen und Feinen in Andern erweckt und unterhalten, und der gute Geſchmack geht vom Freunde zum Freunde, vom Vater zum Sohne, von der vernünftigen Mutter zur Tochter fort, und wird der herrſchende Geſchmack.

Ein Redner und Poet zu werden, das ſteht nicht in unſrer Gewalt; aber ſeine Gedanken von Dingen, die entweder keine Gelehrſamkeit erfordern, oder die uns bekannt ſind, in einer anſtändigen und vernünftigen Schreibart vorzutragen, dieſe Geſchicklich-

keit

keit können ſich alle junge Leute durch eine gewiſſe Uebung erwerben. Gleichwohl treiben ſie die beyden erſten Künſte oft lieber fruchtlos, als daß ſie ſich mit der beſchäftigen ſollten, in welcher ſie glücklicher ſeyn könnten. Wenige von denen, die ſtudiren, ſind genöthigt, öffentliche Redner abzugeben; aber keiner kann die Schreibart der Briefe und die Beredſamkeit des gemeinen Lebens entbehren. Und mich dencht, wenn junge Leute bedenken wollten, daß Briefe wider unſern Willen Verräther unſers Verſtandes, und oft unſers ganzen Charakters ſind; daß ſie Mittel ſind, Andern eine gute oder ſchlechte Meynung von unſerer Geſchicklichkeit beyzubringen; daß ſie Beweiſe ſind, ob es dunkel oder helle, ordentlich oder unordentlich, geſund oder krank in unſerm Geiſte ausſieht, ob wir zu leben wiſſen oder nicht; daß ſie alſo ſehr oft Mittel ſind, uns Hochachtung und Liebe zu erwerben, unſer Glück zu befördern oder zu hindern: ſo ſollten ſie ſich mehr Mühe um die Schreibart der Briefe, und, da dieſe, ohne die Kenntniß der Sprache nicht richtig ſeyn kann, auch mehr Mühe um ihre eigne Sprache geben. Cicero, ſo groß er war, war doch nicht zu groß, um ſich nicht bis zu einem Sprachfehler *) mit ſeiner Kritik herab zu laſſen, den ſein Tiro in einem Briefe begangen hatte. Wie

ſorg=

*) — ſed heus tu, qui *κανὼν* eſſe meorum ſcriptorum ſoles, vnde illud tam ἄκυρον, *valetudini fideliter inſeruiendo?* vnde in iſtum locum *fideliter* venit? cui verbo domicilium eſt proprium in officio — *Epiſt.* 17. Lib. XVI.

ſorgfältig beſtraft nicht Racine, der Aeltere, ſeinen Sohn in ſeinen Briefen, wenn er ein Wort unrecht gebraucht! Es iſt ein Vergnügen, wenn man ſieht, daß ſo große Geiſter über die Richtigkeit ihrer Sprache ſo gar in Briefen gewacht haben. Gut und richtig ſchreiben, wenn man ſich einmal dazu gewöhnt hat, koſtet nicht mehr Mühe, als ſchlecht ſchreiben. Schlechte Briefe ſchreiben, und ſtudirt haben, das macht dem Studiren nicht viel Ehre. Und wenn man auch nichts ſucht, als verſtanden zu werden: ſo iſts doch gewiß, daß keine Schreibart leichter verſtanden wird, als die gute. Man ſollte alſo ſelbſt an die niedrigſten Perſonen, ſeines eignen Nutzens wegen, immer noch gut ſchreiben. Ich will durch alles dieſes niemanden, der einmal in dem Beſitze einer üblen Schreibart iſt, in ſeinem Rechte ſtören. Nein, man kann ſie haben, und immer noch ein wackerer und brauchbarer Mann ſeyn. Ich will nur diejenigen jungen Leute, die gütig genug ſind, eine Bitte von mir anzuhören, erſuchen, daß ſie ſich bey Zeiten an eine natürliche und regelmäßige Schreibart in Briefen gewöhnen; daß ſie ſich ihre Aufſätze im Anfange von guten Freunden und Kennern beurtheilen laſſen. Dieſe Kritiken werden ſie aufklären, und ſie das Natürliche, das Wohlanſtändige beſſer finden laſſen, als dicke Bände voll trockner und unbeſtimmter Regeln.

Briefe.

Briefe.

Erſter Brief.

An den
Herrn Rittmeiſter von B***.

Es iſt wahr, meine Briefe an Sie enthalten beynahe einerley; immer Verſicherungen, daß ich Sie von Herzen liebe, daß ich Sie hoch ſchätze; immer Dankſagungen und gute Wünſche. Aber was kann ich dafür? Liebte ich Sie weniger, und wären Sie nicht ſo redlich gegen mich geſinnt: ſo würde ich nicht beſtändig von Ihnen und von meiner Ergebenheit reden können. So lange Sie alſo Ihr Herz gegen mich nicht ändern, (und wie könnten Sie das?) ſo ſtehen Sie beſtändig in der Gefahr, einerley Briefe von mir zu leſen. Doch was ſchadets? Können die Verliebten in ihren Briefen, ohne es überdrüßig zu werden, von nichts, als von Liebe, reden: ſo müſſen auch gute Freunde von der Freundſchaft reden können, ohne dabey müde zu werden. Mögen doch Andre ihre Blätter mit täglichen Neuigkeiten anfüllen, wir wollen ſie mit den Empfindungen unſers Herzens anfangen und beſchließen. Es iſt für mich eine Sache von der größten Wichtigkeit, Ihr Freund zu ſeyn, und ich fühle ſo viel Vergnügen dabey, wenn ichs Ihnen ſage, daß ichs Ihnen ganz gewiß noch viel

hundertmal ſagen werde. Leben Sie wohl, und lieben Sie mich.

Zweyter Brief.

Madam,

Freuen Sie ſich! Ich bin entſetzlich für meinen Eigenſinn beſtraft worden. Dasmal auf einer Landkutſche gefahren, und nimmermehr wieder! Sie haben mir dafür, daß ich mich nicht erbitten laſſen wollte, noch einen Tag länger bey Ihnen zu bleiben, und die Poſt zu erwarten, unmöglich ſo viel Böſes wünſchen können, als mir auf meiner Rückreiſe begegnet iſt. Ueber ſechs Meilen habe ich zween Tage auf der Kutſche und eine Nacht in der Schenke zubringen müſſen. Werden Sie das wohl glauben? Den linken Arm trage ich in einer Binde; und ich wäre ſehr glücklich, wenn ich den Kopf auch in einer tragen könnte; ſo zerſchlagen iſt er mir. Ich habe binnen acht Tagen noch nicht ein vernünftiges Wort denken können, und wer weis, ob ichs jemals wieder lerne. Das hätte noch gefehlt! Doch die Beſchwerlichkeiten des Fuhrwerks ſind immer noch das Wenigſte, wenn ich an meine Reiſegefährten denke. Stellen Sie ſich einmal vor, wie ich in einem ſchwer bepackten Wagen nebſt drey Perſonen unter einem blauen Tuche, darunter man hätte erſticken mögen, eingeſchloſſen ſitze. Ich will

Ihnen dieſe Leute auf die Art bekannt machen, wie ich ſie habe kennen lernen. Ein bejahrter Mann mit einem hagern Geſichte, das völlig ein Dreyeck ausmachte, mit ein paar kleinen pechſchwarzen Augen, mit einer Naſe, die ganz über ſeinen Knebelbart herunter hieng; kurz ein Mann in einer gelben Perücke, in einem grünen Rocke, in einer ledernen Weſte, mit einem ſchwarzen Degengehenke umgürtet, die blauen Strümpfe nicht zu vergeſſen, war mein Nachbar. Ich ſah ihn Anfangs für einen Zahnarzt an, und hielt den Mund feſt zu, damit er nicht etwan mitten in Fahren ſeine Kunſt an mir probiren möchte. Indem ich die übrigen Geſichter aufſuchen will: ſo ſtößt er mich ziemlich freundſchaftlich in die Seite und präſentirt mir ſeine beinerne Schnupftobacksdoſe. Mit Verlaub, fieng er an, wo wollen Sie hin? Ich antwortete ihm kurz, nach Leipzig, und machte ihm eine finſtre Miene, weil ich nicht mit ihm reden wollte. Aber je finſtrer ich ausſah, deſtomehr gewann er mich lieb. Ich dachte, fuhr er fort, Sie wollten etwan übermorgen der Execution in Zeiz mit beywohnen. Es ſoll eine arme Sünderinn geköpft werden, und einer von unſern Leuten ſoll ſein Probeſtück machen. Ich will gern ſehen, wie es ablaufen wird. Er hat mir geſchrieben, daß die Delinquentinn einen ſehr kurzen Hals hat. Je nun, wenn er ſich auch nicht daran wagen wollte: ſo bin ich doch da. Und wenn der Hals in den Schultern ſteckte: ſo muß er bey mir auf einen Hieb herunter. Hier

fühlte

fühlte ich wirklich nach meinem Kopfe. Ich zitterte, ich ſah das Stühlchen bringen, ich ſah das Schwerdt unter einem blauen Mantel hervorragen, ich ſah alles. Einer von den beiden übrigen Reiſegefährten, der, wie ich am Ende erfuhr, ein Leinweber war, bezeigte unſerm ehrwürdigen Manne die meiſte Hochachtung, und erkundigte ſich ſorgfältig bey ihm nach allen Perſonen, die in dieſem Jahrhunderte im Sächſiſchen waren abgethan worden. Und das war unſerm Scharfrichter ſchon recht. Er erzählte mit einer henkeriſchen Beredſamkeit alle Executionen, denen er als eine Hauptperſon, oder als College, ſeit der Zeit ſeines tragenden Amtes, das hieß, ſeit fünf und vierzig Jahren, beygewohnt hatte, und wünſchte nichts mehr, als daß er ſein künftiges Jubiläum recht feyerlich, nämlich mit dem Schwerdte in der Hand, begehen möchte. Ein kalter Schauer lief mir nach dem andern über den Leib; allein ich konnte zu keiner Ohnmacht kommen; denn er weckte mich allemal durch eine Henkergeſchichte, die noch ſchrecklicher, als die erſte war, wieder auf. Unter dieſen freundlichen Geſprächen, wozu noch ſeine Curen kamen, die er an Menſchen und Vieh gethan hätte, waren wir zwo Meilen weit gefahren, und alſo ſchon in R= = =. Hier ſtieg unſer Scharfrichter ab, und bedauerte ſehr, daß er das Vergnügen nicht haben könnte, weiter mit uns zu reiſen, weil er ſich hier, wegen ſeiner Patienten, (es war eine Viehſeuche in dem Dorfe) einen Tag lang aufhalten müßte. Nunmehr holte ich das er-

ſtemal

ſiemal aus freyer Bruſt Athem, nachdem ich drey Stunden, wie eine Taube, die den Stößer ſieht, mich nicht geregt hatte. Ich dankte dem Himmel, und wünſchte dem Scharfrichter noch allerhand Böſes; als ein junger Menſch, den ich noch wenig bemerkt hatte, aus dem Hintertheile der Kutſche hervor kroch, und des Scharfrichters Platz, der bequemer war, einnahm. Ich ſahe ihn für einen jungen Studenten aus J= = an, und er ließ mich nicht lange in meiner Ungewißheit. Er hatte gehört, daß ich nach Leipzig wollte, und mochte mich, meiner verdrießlichen Miene wegen, vermuthlich für einen Schulcollegen halten. Er war eben nicht ungeſittet, aber deſto gelehrter. Er beſuchte nach einem halben akademiſchen Jahre ſeinen Herrn Vater zum erſtenmale, und wollte vermuthlich an mir die Weisheit verſuchen, die er zu Hauſe ausſchütten wollte. Der Leinweber ſchlug ſich Feuer zum Tabak an. Dieſes erinnerte meinen jungen Gelehrten an die Elektricität. Er brachte die ganze Sache in ein Syſtem, und docirte ſo gelehrt, daß der Leinweber vor Erſtaunen die Pfeife aus dem Munde fallen ließ. Er hielt mein Kopfſchütteln, das mir das Stoßen des Wagens verurſachte, unſtreitig für einen Wiederſpruch. Dieſes machte ihn nur hitziger, und ſeine Augen wurden ganz elektriſch. Er fiel auf den zureichenden Grund, und demonſtrirte mir, daß mir die Haare zu Berge ſtunden. Ich wollte eben aus dem Wagen ſteigen, als der Leinweber zu ihm ſagte: Ich möchte Sie predigen

hören,

hören es gehet Ihnen vortrefflich vom Munde. Ja, ſagte er, ich werde die Kanzel bey meinem Vater beſteigen. Sind Sie ein Theolog? fieng ich in aller Angſt an; ich dachte, Sie legten ſich auf die Philoſophie. Nein, rief er, ich räume nur durch die Philoſophie in der Theologie auf. Wer nicht demonſtriren kann, kann auch keine Bibel erklären, und noch weniger predigen. Mosheim und Jeruſalem, das ſind Schwätzer; mein Zuhörer muß überzeugt werden=== Hier hätte ich mir beynahe den Scharfrichter wieder zurück gewünſcht; denn ſo lange dieſer da geweſen war, hatte unſer Demonſtrant kein Wörtchen geredt. Ich frage ihn endlich aus Bosheit, ob er auch ein Poet wäre. Er verſicherte mich, daß er es ſchon auf der Schule weit in der Poeſie gebracht hätte, itzt aber käme ihm ein Poet wie ein Seiltänzer vor. Er ſchalt auf den Herrn von Hagedorn, und von meinen Verſen ſagte er, daß kein Judicium darinnen wäre, Lob genug! Zu meinem Glücke konnte er das Fahren nicht länger vertragen. Er ſtieg ab, und der Leinweber gieng aus Dankbarkeit mit unſerm Kunſtrichter etliche Stunden zu Fuße. Auf einen ſo glücklichen Tag ſollte eine noch glücklichere Nacht folgen. Unſer Kutſcher kehrte in einem Dorfe ein. Der Wirth von der Schenke war mit ſeiner Frau auf eine Hochzeit gereiſet, und hatte die Herrſchaft ſeinem Sohne, einem Lümmel von funfzehn Jahren, überlaſſen. Sie können leicht denken, daß nichts zu eſſen da war; aber das verſchlug mich nichts. Der

Hun=

Hunger verging mir, ſo bald ich in die Stube trat. Ich wünſchte mir nichts, als gut Waſſer. Man brachte mir ein Glas, und in dem Glaſe zugleich alle Gattungen von Gewürme, die in dieſer Gegend ſeyn mochten. Ich frage, ob ich keine Stube oder Kammer mit einem Bette bekommen könnte, und verſprach, es doppelt zu bezahlen. Aber vergebens! der junge Laffe antwortete mir, daß ſie ihre Kammern ſelber brauchten, und in den meiſten Obſt liegen hätten. Ich klagte meine Noth dem Fuhrmanne, dieſer brachte es ſo weit, daß die Streu um neun Uhr zurechte gemacht wurde. Ich war krank, und konnte nicht länger aufdauern. Kaum hatte ich mich auf das Stroh geworfen, und den Fuhrmann gebeten, ſich neben mich zu legen, damit ich vor dem Gelehrten ſicher ſeyn möchte, als man die Tiſche aus der Stube ſchaffte. Hierüber wurden alle die jungen Hüner, Gänſe, Schweine, und was zeither unter dem Ofen geſchlafen hatte, lebendig, und beſuchten mich, eins um das andre, auf meinem Lager. Gleich darauf kamen vier bis fünf Mägde mit Körben, und ſchütteten Hopfen in die Stube. Was ſoll denn das werden? fieng mein Fuhrmann, der ſchon bey mir lag, an. = = Wir wollen Hopfen leſen, rief des Wirths Sohn, ich habe jung Volk aus dem Dorfe dazu gebeten, damit wir bald fertig werden. Ach, Madam, wie ward mir bey dieſer Anſtalt zu Muthe! Bis um zwölf Uhr mußte ich das Lärmen und den Witz einer Stube voll verliebter Knechte und Mägde anhören.

Mein'

Mein Fuhrmann den ich in der Angſt umarmte, und ihm alles verſprach, und ihn zu meinem Erben einſetzte, ſo krank war ich, fieng an zu ſchmählen, und zwar ziemlich nachdrücklich; er redete mit des Wirths Sohne von der Peitſche. Aber was war es? Eine verbuhlte Magd kam, und kützelte ihn auf der Streu, und brachte es mit ihren Liebkoſungen dahin, daß er aufſtund und ſelbſt mit ſcherzte. Nun war ich ohne Troſt. Der Hopfen war geleſen, die Stube ward ausgekehrt, und itzt nahm der junge Wirth ſeine Geige von der Wand, und ſpielte ſein Leibſtückchen. Der Großknecht nahm die Großmagd bey der Hand, und eröffnete den Ball. Ich hätte vor Staub erſticken müſſen, wenn ich länger liegen geblieben wäre. Ich bat des Wirths Tochter, ein Mädchen, das zu ſtolz war, mit zu tanzen, ſehr demüthig, daß ſie mir eine Kammer einräumen ſollte. Kurz, ich bewegte ſie, daß ſie mich in ihre eigne führte, und mir auch ein Nachtlicht gab. Ich warf mich auf das Bette, von dem Hopfengeruche, und dem Staube, und der Muſik ganz betrunken. Ehe ich ſo glücklich war, ein Auge zuzuthun, liefen ein Paar Mäuſe ſchrecklich über mich weg. Ich, der ich vor dieſen Thieren natürlicher Weiſe zittere, ſprang aus meinem Bette, ſetzte einen Stul auf den Tiſch, und mich auf den Stul, und ſo blieb ich ſitzen, bis ich hörte, daß der Fuhrmann die Pferde fütterte. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen alles auf einmal erzählen wollte. Vergeben Sie mir,

daß

daß ich Ihnen ſchon ſo viel erzählt habe. Wer redet nicht gern von ſeinen ausgeſtandenen Unglücksfällen? Ich küſſe Ihnen die Hand für alle die Freundſchaft, die Sie mir acht Tage lang in Ihrem Hauſe erwieſen haben, und thue eine Gelübde, lieber ein Vierteljahr länger an einem Orte zu bleiben, als mit einer Landkutſche zu fahren. Ich bin ꝛc.

Dritter Brief.

An den

Herrn von P***.

Was machen Sie? Was macht Ihre liebe Gemahlinn? Doch kann ich mir dieſe Frage nicht ſelber beantworten?

Ihr liebt und ſchmeckt das Glück der Zärtlichkeit,
In aller der Vollkommenheit,
In welcher aus der goldnen Zeit
Ihr Bild der Welt zurück geblieben;
In aller der Vollkommenheit,
In welcher in der alten Zeit
Uns die Ovide lehrten lieben;
In aller der Vollkommenheit,
In welcher in der neuern Zeit
Die Fontenellen ſie beſchrieben.

Können Sie an der Seite einer ſo liebenswürdigen Gemahlinn wohl anders, als zufrieden, leben?

Ich

Ich ſehe ſie den Augenblick zu Ihnen in das Zimmer treten.

Sie kömmt, geführt von Unſchuld und Vergnügen,
Gefälligkeit und Sehnſucht blickt aus ihr,
Und Liebe herrſcht in allen ihren Zügen,
Sie ſieht ſich um. Nach wem? nach Dir!
Ihr Auge ſpricht. O laß michs wagen,
Und was ihr Auge ſprach, mit meinen Worten ſagen!
„O P.. mein ganzes Herz iſt Dein.
„Nie kann mich Deine Wahl, nie Dich die meine reun;
„Nein, jeder Tag muß Zeuge ſeyn,
„Daß keine wahre Freud uns fehlet,
„Seit unſre Herzen ſich gewählet,
„Und der beglückten Wahl ſich freun.
„Ein jeder Blick muß Zeuge ſeyn,
„Daß wir ſtets zärtlicher empfinden,
„Daß wir ſtets feſter uns verbinden,
„Und jeden Augenblick bereun,
„Den wir nicht ganz der Liebe weihn.
„Ein jedes Wort muß Zeuge ſeyn,
„Daß wir uns ſelbſt die Freuden geben,
„Die alle Stunden ſich verneun;
„Daß uns vergebens Sorgen dräun,
„Daß wir vor keinem Unfall beben,
„Und daß, ſo lange wir nur leben,
„Uns alle Tag ein Feſt der Liebe prophezeihn.
„Ein jeder Kuß muß Zeuge ſeyn,
„Daß wir kein größer Glücke wiſſen,
„Als uns Zeit Lebens zu genieſſen,
„Als uns zu ſehn, zu ſprechen und zu küſſen."

Ich

Ich denke noch mit einer Art der Entzückung an die vergnügten Augenblicke, die ich in Ihrer Geſellſchaft und an der Seite Ihrer vortrefflichen Gemahlinn zugebracht habe. Ich ſehe noch jede kleine Miene, mit der ſie einander liebkoſen, und einander tauſend ſchöne Dinge ſagen. Ich höre noch alle die aufrichtigen Lobſprüche, mit denen Sie mir Ihre Gemahlinn beſchrieben. Ich ſehe noch die Röthe und die niedergeſchlagenen Augen, die ihr dieſe Lobſprüche abnöthigten. Ich höre ſie noch bitten, daß Sie ſie nicht loben ſollten, und jedes Wort überzeugt mich noch, daß ſie es verdient. Warum kann ich denn nicht oft um Sie beide ſeyn, und an Ihrem Beyſpiele die Stärke der Liebe, der Eintracht, und der Klugheit kennen lernen, wodurch Sie Ihre Zufriedenheit verdienen, indem Sie ſie befördern, und wodurch Sie mich, als einen Zuſchauer, allemal auf ganze Tage ruhig und glücklich machen würden! Ja, liebſter P=== wenn es bey mir ſtünde, ich käme noch heute zu Ihnen, und in länger Zeit nicht von Ihrer Seite. Doch es ſoll mir ſo gut nicht werden. Ich muß mit der Hoffnung zufrieden ſeyn, Sie mit dem Ende des Jahres erſt wieder zu ſehen. Aber werde ich denn binnen dieſer Zeit nicht wenigſtens einen Brief von Ihnen erhalten? Nicht Einen? Das wäre zu viel! Wenden Sie nur einige Augenblicke von denen, die Sie Ihrer Gemahlinn nicht ſchenken können, dazu an. Schreiben Sie mir nur, daß Sie beide noch nach meinem Wunſche leben; daß Sie den Neid

eben ſo beſiegen, wie das Glück; daß Sie mein Freund ſind: ſo will ich zehn Briefe dafür ſchreiben, ohne eine Antwort zu begehren. Leben Sie wohl!

Vierter Brief.

An eben denſelben.

Hochwohlgebohrner Herr,

Ihre Frau Schweſter, die mir den Tod Ihrer liebenswürdigen Gemahlinn gemeldet hat, und die für Ihre Ruhe nur gar zu zärtlich beſorgt iſt, hat mir befohlen, ein Troſtgedicht an Sie aufzuſetzen. Wollte Gott, daß dieſes das Mittel wäre, Sie zu beruhigen! Aber es iſt es gewiß nicht, und ich bin von der Größe Ihres Verluſts zu ſehr überzeugt, als daß ich Sie aufrichtig ſollte tröſten können, und Sie ſind zu betrübt, als daß Sie meinen Troſt anhören ſollten.

Was ſoll ich, Dich zu tröſten, ſagen?
Du klagſt, und ich will mit Dir klagen,
Dieß iſt der beſte Troſt für Dich.
Du weineſt aus gekränktem Herzen.
Ja weine! Sie verdient die Schmerzen,
Und ihr Verluſt erweicht auch mich.
Wer wird nun Deine Ruhe lieben?
Mit Dir ſich in der Tugend üben?

Mit

Mit Dir ſich Deines Glücks erfreun?
Mit Dir die Laſt der Sorgen theilen?
Dir, wo Du gehſt, entgegen eilen?
Dir Freundſchaft, Welt und Wolluſt ſeyn?

Nein, ich will Ihre Thränen nicht hindern; ſie ſind Liebe, ſie ſind die zärtlichſte Liebe, ſie ſind die ſicherſten Beweiſe von dem Werthe Ihrer ſeligen Gemahlinn, und Sie wären Ihrer nicht würdig geweſen, wenn Sie ſie weniger beklagen könnten. Bedaurenswürdiger Freund! Wie bald haben Sie aufgehört, der glücklichſte Ehemann zu ſeyn! In dem erſten Jahre Ihrer Ehe verlieren Sie eine Gemahlinn, die noch nicht das neunzehnte ihres Lebens vollendet hat, die Sie unausſprechlich liebte, die das edelſte Herz beſaß, ein Herz zur Ehre der Tugend und zum Glücke der Welt geſchaffen! Sie verlieren ſie, nachdem ſie Ihnen einen Sohn geſchenkt hat. Mein ganzes Herz weigert ſich, eine Perſon, der ich das längſte Leben verſprochen und gewünſcht habe, die ich noch vor wenig Wochen in der Blüthe der Geſundheit, mit allem Reize der Schönheit und Anmuth geſchmückt, geſehen habe, von der mich jedes Wort entzückt, und zum ſtillen Verehrer ihres Geiſtes gemacht hat; ja, betrübter Freund, mein ganzes Herz weigert ſich, dieſe Perſon ſich itzt im Sarge vorzuſtellen. Der Abſchied Ihrer Gemahlinn, den mir Ihre Frau Schweſter überſchrieben, hat mich tauſend Thränen gekoſtet: „Alſo muß ich Sie verlaſſen? O Gott, warum „habe ich Sie kennen, warum habe ich Sie lieben „müſ-

„müſſen? Sie, Sie machen mir mein Ende ſchwer, „ſonſt nichts in der Welt. — Kann ich Sie denn „nicht noch ein Jahr beſitzen? Doch, Herr, nicht „mein Wille, ſondern der deinige geſchehe! — „Verlaſſen Sie mich. Ich liebe Sie, ich ſterbe." Ich habe Ihnen die Worte der Seligen mit Fleiß hergeſetzet. Es iſt die größte Betrübniß für Sie darinnen; aber auch ſehr viel Troſt. „Verlaſſen „Sie mich. Ich liebe Sie, — ich ſterbe." Weinen Sie, liebſter Freund, ich weine zugleich. Opfern Sie Ihrer Geliebten die treuſten Klagen. Nur diejenigen, die weder den Werth der Freundſchaft noch der Liebe kennen, ſehen eine gerechte Wehmuth für Weichlichkeit an, und ſchämen ſich der Thränen, die der Natur zur Ehre fließen. Klagen Sie; aber hören Sie auch eine Bitte von mir an, und hängen Sie Ihrer Wehmuth nicht zu zärtlich nach. Es iſt unmöglich, den erſten Regungen zu widerſtehn. Es gehört eine gewiſſe Zeit dazu, ehe ſich die Heftigkeit unſrer Empfindungen ſetzt; aber ich weis, daß Sie dieſer Zeit, durch die Vorſtellungen der Weisheit und Religion, zuvor kommen werden.

Denn, Freund, wem iſt der Menſchen Leben?
Der nimmt es, der es uns gegeben.
Verehre ſtandhaft ſeinen Rath!
Auch da, wenn uns der Herr betrübet,
Iſt er der Gott noch, der uns liebet,
Und der nach ſeiner Weisheit that.

Dieß

Dieß iſt der einzige Troſt, den Andre, und wir ſelbſt uns geben können. Ich bedaure Sie von Grund meiner Seele, und bin ꝛc.

Fünfter Brief.

An den

Herrn von E***.

Halb iſt es Rache, daß ich Ihnen ſo ſpät antworte, und halb Beſchäftigung. Rache? werden Sie ſagen; Iſt nicht mein langes Stillſchweigen durch eine Menge verdrießlicher und trauriger Zufälle entſchuldigt genug? Nein, mein lieber Herr von E – –; Sie mußten doch Ihre Noth jemanden klagen, warum haben Sie mich nicht dazu erwählt? Warum haben Sie mir nicht das traurige Vergnügen gemacht, mit Ihnen zu fühlen, indem ich Sie aufgerichtet hätte? Ich weis Ihnen für dieſe Beſcheidenheit, oder Zärtlichkeit in der Freundſchaft, keinen Dank. Ich will Ihren Kummer ſowohl wiſſen, als Ihr Vergnügen, und in beiden Fällen fühlen, daß ich Sie liebe. Ihr trauriger Period iſt nunmehr vorbey. Was ſoll ich Ihnen nun ſagen? Daß ichs von Herzen gern höre? Das ſagen Ihnen alle Leute, die gar nicht Ihre Freunde ſind. Aber, wenn Sie mir geſchrieben hätten, da Sie noch in voller Empfindung waren: ſo hätte ich Ihnen auch

in voller Empfindung antworten können. Der Himmel gebe Ihnen recht viel glückliche Tage! Ich bitte darum, und hoffe es gewiß. Die Art, mit der Sie die Unfälle ertragen, iſt ein ſicheres Verdienſt zum Glücke. Melden Sie mir bald, wie Sie leben. Ich liebe Sie mehr, als ich Ihnen ſagen kann, und bin ꝛc.

Sechſter Brief.

Gnädiges Fräulein,

Wie vortheilhaft haben Sie in einem Briefe an Ihre Freundinn von meinem Charakter geurtheilt, und wie glücklich würde ich ſeyn, wenn ich dieſe Ehre verdiente! Aber nein, ich ſage es Ihnen aufrichtig, ich verdiene ſie nicht; und dennoch wünſchte ich, daß Sie dieſe Aufrichtigkeit bewegen möchte, Ihren Ausſpruch nicht wieder zurück zu nehmen; ſo ſehr gefalle ich mir bey Ihrem Lobe. Dieſes iſt eine Eitelkeit, über die ich bey Andern ſpotten würde, und mir vergebe ich ſie ſehr gern, weil Sie mich dazu verleitet haben, und weil ich weis, daß ich bey dem Lobſpruche von hundert andern Fräuleins ſehr gleichgültig geblieben ſeyn würde. Ich danke Ihnen alſo, gnädiges Fräulein, für Ihre gütige Meynung mit einer gewiſſen edlen Empfindung, zu der man allein fähig iſt, wenn man von Ihnen gelobt worden. Sie haben in eben dieſem

ſem Briefe an Ihre Freundinn gewünſcht, reich zu ſeyn, um mir jährlich eine Penſion ausſetzen zu können, und ich verſichere Sie, daß mich dieſer Wunſch mehr vergnügt hat, als mich vielleicht eine Penſion von einem großen Herrn vergnügen würde. Ich traue Ihnen, mein Fräulein, nicht allein die Großmuth zu, Andre ohne ihr Bitten glücklich zu machen, ſondern auch dieſe, ohne ſie es wiſſen zu laſſen, wem ſie ihr Glück zu danken haben. Dieſes können nur die edelſten Herzen. Aber, gnädiges Fräulein, wenn es bey mir ſtünde, ſo würde ich mir, wenn Sie einmal vermählt ſeyn ſollten, mehr wünſchen, als eine Penſion. Ich erinnere mich, daß La Fontaine in dem Hauſe der geiſtreichen Marquiſinn de la Sabliere zwanzig Jahre ſeinen Aufenthalt, und an ihr eine großmüthige Beſchützerinn und Freundinn gehabt hat. Würden Sie nicht de la Sabliere gegen mich ſeyn, wenn ich La Fontaine wäre? Ganz gewiß. Warum paßt doch die Vergleichung nicht ſo wohl auf mich, als auf Sie? Warum bin ich doch nicht ein La Fontaine ſo wohl, als==? Doch Sie würden böſe werden, wenn ich den Gedanken fortſetzte: und eben ſo wenig darf ich Ihnen ſagen, wie viel Leipzig in den Augen Ihrer liebenswürdigen Freundinn, und in meinen Augen verloren hat, ſeit dem Sie nicht mehr hier ſind; wie Sie beynahe der einzige Innhalt unſrer Geſpräche ſind, und wie beredt wir werden, wenn wir von Ihnen reden, und Ihnen alles das Glück wünſchen können, daß Ihre Eigenſchaften verdie-

 nen;

nen; alles dieſes darf ich ihnen nicht wohl ſelbſt ſagen. Ich ſchließe alſo, und verbleibe mit der größten Ehrerbietung ꝛc.

Siebenter Brief.

An eben Dieſelbe.

Gnädiges Fräulein,

Die Freyheit, die ich mir genommen habe, an Sie zu ſchreiben, würde Ihnen bald zur Laſt, oder doch zu einer Arbeit werden, wenn Sie jeden von meinen Briefen ſo ſorgfältig und ſo ſchön beantworten wollten, wie den erſten. Ich bitte Sie alſo, mir nur ſelten, oder nur in ein Paar Zeilen zu antworten, und aus dieſer Bitte zu ſchließen, daß ich lieber das größte Vergnügen entbehren, als Ihnen die geringſte Mühe machen will. Dieſe Beſcheidenheit iſt eine nothwendige Tugend, wenn man ſo viel Hochachtung für eine Perſon hat, als ich für Sie, gnädiges Fräulein, habe. Aber warum haben Sie es Ihrer Freundinn ſo hart verwieſen, daß ſie Ihnen etwas von dem Beyfall gemeldet, mit dem ich von Ihrer Schreibart geſprochen habe? Sie liebt Sie viel zu ſehr, als daß ihr auch das geringſte Lob, das man Ihnen beylegt, gleichgültig ſeyn ſollte; und ſie verſteht ſich viel zu gut auf die Sprache der Ueberzeugung, als daß ſie nicht

aus meinen Worten, und aus dem Tone ſelbſt, mit dem ich ſie ausgeſprochen habe, hätte ſchließen ſollen, daß mein Lob keine Schmeicheley wäre. Sie kennen überhaupt die Vorzüge, die Sie vor vielen Perſonen Ihres Geſchlechts haben, zu wenig; und eben dieſes Verdienſt muß Ihnen die Hochachtung der Welt nur deſtomehr erwerben, und Andre nöthigen, Ihnen die Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, die Sie ſich ſelbſt verſagen. Wer ſo lebhaft und richtig denkt, wie Sie, mein Fräulein, der ſchreibt allemal ſchön, und um deſto ſchöner, je weniger er daran denkt, ſchön zu ſchreiben. Man lobt die natürliche Freyheit in den Briefen der Madam Sevigne, ungeachtet der kleinen Fehler im Ausdrucke; und ſelbſt ihre Nachläſſigkeiten ſind noch liebenswürdig. Es iſt ganz gewiß, gnädiges Fräulein, daß uns Ihr Geſchlecht in den Briefen übertrifft, und Sie werden in kurzer Zeit ein neuer Beweis davon ſeyn. Vergeben Sie mir dieſen pedantiſchen Ausſpruch wegen ſeiner Aufrichtigkeit. Man kann noch immer im Stande ſeyn, richtig zu urtheilen, wenn man gleich ſelbſt nicht gut ſchreibt. Beehren Sie mich ferner mit Ihrem gnädigen Andenken, und glauben Sie, daß ichs zu ſchätzen weis. Ich habe die Ehre, zeitlebens zu ſeyn ꝛc.

Achter Brief.

Madam,

Sie ſind die beſte Frau von der Welt, und ich bin Ihr beſter Freund; dabey bleibe ich. Gewiß, Sie verdienen, (laſſen Sie dieſe Zeile Ihren Mann nicht leſen!) Sie verdienen einen noch beſſern und vornehmern Mann, als Ihr C = = iſt. Dennoch darf Sie dieſes nicht abhalten, ihn ferner zu lieben; alle Leute können unmöglich ſo viel Verdienſte haben, als Sie und = = = darf ichs ſagen? als Sie und ich. Aber wie leben Sie denn in Q = = = ? Iſt mein Gedichte auf Ihre Hochzeit immer noch eine Fabel? Hört Ihr Mann = = = Geben Sie wohl Achtung! Ich will den Homer nachahmen, und eine ſo ſeltne Begehenheit verdient es ja wohl! = = = Hört Ihr Mann den ſüßen Namen, Vater, noch nicht? Ja, liebe Freundinn, wenn Sie mir noch im alten Jahre einen Gevatterbrief geſchickt hätten: ſo wäre mein Pathe (denn mit einem Sohne müſſen Sie die Welt beſchenken,) durch mich reich geworden. Ich bekam um dieſe Zeit ein Geſchenke von funfzig Dukaten für eine kleine Bemühung. Ich wußte in der Eil nicht, wozu ich das Geld anlegen ſollte. Bald wollte ich mir ein Haus, bald einen Luſtgarten, bald ein Rittergut, endlich gar eine liebe Frau kaufen; und wenn Sie damals gleich einen Gevatterbrief an mich erdichtet hätten; ſo hätte ich meinem Pathen alle dieſe Dukaten eingebunden. Es waren lauter rare Stücken; mit doppelten Herzen,

mit

mit Cometen, mit gehörnten Siegfrieden und dergleichen. = = = Ich ſoll ſie aufheben; wollen Sie mir ſagen? Nein, meine gute Charlotte, nunmehr iſt es zu ſpät. Ich beſann mich den letzten Tag im Jahre noch, daß ich etliche Kleinigkeiten für Bücher zu bezahlen hätte, und dazu habe ich das Geld angewandt. Warten Sie alſo lieber bis wieder auf eine ſolche Begebenheit; denn itzt könnte ich meinem Pathen faſt mit nichts, als mit meinem Gebete und mit meinem Segen dienen, in der Sprache der Betſchweſter zu reden. = = = Ich habe gehört, daß Ihr Mann guten Ungriſchen Wein, ſeinem Stande gemäß, im Keller haben ſoll. Sagen Sie ihm doch, daß er ſich mit einem Antheil ſehr beliebt bey mir machen, und zugleich, als mein ehemaliger Reſpondent, das Präſidium bey mir dadurch abtragen könnte. Ich denke überhaupt, ich werde bald zu Ihnen kommen; denn ich möchte Sie gar zu gern einmal ſehen und küſſen. Es ſind freylich ſechzehn Meilen; es iſt auch ſchlechter Weg; es iſt kalt: aber alles dieſes wird mich nicht abhalten. Das menſchliche Leben iſt kurz, ich will reiſen, und Sie noch einmal ſprechen, und Ihnen ganze Wochen lang ſagen, wie viel ich Ihnen Gutes gönne, und wie ſehr ich ſtets geweſen bin, und noch bin ꝛc.

Neunter Brief.

Madam,

Das Landleben muß doch nicht für alles helfen. Ich bin ſeit vierzehn Tagen ein rechter Heavtontimorumenos. Laſſen Sie mich immer ein Wort brauchen, das Sie nicht verſtehen, und das ich Ihnen vielleicht ſelbſt nicht recht erklären kann. Es ſchickt ſich dem Klange nach gar zu gut zu meinem Charakter. Leſen Sie nur das Wort noch einmal. Es hat ſo was ſchwerfälliges und verdrießliches bey ſich, daß ichs nicht für vieles Geld gegen ein anders vertauſchen würde. Ganz gewiß muß es einen unzufriedenen und mürriſchen Menſchen bedeuten, mein Herz ſagt mirs; und wenn es auch was anders bedeuten ſollte: ſo will ich doch durchaus, daß es einen Unzufriednen bedeuten ſoll. Der bin ich, Madam! Ein vollkommner Heavtontimorumenos bin ich ſeit vierzehn Tagen. Aber warum? Weil ichs bin; weiter weis ich ihnen nichts zu ſagen. Ich bin viel zu verdrießlich, als daß ich nachſinnen ſollte, woher mein Verdruß käme; und wie könnte ich auch ungeſtört verdrießlich ſeyn, wenn ich lange nachſinnen wollte? Ich habe die ſchönſte Gegend vor mir, und ich nehme mich ſehr in Acht, daß ſie mich nicht rührt. Ich ſehe ſie an, und denke nicht auf das, was ich ſehe, ſondern daran, daß ich nicht zufrieden bin. Ich habe gute Bücher um mich herum liegen. Ich möchte dieſes, ich möchte jenes leſen, ich möchte ſie alle leſen. Ich berath-

K 2 ſchla-

ſchlage, welches ich leſen will, und nach langen Berathſchlagungen nehme ich ein anders, als ich gewählt habe. Ich leſe, und fühle nichts, und werfe es weg. Ganz gewiß ſind meine Bücher zu lichte für mich. Die Gedanken ſollten dunkel, die Sprache ſollte ängſtlich ſeyn; dann würde ich leſen. Sagen Sie mir nur, Madam, ob ich etwa krank bin? Wenn es doch der Himmel wollte! Denn wenn ich nicht krank ſeyn ſollte: ſo müßte ich beynahe närriſch ſeyn, und das mag ich doch, ungeachtet meines Haſſes gegen mich ſelbſt, nicht ſeyn. In den erſten Wochen konnte ich mich an den mannichfaltigen Scenen dieſer Gegend nicht ſatt ſehen. Ich flog von der Stube, um im Freyen, durch Berg und Thal, durch Fluren und Gebüſche, zu irren; und wenn ich müde war, die Gemälde der Natur zu ſehen: ſo ruhte ich in den vortrefflichen Bildergallerien des Herrn des Dorfs aus. Itzt komme ich nicht weiter, als von dem Pfarrhauſe auf den Kirchhof. Ich beſehe die Leichenſteine, die hölzernen Kreuze, und ruhe nicht, bis ich einen halbverloſchnen Namen herausgebracht habe. Wenn ich auf den Denkmalen die Worte finde, er ſtarb alt und Lebensſatt: ſo bewegt ſich mein ganzes Herz. Ich fühle es alsdann recht eigentlich, daß ich des Lebens müde bin; aber vielleicht in keinem beſſern Verſtande, als ich es einmal in meinem ſiebenten oder achten Jahre war. Ich weis nicht, was mir für ein kindiſcher Wunſch damals fehl geſchlagen ſeyn mochte. Genug, ich warf mich unter einen

Baum

Bäume im Garten, und bat den Tod recht innſtändig, daß er mich gen Himmel holen ſollte; ſo verhaßt war mir die Welt. Kurz, Madam, wenn mir der Pfarrer den Kirchhof verſchließen läßt: ſo weis ich vor Angſt nicht mehr, was ich anfangen ſoll. Aber warum kommen Sie nicht mehr in die Stadt, wenn Sie auf dem Lande ſo unzufrieden ſind? Das weis ich auch nicht, Madam. Ich glaube, ich warte darauf, daß Sie mich bitten ſollen. Und wenn Sie mich bitten werden: ſo werden Sie mich nach meinen Gedanken nicht inſtändig, nicht herzlich genug gebeten haben, und da werde ich wieder aus Rache nicht zurück reiſen wollen. Itzt läßt mir mein Wirth die Scheere und das Federmeſſer ſehr höflich abfordern. Merken Sie dieſe Liſt nicht? — Aber wer hat denn geſagt, daß ich ſchwermüthig bin? Nein, unzufrieden bin ich nur, nicht bey mir ſelber, dieß iſt es alles; und deswegen läßt man mir das Federmeſſer abfordern? Sagen Sies auf ihr Gewiſſen, meine Freundinn, können Sie aus meinem ganzen Briefe etwas anders ſchließen als daß ich mürriſch bin, daß ich ſelbſt nicht weis, was ich will, und wenn es hoch kömmt, daß ich hypochondriſch bin? Gut, ich bin es für mich, was kann denn das meinen Wirth verſchlagen? Man läßt ja einem jeden das Recht, luſtig zu ſeyn, und mir will man die traurige Freyheit nehmen, niedergeſchlagen zu ſeyn? Das iſt artig! Sie ſind tauſendmal billiger, Madam, Sie wehren mirs nicht. Sie laſſen ſich

viel=

vielmehr meine Unzufriedenheit klagen. Dieſes ſehe ich als die größte Wohlthat an, und küſſe Ihnen die Hand dafür, und bin zeitlebens dafür Ihr ꝛc.

Zehnter Brief.

Hochzuehrender Herr,

Ich danke Ihnen ergebenſt, daß Sie mich mit dem jungen Herrn L = = = haben bekannt machen wollen. Er iſt aller meiner Freundſchaft und Liebe werth, und ſeine perſönlichen Eigenſchaften würden mir ſchon die Pflicht auflegen, ihm nach meinem Vermögen zu dienen, wenn er auch des niedrigſten Mannes Sohn wäre, und ohne Ihre Empfehlung meine Bekanntſchaft geſucht hätte. Um deſtomehr werde ichs thun, da mich die Freundſchaft gegen Sie, und die Hochachtung gegen ſeinen Herrn Vater dazu verbinden. Geſetzt, daß er auch von meinem Umgange keinen andern Vortheil hat, als daß ich ihn vor den Fehlern warne, die ich im Studiren entweder ſelbſt begangen habe, oder wohl noch begehe: ſo wird er doch mit meiner Aufrichtigkeit zufrieden ſeyn können. Gelehrt werden ihn ſchon andre Leute und ſein eigner Fleiß machen. Ich erfreue mich, daß er bey ſeinen wenigen Jahren ſchon ſo viel geleſen hat; noch weit mehr erfreue ich mich, daß er Genie hat. Von beiden läßt

ſich

ſich alles hoffen. Leben Sie wohl, und ſchicken Sie mir bald wieder einen ſo geſchickten Jüngling.

Eilfter Brief.

An den Herrn von H — g.

Sie mögen ſeyn wo Sie wollen, Sie ſind nirgends ſicher vor meinen Briefen. Ich habe mir ſo feſt vorgenommen, Sie von Zeit zu Zeit an mich und an die Hochachtung, die ich Ihnen vor Andern ſchuldig bin, zu erinnern, daß ich Briefe über Briefe ſchreiben werde. Sie haben mir einmal die Erlaubniß dazu gegeben; und was das ſchlimmſte iſt: ſo finde ich oft eine ſo große Wolluſt im Briefſchreiben, daß ich nicht eher aufhören kann, bis der Bogen beſchrieben iſt. Aber zum erſtenmale will ich Sie nicht ſo ſehr erſchrecken. Ich habe mit Fleiß nur einen halben Bogen genommen, damit ich nicht in meinen gewöhnlichen Fehler verfalle. Es iſt Zeit genug, Sie mit langen Briefen zu beſtrafen, wenn Sie mir auf die kurzen nicht antworten. Und o wenn ich nur nicht fürchten dürfte, daß ich mich auf dieſe Art noch vielmal würde ſatt ſchreiben können! In Wahrheit, mein lieber Herr von H==, es iſt mein größtes Verlangen, eine Nachricht, nur eine kleine Nachricht von Ihren Umſtänden zu haben. Ich wünſche Ihnen die größte Zufriedenheit, und deswegen möchte ich gern hö-

ren, daß Sie zufrieden lebten; und zwar von Niemanden lieber, als von Ihnen ſelbſt. Sagen Sie mir dieſes, und zugleich, daß Sie noch mein Freund und Gönner ſind: ſo will ich Ihnen wider meine Neigung verſprechen, Sie länger, als einen Monat, nicht wieder mit einem Briefe zu überfallen. Es wird meinem Herzen zwar ſchwer werden; aber dennoch will ich mein Wort halten. Ich bin ꝛc.

Zwölfter Brief.

An den Herrn Sekretär K.

Ich bin Ihnen eine Antwort ſchuldig; allein wenn ich Ihnen auch keine ſchuldig wäre: ſo würde ich doch an Sie ſchreiben, und Ihnen ſagen, wie ſehr ich Ihr Freund bin, und wie ſehr ich wünſche, daß es Ihnen an allen Orten der Welt wohl gehen mag. Freylich wünſche ich auch, daß Sie noch bey mir ſeyn möchten; und wenn ſich Ihr Glück mit dieſem Wunſche vertrüge: ſo würde ich ihn noch öfter thun. Ich bin indeſſen froh, daß Friede iſt, oder daß wenigſtens die Leute von Frieden reden, weil ich auf dieſe Art Sie am erſten wieder in Sachſen zu ſehen hoffe. Schreiben Sie ja oft an mich, ſonſt werde ich ſehr finſter ausſehen, wenn Sie wieder kommen. Ich habe Ihren letzten Brief der Madam S = = vorgeleſen, und ſie war böſe, daß er ſo kurz war. Wie gefällt Ihnen

dieſer Lobſpruch, zu dem ich in ihrem Namen noch ein Compliment hinzuzuſetzen habe? Was macht denn der Herr Major G ===? Sagen Sie ihm nebſt tauſend freundſchaftlichen Grüßen recht viel verbindliches von mir, und leben Sie wohl mit ihm, recht wohl!

Dreizehnter Brief.

An drey Schweſtern.

Ich begehe eine Freyheit, die ſehr neu iſt. Wer hat wohl jemals an drey Frauenzimmer zugleich geſchrieben, ohne ſie zu kennen, ohne ſie geſehen zu haben, und ohne ihren Namen zu wiſſen? Hören Sie mir unbeſchwert zu, meine drey unbekannten Schönen, (wofern anders dieſer Brief in Ihre Hände kommen ſollte,) wie mirs geht. Heute kömmt Herr L=== zu mir, und zeigt mir einige Briefe von Ihnen, in denen Sie ſo gütig geweſen ſind, mich grüßen zu laſſen, und meine Schriften mit Ihrem Beyfall zu beehren. Ich müßte gar keine Neugierigkeit beſitzen, oder den Lobſpruch eines Frauenzimmers zu fühlen, gar nicht im Stande ſeyn, wenn ich mich nicht nach Ihrem Namen hätte erkundigen ſollen. Ich that es; aber mein Freund war ſo boshaft und ſo eigennützig, daß er mir nicht darauf antwortete. „Ob Sie die Namen „wiſſen oder nicht, fieng er trotzig an; genug, es „ſind drey angenehme und kluge Frauenzimmer,

„drey liebe Schweſtern, die den Geſchmack und ihre „verführeriſchen Schriften lieben. Das iſt alles, „was ich ihnen ſagen kann. Sie wohnen in G**i „Sehen ſie, hier ſieht es; aber mehr erfahren ſie „nicht, und wenn ſie auch vor Neugierigkeit alle „Krankheiten auf einmal bekommen ſollten.“ Dieſes unſcheidene Compliment beleidigte mich um deſtomehr, da mein Herz von dem Lobſpruche, den Sie mir ertheilet, noch ganz ſtolz war: dennoch verbarg ich meinen Unwillen mit einer gewiſſen lächelnden Miene, die ich vor einigen Jahren bey einem boshaften Hofmanne geſehen hatte, und fragte ihn ganz demüthig, ob er mir denn nicht einen kleinen Brief an dieſe drey artigen Schweſtern beſtellen wollte, aber verſiegelt. Ja, ſagte er, weil ſie noch Caffee haben, ſo will ich eine Pfeife Taback bey Ihnen rauchen; doch, ſo bald die Pfeife aus iſt, ſo muß der Brief fertig ſeyn, oder ich beſtelle ihn in meinem Leben nicht; Ach! der böſe Menſch! Itzt klopft er den Knaſter aus. Er ſteht gar auf. Ich möchte ſo gern noch mit Ihnen reden. Ich habe mich ja noch nicht für die Ehre Ihres Beyfalls bedankt; aber nein, er geht. Ich möchte Sie ſo gern um Ihre Freundſchaft bitten. Ich muß alles vergeſſen, wenn ich anders will, daß dieſer Brief fortkommen ſoll. Vergeben ſie mirs, und erlauben Sie mir die Ehre, Ihnen in aller Eil zu ſagen, daß ich mit einer ausnehmenden Hochachtung bin ꝛc.

Vierzehnter Brief.

An den Herrn Sekretär K**.

Sehen Sie wohl? Ein rechter deutſcher Autor muß keine Oſter = oder Michaelismeſſe vorbey laſſen, ohne etwas heraus zu geben, wenn es auch nur ein Werk von zween Bögen wäre. Nein, nein, ich laſſe mir mein Recht nicht nehmen; ich ſchreibe, ſo lange ich geſunde Hände habe. Es iſt gar zu hübſch, wenn man ſich in dem Meßcatalogo, bald darauf in den Zeitungen und in den Journalen, und endlich in den Händen der Welt ſieht. Ich komme ſelten zu jemanden, daß ich nicht für meinen Fleiß belohnt werde, und wenigſtens eine von meinen Schriften auf dem Fenſter, oder auf dem Nachttiſche, ganz ſauber eingebunden finde. Ich kann Ihnen nicht ſagen, was ich da empfinde; aber das weis ich, daß ich alsdann nicht zu halten bin. Ich eile nach Hauſe, und nehme die Feder in die Hände, und ſchreibe, was ich ſchreiben kann, und ſtelle mir ſchon einen neuen Ort vor, wo ich mich wieder finden werde, wenn es auch in den Händen eines Holzbauers ſeyn ſollte. Unlängſt komme ich zu meinem Buchbinder. Indem ich mit ihm rede, tritt ein Holzbauer, der bey ihm bekannt iſt, herein, und langt aus ſeinem Kober, in dem ein guter Vorrath Butter und Brodt war, meine F. und E. ungebunden hervor. Da, fieng er in ſeiner Sprache an: bingt mir das Buch fein feſt und ſchien ein. Chriſtoph,

ſprach

ſprach mein Buchbinder, wo habt ihr denn das Buch bekommen? Er antwortete ihm ganz trotzig, daß er ſichs hier gekauft hätte; daß der Schulmeiſter und der Schulze auf ſeinem Dorfe, bey denen er das Buch zuerſt geſehen, ſich bald ſcheckicht darüber gelacht hätten, ſo viel ſpaßhaftes Zeug ſtünde darinne; er ſagte, daß er einen kleinen Sohn hätte, der ſchon hübſch leſen könnte, und der ihm des Abends, wenn er von der Arbeit käme, und ſeine Pfeife Taback in Ruhe rauchte, etwas daraus vorleſen ſollte, ſo würde er kaum nicht in die Schenke gehen. Er war noch jung, der Herr, fuhr er fort, ders in Druck hat ausgehen laſſen; ich wollte ihm was abbrechen, aber er ſagte, es wäre nicht anders, als vierzehn Groſchen, die habe ich ihm auch gegeben. Er hatte noch viel Bücher; das Bücherſchreiben muß ihm recht von der Hand gehen. Ihr Narr ſprach mein Buchbinder, der Mann, wo ihr das Buch gekauft habt, hat nichts geſchrieben, er handelt nur damit. Seht doch, fieng der Bauer an, ich dachte, es wäre der Herr ſelber, ich hätte ihm, bey meiner Treue, nicht ſo viel gegeben. Nunmehr hätte ich gehen können; aber mein Ehrgeiz ließ es nicht zu. Ich hoffte, daß mich mein Buchbinder verrathen ſollte, und er that es zu meinem Glücke, denn außerdem würde ich mich dem Bauer ſelbſt entdeckt haben. Wenn Sie nur hätten ſehen ſollen, mit welcher Verwunderung mich der Bauer betrachtete, wie freundlich er mich auf die Achſeln klopfte, und mich ermahnte, mehr ſolch

ſchnakiſch Zeug zu ſchreiben! Ich war den ganzen Tag außerordentlich aufgeräumt. Ich ſtellte mir alle meine Leſer von dem größten bis zu dem Holzbauer vor, und beſchloß den Augenblick, den zweyten Theil von der G = = fertig zu machen, den Sie mit dieſem Briefe erhalten. Schicken Sie mir ihn ja nicht wieder zurück, ich werde ſchwermüthig darüber. Endlich antworten Sie mir bald, ſonſt ſchreibe ich Ihnen keine ſolche merkwürdige Hiſtörchen mehr. Ich bin ꝛc.

Funfzehnter Brief.

An die Madam S**.

Sehen Sie, wie ich mein Wort halte? Sie ſind kaum abgereiſt, ſo ſchreibe ich ſchon an Sie, und ich denke, ich werde ſo lange ſchreiben, bis ich Sie wieder zurück geſchrieben habe. In der That ſind auch ſeit zweymal vier und zwanzig Stunden faſt eben ſo viel Urſachen entſtanden, die alle Ihre Gegenwart zu verlangen ſcheinen. Ich will Ihnen nur die wichtigſten melden. Ihr Herr Liebſter hat geſtern Nachmittage das Fieber nebſt einem kleinen Frieſel bekommen. Er hat mir ausdrücklich verboten, Ihnen nichts davon zu ſchreiben. Ich habe es ihm auch verſprochen; allein in einer Sache, die Sie ſo nahe angeht, ſehe ich es für einen löblichen Fehler an, mein Wort nicht zu halten. Er befindet ſich itzt zwar ganz leidlich, und verſchiedne Leute

wollen ihn heute auch gar haben ausgehen ſehen; ich muß es aber am beſten wiſſen, daß es noch ſehr gefährlich mit ihm werden kann. Ihr kleiner Sohn hat von ungefähr den Porcellantiſch umgeſtoßen, und geſtern Nachmittags = = darf ichs Ihnen ſagen? O wie bedaure ich Sie! = = geſtern Nachmittags, denken Sie einmal das Unglück an! iſt Ihr ganzer Silberſchrank ausgeräumt worden, ohne daß man bis dieſe Stunde noch weis, von wem. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen alle die Unfälle herſetzen wollte, die ſich ſeit Ihrer Abweſenheit zugetragen haben. Nur noch Eine Urſache kann ich nicht verſchweigen, die mich insbeſondere Ihre baldige Rückkunft wünſchen heißt. Es iſt ein Ruf, den ich nach B = = mit der heutigen Poſt erhalten habe. Ich brauche Ihren Rath mehr, als jemals, je unſchlüßiger ich alle Augenblicke werde. Ach, Madam, warum ſind Sie doch gereiſt? Was ſoll ich denn machen? Das geht unmöglich an, daß ich L = = verlaſſen kann, ohne Ihnen für die tauſend Gefälligkeiten zu danken, die Sie mir in ſo vielen Jahren erwieſen haben. Und gleichwohl = = Ich dächte, Sie kämen noch dieſe Woche zurück. Ihre liebe Mama kann in vier und zwanzig Stunden viel mit Ihnen reden. Kommen Sie doch, ich bitte Sie = = Ob das alles wahr iſt, was ich Ihnen erzählt habe? Ja wohl, Madam, denn, wenn ich nein ſagte, ſo kämen Sie nicht ſo bald wieder. Den Augenblick läßt mich Ihr Herr Liebſter rufen. Was

wird wieder vorgegangen ſeyn? Scheint es doch, als ob alles Unglück in Ihrem Hauſe nur auf Ihre Abweſenheit gewartet hätte. Leben Sie wohl, Madam. Ich eile zu Ihrem Manne, und bin mit der vollkommenſten Hochachtung ꝛc.

Sechzehnter Brief.

An eben dieſelbe.

Madam,

Ich habe vorige Nacht einen traurigen Traum gehabt. Sie ſaßen und ſchrieben, und ob Sie gleich beynahe ſechzehn Meilen von mir ſitzen mochten: ſo konnte ich durch Hülfe des Traumes doch ſo viel ſehen, daß Sie an einen guten Freund ſchrieben. Wer war froher, als ich? Ich ſah alle Augenblicke, ob Sie mit dem Briefe bald fertig wären, denn ich dachte nichts gewiſſer, als daß Sie an mich ſchrieben, ja ich war ſchon etlichemal im Begriffe, Ihnen den Brief wegzunehmen. Indem kam Ihr kleiner Sohn, und ſtieß ſo unvorſichtig an den Tiſch, daß die Dinte umfiel. Ich wollte in der Angſt entweder nach dem Briefe, oder nach der Dinte greifen, und darüber wachte ich auf, und quälte mich mit allerhand Auslegungen bis an den Morgen. Ich habe den Traum meiner alten Baſe erzählt. Sie ſagte mir, die Dinte bedeutete Zank und Streit mit Abweſenden. Ach Madam! Nur nicht mit Ihnen!

Das

Das wolle der Himmel nicht! Nein, ich will Ihnen keine Gelegenheit dazu geben, ich will gern nicht fragen, warum Sie mir nicht antworten. Laſſen Sie mir nur die Erlaubniß, daß ich ferner alle Poſttage an Sie ſchreiben, und Ihnen ſagen darf, wie hoch ich Sie ſchätze, und wie viel Leipzig entbehrt, wenn Sie in Dresden ſind.

Siebenzehnter Brief.

Liebe Madam,

Machen Sie ſich keine Sorge. Ich denke nicht, daß ich nach B = = kommen werde. Ich habe ganz was anders im Sinne, und es wird nur auf Sie ankommen, ob mein Einfall ausgeführet werden ſoll. Ich will zu Ihnen nach G = = ziehen. Nach G = = ? warum denn das? Um den guten Geſchmack befördern zu helfen, der in dieſer Stadt unter dem Frauenzimmer herrſcht. Sollte man denn nicht den Mädchen eben ſo wohl Collegia leſen können, als den jungen Herren? Warum nicht? Gut, liebe Madam, ſo ſuchen Sie mir ein halb Dutzend hübſche und witzige Mädchen aus, denen ich einigen Unterricht in der Poeſie, in dem Briefſchreiben, in der Philoſophie, oder in den Sprachen geben kann. Ich will ſo wenig ein Pedant, und ſo wenig ein junger Menſch ſeyn, als es die Beſchaffenheit meiner Zuhörerinnen fordert. Ich will auf öffentliche Koſten eine Frauenzimmerbibliothek anle-

gen,

gen, damit es uns nicht an guten Büchern zum Leſen fehle. Ich ſähe es gern, wenn meine Mädchen nicht unter funfzehn und nicht über dreyßig Jahre wären. Sollten einige von meinen Zuhörerinnen ſich zur Heirath entſchließen: ſo wollte ich ihnen, zum Beſten der Ehe, ein halbes Jahr vor der Hochzeit ein Collegium über die Liebe, über die Klugheit in der Liebe, über die Mittel, ſie zu erhalten, ſie zu verſüßen, und ſo weiter, leſen. Was meynen Sie? Sollte ich mich nicht um Ihr Geſchlecht durch dieſen Einfall verdient machen können, und weit verdienter um die Welt, als wenn ich etlichen jungen Herren etwas vorſage, das ſie morgen nicht mehr wiſſen? Mit dem Honorario wollte ichs ganz leidlich machen. Ich läſe um die Ehre, und wenn mir die Witzigſte von meinen kleinen Freundinnen zuweilen einige Liebkoſungen machte: ſo würde ich mich für ſehr reichlich belohnt halten. Aber, Madam, in Ihrem Hauſe muß ich wohnen, denn Ihre und der Ihrigen Geſellſchaft iſt die erſte Urſache, warum ich in G== leben will. Ich erwarte Ihre Antwort mit der größten Ungeduld.

Achtzehnter Brief.

Hochzuehrender Herr Paſtor,

Ich kann Ihnen nicht genug ſagen, was ich für ein Verlangen nach Ihrem nähern Umgange habe, und wie oft ich Sie mitten unter meinen andern

Freunden vermiſſe! Gleichwohl glaube ich nicht, daß wir jemals das Vergnügen haben werden, uns von Perſon zu ſehen und zu genießen, außer in einer andern Welt. Da ſollen unſre Umarmungen erſt angehen, wenn uns eine gewiſſe Stimme in unſerm Herzen ſagen wird, daß wir es ſind, die ſich einander ſuchen. Gott! Was iſt es für eine Wolluſt um das Gefühl der Freundſchaft! Und wie wenig ſind derer, die dieſes Geſchenke des Himmels zu ſchätzen und zu gebrauchen wiſſen! Das Andenken Ihrer Gewogenheit ſoll mir manche ſchwere Stunden erleichtern helfen; und das Andenken der meinigen thue Ihnen eben dieſe Dienſte! Ich traue es ihr wenigſtens zu. Was würde die Welt, die dieſer Empfindungen nicht fähig iſt, von uns denken, wenn ſie uns ſo reden hörte? Würde man uns nicht für Schwärmer in der Freundſchaft halten? Doch was gehen uns die Blöden an, die ihre eigne Menſchheit nicht kennen? Ich würde mich kränken, wenn ich weniger genöthiget wäre, Sie zu lieben, und den Werth ihrer Freundſchaft zu empfinden. Ich will nunmehr die Angelegenheiten meines Herzens auf einige Augenblicke vergeſſen, und von Ihren mir überſchickten Werken reden. Ich habe ſie mehr, als Einmal geleſen, und allemal ſehr ſchöne Stücken darinnen gefunden; aber ganz haben ſie mir niemals gefallen. Laſſen Sie mich recht aufrichtig reden, mein lieber Freund. Ich bemerke, ungeachtet ihrer gemachten Verbeſſerungen, einen gewiſſen Zwang in Ihren Erzählungen, der ſich bald von

der kurzen und ſich immer gleichen Versart, bald von der Tyranney der Reime herſchreibt; einen Zwang, dem Sie durch alle Mühe nicht werden abhelfen können, und der für die Kenner ſtets beleidigend bleiben wird. Ich habe ſie meine Freunde leſen laſſen, die alle ſchon Ihre Freunde ſind; und alle dieſe ſind meiner Meynung, und wünſchen von Ihnen weit lieber andre Gedichte, als Erzählungen, und lieber reimloſe, als gereimte Gedichte zu leſen. Sie haben mich gebeten, Sie mehr zur Proſa aufzumuntern, in der Sie ungleich ſtärker und neuer ſind, als in der Poeſie. Kurz, ich müßte Sie weniger lieben, wenn ich gelaſſen in die Ausgabe Ihrer Poeſien willigen ſollte. Verlangt aber Ihr Glück dieſes Opfer, ſo wollte ich doch wünſchen, daß Sie Ihren Namen nicht vor das Werk ſetzten. Ich ſage Ihnen dieſes mit ſchwerem Herzen; allein ich will lieber einmal wider meine Natur ſtrenge ſeyn, als wider Ihren Vortheil zu gefällig. Seyn Sie nicht unruhig! Sie haben Verdienſte genug um den guten Geſchmack. Sie können Ihre Liebe zur Religion und zu den ſchönen Wiſſenſchaften durch andre Schriften befriedigen, wenn es Ihnen ſonſt Ihre Amtsgeſchäffte erlauben. Genug, Ihr Herz gehöret unter die Herzen der Poeten, und Sie würden viele von denen, die Sie bewundern, erreicht haben, wenn Sie in ihren Umſtänden gelebt hätten. Was macht Ihre liebe Frau, und Ihr kleiner guter Jacob? Warum haben Sie mich nicht zu Gevättern gebeten? Ich glaube, ich wäre in Per-

ſon gekommen; aber funſzig Meilen, das iſt freylich ein weiter Weg. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Liebſte und allen, die zu Ihrer Freundſchaft gehören, und ſchreiben Sie mir ja bald wieder.

Neunzehnter Brief.

An eben denſelben.

Wenn Sie auch noch ein halb Jahr geſchwiegen hätten: ſo würde ich doch nicht einen Augenblick auf die Gedanken gefallen ſeyn, daß Sie weniger mein Freund wären, als ehedem. Nein, ich liebe Sie ſo ſehr, daß ich gar nicht in dieſe Verſuchung gerathen kann; und ſo grauſam auch der Ausſpruch war, den ich in meinem letzten Briefe über Ihre Gedichte gethan: ſo habe ich doch nicht die geringſte ſchlimme Wirkung für mich befürchtet. Ich ſah wohl, daß Ihnen mein Urtheil wehe thun würde; denn ich urtheilte von meinem Herzen auf das Ihrige; allein ich ſah auch, daß die Aufrichtigkeit meiner Abſichten dieſen kleinen Schmerz bald heilen würde. Ich verließ mich auf die Beſcheidenheit, mit der ich Ihnen eine bittre Meynung entdeckte, und noch weit mehr auf Ihre eigne Stärke. Es iſt in der That eine rühmliche Begierde, ein Autor zu werden. Allein, kaum iſt man es, ſo iſt man unruhiger, als jemals; und ſo gern ich, in Anſehung der Welt, die Zahl der guten Scribenten vermehrt ſehe: ſo ſehr bedaure ich oft

das

das Schickſal eines Autors, der ſich mit tauſendfacher Mühe den ungewiſſen Beyfall der Welt erkauft, der am Ende noch ſchwerer zu behaupten, als zu erlangen, iſt. Ja, lieber Herr Paſtor, ich freue mich, es iſt wahr, ich freue mich ausnehmend, wenn ich ſolche feine Lobſprüche leſe, als die Ihrigen ſind. Ich gefalle mir; aber wie lange? Ein einziger gegründeter Tadel reißt alle mein Vergnügen darnieder. Die Begierde, immer einen neuen Verſuch zu wagen, und die ſchrecklichen Gedanken: Wird es dir auch gelingen? Wirſt du nicht vergebens, nicht zum Untergange deiner vorigen Werke, arbeiten? Ach was ſind das für heimliche Peiniger der Poeten! Wollen Sie ja das Vergnügen eines Autors ſchmecken; nun wohl! Folgen Sie mir nur, und wählen Sie die Proſa. In dieſer verſpreche ich Ihnen viel Glück, und mir, als Ihrem Freunde, durch Sie viel Ehre. Vielleicht iſt Ihrem kleinen Jacob das Glück oder Unglück aufgehoben, ſich durch die Poeſie groß zu machen. Wie werde ich mich nicht freuen, wenn ich ihm den Ort auf dem Parnaſſe zeigen kann, den ich gern ſelbſt erſtiegen hätte, und den er nunmehr zu erreichen ſuchen ſoll! Lehren Sie ihn, ſo bald es ſeine Jahre leiden, die Sprachen und Schönheiten der Alten. Wenn er in dieſer Verfaſſung zu mir kömmt: ſo werden wir ſchon gute Freunde ſeyn, und gern mit einander ſtudiren. Der zweyte Theil der G = = iſt ſchon an der Michaelsmeſſe herausgekommen. Ihre Frau Liebſte hat alſo nicht Urſache, auf meine Langſamkeit böſe

zu

zu ſeyn; vielleicht aber auf meine Geſchwindigkeit, wenn ſie das Werk geleſen haben wird. Machen Sie ihr mein ergebenſtes Compliment, und lieben Sie mich ferner. Ich bin allemal mit der größten Hochachtung und Aufrichtigkeit ꝛc.

Zwanzigſter Brief.

An den

Herrn von A**.

Ihr Geſchenke iſt mir ſehr angenehm geweſen, doch die freundſchaftliche Art, mit der Sie mirs gemacht haben, iſt mir noch koſtbarer, als das Geſchenke ſelbſt. Ich werde den Voltaire nie unter meinen Büchern ſtehen ſehen, ohne mich über die Gewogenheit desjenigen zu erfreuen, der ich ihn zu danken habe, und ohne zu wünſchen, daß ich ſie verdienen mag. Ja je gewiſſer ich weis, daß Sie keine Erkenntlichkeit von mir verlangen oder hoffen, deſtomehr wünſche ich mir eine Gelegenheit, erkenntlich zu ſeyn, und Ihnen zu zeigen, daß ich wenigſtens eben ſo gern eine Pflicht beobachte, als Sie eine Freygebigkeit ausüben. Eine Gelegenheit weis ich, und die mir auch die liebſte iſt, wenn ſie nur ſchon da wäre. Sie kömmt gewiß. Ein Herz, wie das Ihrige, kann die Freuden der Liebe nicht lange mehr entbehren. Ja, ich erlebe es noch, ich ſehe Sie gewiß noch in den Armen einer liebenswürdigen Gemahlinn; ich ſehe

Dereinſt noch einen Sohn, entflammt von Deinem Namen,
An Deinem Beyſpiel ſich erfreun,
Und angeführt von Dir, und kühn, Dich nachzuahmen,
Des beſten Vaters würdig ſeyn.

Ich bitte um Ihre Freundſchaft, ob ich ſie gleich ſchon habe; um Ihre Briefe, ob Sie gleich nicht gerne ſchreiben; denn warum ſchreiben Sie ſo ſchön? Ich bitte endlich, Ihrer Fräulein Schweſter das ehrerbietigſte Compliment zu machen. Wie viel Glück wünſche ich dem, der ſie verdient! Leben Sie wohl, recht wohl! Ich bin mit der aufrichtigſten Hochachtung Ihr ergebenſter Freund und Diener.

Ein und zwanzigſter Brief.

Hochzuehrender Herr,

Um mich wenigſtens durch eine gute Abſicht um den jungen Herrn von G = = verdient zu machen: ſo will ich einen Vorſchlag zu ſeiner Erziehung thun. Er iſt gar nicht ſinnreich, er iſt vielmehr natürlich und einfältig, und vielleicht deswegen gut.

Der junge Herr mag ein Staatsmann, oder ein Hofmann, oder ein Soldat, oder ein Beſitzer ſeiner eignen Güter werden: ſo kann er nie zu viel lernen, und, um viel zu lernen, nie zu zeitig anfangen. Die Erziehung zu Hauſe hat tauſend Hinderniſſe. Ein Hofmeiſter kann unmöglich alles wiſſen; und wenn er auch viel weis: ſo hat er doch nicht allemal die

Gabe,

Gabe, gut zu unterrichten, oder ein junges und lebhaftes Herz genug zu unterhalten; und dieß gehört doch nothwendig zu einer guten Erziehung. Wir müſſen leicht und angenehm lernen, ehe wir wiſſen, wie viel wir zu lernen haben. Es iſt nicht genug, zu lernen, wir müſſen auch beyzeiten mit der Welt bekannt werden; allein, die Welt zu Hauſe iſt nicht allemal die beſte. Wir ſehen nur immer einerley Geſchöpfe, und wie wir wenig bemerkt werden, ſo bemerken wir auch Andere wenig. Kurz, wir bleiben gern ſchläfrig in unſerm eignen Hauſe, und werden in unſern Sitten, wo nicht rauh, doch zu einförmig. Man hat zu Hauſe zu befehlen, ehe man gehorchen lernt, und daher lernt man weder gut befehlen noch gehorchen. Doch ich will ja kein Buch ſchreiben. Ich will nur ſagen, daß es ſo wohl für den Verſtand eines jungen Menſchen, als für ſein Herz und für ſeine Sitten, vortheilhaft iſt, wenn er an einem fremden Ort erzogen wird.

Könnte ſich die gnädige Mama entſchließen, ihren Sohn von ſich zu laſſen: ſo wünſchte ich, daß er unter der Aufſicht eines Hofmeiſters, deſſen Herz eben ſo gut ſeyn muß, als ſein Verſtand, je eher, je lieber, nach Leipzig gethan würde. Der junge Herr iſt erſt zehn Jahr alt. Dieß ſind die glücklichen Jahre, da man noch alles aus ſich machen läßt, weil unſer Herz nicht weis, was es will. Giebt man uns Gelegenheit, was zu lernen; macht man uns das Lernen mehr zu einem Zeitvertreibe, als zu einer Arbeit: ſo wird es uns ſo gar beſchwerlich werden, müßig zu ſeyn.

Man

Man weis oft nicht, wozu ein junger Menſch geſchickt iſt, bis er vieles verſucht hat. Es iſt alſo gut, wenn er an einem Orte erzogen wird, wo er Gelegenheit hat, vieles zu ſehen und zu hören. Der Herr von G = = hat Vermögen, und man kann von Zeit zu Zeit die Lehrmeiſter in Sprachen, in der Muſik, im Zeichnen zu ihm auf die Stube gehen laſſen. Er wird auf eine leichte Weiſe zu den erſten Gründen der Mathematik angeführt. Er tanzt und ficht beyzeiten, damit er den Körper in ſeine Gewalt bekömmt, und derſelbe deſto dauerhafter wird. Er geht mit ſeinem Hofmeiſter in Geſellſchaften, und wird der Welt gewohnt, ehe ſie ihn noch rührt. Er ſpeiſt an einem Familientiſche, und wohnt in dem Hauſe eines angeſehenen Mannes, wo er ſtets glauben muß, daß man auf ihn Achtung giebt. Auf dieſe Art iſt der junge Graf = = als ein Kind nach Leipzig gekommen, bis in ſein ſechzehntes Jahr da geblieben, und alsdann mit ſeinem Hofmeiſter auf Reiſen gegangen. So ſind itzt noch verſchiedene ſehr junge Herrn hier. Der Vortheil iſt groß. Sie fangen etliche Jahre eher an zu leben, und hören etliche Jahre eher auf, Kinder zu ſeyn. Kommen ſie in dem ſechzehnten oder achtzehnten Jahre erſt auf Univerſitäten: ſo ſind ſie oft ſchon zu lüſtern nach den Schwachheiten der Jugend, und werden durch die böſen Beyſpiele, wenn ſie auch das beſte Herz hätten, nur gar zu leicht zu Ausſchweifungen verleitet. Es verſteht ſich, daß ſich der Hofmeiſter wenigſtens auf ſechs Jahre dem jungen Herrn

ganz

ganz und gar widmen, und ihn nie aus der Aufſicht laſſen muß. Er muß ſein Freund, aber auch ſein Gebieter, ſeyn können. Er bildet ſeinen Verſtand und ſein Herz, und ſorgt, daß diejenigen, die ihn unterweiſen, ihre Pflicht wohl in Acht nehmen; aber er lehrt ihn nicht alles ſelbſt. Es verſteht ſich ferner, daß der Hofmeiſter auch mehr, als gewöhnlich, belohnt werden muß. Und was iſt es denn, ob der junge Herr etliche tauſend Thaler mehr, oder weniger hat, wenn er dafür geſchickt worden iſt, der Welt und ſich zu dienen, zu ſeiner Ehre, zu ſeinem Vergnügen, zu ſeinem Glücke, zu leben, und ſein Vermögen vernünftig zu genießen? Wenn ſich Herr K = = zu dieſer Stelle verſtehen wollte: ſo hielt ichs für ſehr gut. Er hat Verſtand und Redlichkeit und Welt genug dazu. Einen guten Sekretär könnten Sie wohl noch an ſeine Stelle finden; aber einen guten Mentor, den zu finden, das iſt leider ſchwer. Ich erwarte Ihren Ausſpruch, und bin ꝛc.

Zwey und zwanzigſter Brief.

Hochwohlgebohrner Herr ꝛc.

Wenn Sie mir auch nicht die Erlaubniß gegeben hätten, an Sie zu ſchreiben: ſo würde ich mir ſie doch nehmen; ſo groß iſt mein Verlangen, Ihnen meine Hochachtung und Ergebenheit zu bezeugen. Ja, ich bin ſo ſtolz, daß ich gar glaube, daß

Ihnen dieſe Verſicherung nicht gleichgültig ſeyn kann.

Eſtimer la vertu, c'eſt toujours ma maxime;
Voyez vous la raiſon, pourquoi je vous eſtime?

Kurz, Sie müßten an meiner Aufrichtigkeit zweifeln, wenn Ihnen dieſes Geſtändniß unangenehm ſeyn ſollte; dazu aber ſind Sie zu bekannt mit meinem Charakter. Es iſt alſo gewiß, daß ich vor Andern Ihr Freund bin, und niemals ohne Vergnügen an Sie denken kann. Nachdem ich Ihnen dieſes geſagt: ſo dürfte ich bald meinen Brief ſchließen, damit ichs Ihnen nicht noch Einmal ſage. Doch, ich kann noch nicht ſchließen. Ich muß erſt fragen, wie Sie leben. — Doch recht wohl? Recht zufrieden und dem Glücke nahe, das Sie verdienen? Ja, ich glaube es, wenigſtens weis ich nichts, das ich lieber glauben und hören möchte. Vielleicht bewegt Sie dieſe aufrichtige Neugierigkeit, bald an mich zu ſchreiben, und ich würde Sie recht inſtändig darum bitten, wenn ich dieſes Vergnügen nicht vielmehr Ihrer eignen Gütigkeit, als meinen Bitten, zu danken haben wollte. Machen Sie mich doch zu Ihrem Vertrauten, wenn ich Ihnen in irgend einer Angelegenheit hier in Leipzig dienen kann. Ich werde es mit Freuden thun, und beſtändig mit der größten Hochachtung ſeyn ꝛc.

Drey=

Drey und zwanzigſter Brief.

Liebe Mama,

Meine Schweſter hat Ihnen geſagt, daß ich mich in Miniatur habe abmalen laſſen, und Sie möchten das Bild gern haben, und ich wollte es Ihnen eben ſo gern ſchicken, wenn ichs nur noch hätte, aber ich habe es nicht mehr. Wo haſt dus denn hingethan? Wo ichs hingethan habe? Ich habe es = = ſoll ichs Ihnen ſagen, meine liebe Mama? Ich habe es = = Sie nehmen es doch nicht übel? Ich habe es meinem Mädchen gegeben. Geſchwind laß dirs wiedergeben, und ſchicke mirs. Nein, meine gute Mama, das geht nicht an. Das arme Mädchen möchte weinen, wenn ichs ihr wieder nähme, und wer weis, weinte ich nicht alsdann ſelbſt mit. Ich bin ihr gut, ſie iſt mir wieder gut, und ſo ſind wir einander ſchon lange gut geweſen, und ich denke, wir werdens noch lange ſeyn. Sage mir nur, ob das dein Ernſt iſt: Du biſt ja in deiner Jugend dem Frauenzimmer eben nicht ſo gewogen geweſen? Das weis ich ſelbſt nicht mehr, liebe Mama. Aber wenn Sie nur das Mädchen ſehen ſollten! Sie würde Ihnen gewiß gefallen. Sie iſt recht artig, und in meinen Augen ſchön. Sie ſieht faſt ſo aus, wie Sie auf Ihrem Bilde, als Braut, gemalt ſind. Laſſen Sie uns immer die Freude, daß wir einander lieben dürfen. Ich rede recht oft mit ihr von Ihnen.

Dürfte ich ſie denn nicht einmal mit nach Hauſe bringen? Vielleicht könnte ich ſie alsdann bewegen, daß ſie Ihnen mein Portrait gäbe. Werden Sie nicht ungehalten, liebe Mama! Sie haben mir ja wohl eher gewünſcht, daß ich eine ſtille und hübſche Frau finden möchte; warum ſollten Sie es nicht zugeben, daß ich ein ſolch Mädchen habe? Ich ſinne itzt nur herum, wie ich zu einem Rittergute kommen will, damit ich Ihnen die Freude machen, und ſie heirathen kann: alsdann wollten wir unſre Mama zu uns nehmen; denn, nicht wahr, es würde Ihnen beſſer bey mir gefallen, wenn Sie eine artige Schwiegertochter bey mir fänden?

Ich will den Augenblick zu ihr gehen, und ſehen, ob ich das Bild auf einige Tage zum Abcopiren bekommen kann. Doch ich zweifle ſehr daran. Sie wird von Wankelmuth, Untreue, Falſchheit reden; und ehe ich dieß anhöre, ſo will ich die Angſt, zu halben Tagen ſo unbeweglich, wie eine Bildſäule zu ſitzen, lieber noch einmal ausſtehen, und mich vom neuen malen laſſen. Aber, Mama, reden Sie nicht etwan im Eifer ein Wort wider das arme Kind, wenn Sie mir antworten; ich möchte ihr vielleicht den Brief zeigen. Doch dazu ſind Sie zu gütig; ich bin einmal Ihr liebſter Sohn, und das bleibe ich. Wenn ich gleich ein Mädchen habe: ſo bin ich doch ſonſt viel beſſer, als meine Brüder; und im dreyßigſten Jahre geht dieſer kleine Fehler ja noch wohl an ꝛc.

Vier und zwanzigſter Brief.

An den Herrn Sekretär K**.

Seyn Sie ſo gütig, und übergeben Sie dem Herrn Grafen den beygelegten Brief. Ich habe mehr als zehnmal die Ehre geſucht, ihm ſelber bey ſeiner Anweſenheit hier aufzuwarten; aber ich habe vor den großen Perücken, vor den Sammtröcken, vor den reichen Weſten, nie weiter, als bis an die Thüre des Vorſaals, kommen können, ob ich gleich auch eine Weſte mit Franzen anhatte; aber freylich waren es nur ſeidene. Den Sonnabend in der Zahlwoche wagte ichs, dem einen Bedienten, der mich, ich weis nicht warum, lange anſahe, meinen Namen zu entdecken. Nun, dachte ich, wird er dir ein tiefes Compliment machen, und dir durch die Antichambre helfen; aber er blieb ganz gelaſſen, und ich ſchämte mich, daß mein Name einem ſo wohl gewachſenen Menſchen unbekannt war. Ich blieb alſo demüthig ſtehen, und ſahe zum Zeitvertreibe die Geſichter an, die zu dem Herrn Grafen wollten, ob ich vielleicht errathen könnte, was ſie bey ihm ſuchten. Bey vielen war mirs unmöglich, etwas heraus zu bringen; ſie ſahen mir aus, als wenn ſie es ſelber nicht recht wüßten; aber den meiſten ſahe ichs doch mit vieler Gewißheit an, daß ſie einen Lobſpruch, eine Penſion, ein beſſeres Amt, oder ſo etwas ſuchten. Diejenigen, die etwas in dem Buſen ſtecken hatten, oder deren Taſchen dicke waren, machten mir die wenigſte Mühe. Was konnten ſie anders

anzubringen haben, als Diſputationen, und Werke mit Dedicationen? Ich bedauerte den armen Herrn Grafen in meinem Herzen, und ärgerte mich über die Ungeſtümen, die den Großen ihr Schickſal ſo ſauer machen. Kurz, ich gieng fort, und glaubte, daß ich durch mein Weggehen mehr Ehrerbietung für den Herrn Grafen bezeugte, als meine Collegen durch ihr hartnäckiges Warten. Bitten Sie um ſeine fernere Gnade für mich, wenn ich ſie verdiene = = = Ihr Herr Bruder hat mir gemeldet, daß er bald heirathen wird. Das iſt doch nicht recht, daß Sie ſich in der Liebe von ihm übertreffen laſſen. Machen Sie doch bald Sich und ein Mädchen glücklich.

Ich ſing alsdann gewiß ein Brautgedicht,
Wovon? das weis ich itzt noch nicht.
Ich könnte von der Liebe ſingen;
Von ihrer Liſt: von ihren Schlingen,
Die ſie den Herzen legt; von ihrer Zauberey,
Mit der ſie ſich der Sterblichen bemeiſtert,
Die Blöden oft mit Witz begeiſtert,
Die Klugen albern macht, die Treuen ungetreu,
Die Freyen ſpröd, die Spröden frey.
Die Ungetreuen aber treu;
Wie ſie Betſchweſtern oft in ihrem Singen ſtöret,
Und morgen ſchon verbuhlt die Mutter ſeufzen lehret,
Die heute noch den Töchtern und der Magd,
Bey ihrem Fluch, das Lieben unterſagt;
So könnt ich von der Liebe ſingen,
Wie ſie vom Feld an Hof, die Großen zu bezwingen,
Vom Hof ins Feld zu Schäfern ſchleicht.
Bald aus der Jugend lacht, bald aus dem Alter keucht,

Aus

Aus dem Bramarb bramarbaſiret,
Aus dem Pedanten meditiret,
Aus ſüßen Herren raffiniret;
Dieß alles ſäng ich Dir vielleicht.

Sehen Sie wohl, was ich für ein hübſches Gedicht auf Ihre Hochzeit machen würde? Eilen Sie, es wird hohe Zeit, außerdem möchten Sie zur Liebe, und ich zur Poeſie zu alt werden. Ich will meinen Brief ſchließen, ich möchte ſonſt mehr ſchreiben, als Sie zu leſen Luſt hätten, und ich will Ihnen zugleich verſprechen, daß Sie ein ganzes halbes Jahr vor meinen Briefen ſicher ſeyn ſollen. Grüßen Sie alle meine guten Freunde. Ich bin zeitlebens &c.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Mein fauler Freund,

Damit ich auf gewiſſe Weiſe eine Antwort von Ihnen erhalte, ohne daß Sie mir ſchreiben dürfen: ſo habe ich in Ihrem Namen ſelbſt einen Brief an mich aufgeſetzt. Seyn Sie ſo gut, und leſen Sie ihn durch, ſtreichen Sie die Stellen mit Bleyſtift an, wo ich Ihre Meynung getroffen habe, und ſchicken Sie mir ihn wieder zurück; oder noch bequemer, geben Sie ihn nur Herr Fridericin, damit er mir ihn zuſchicket. Hier iſt der Brief:

„Mein lieber Freund,

„Wundern Sie ſich ja nicht, daß ich ſeit etlichen „Jahren noch keine Zeile an Sie geſchrieben habe. „Ich bin E = =, das iſt genug geſagt. Eben ſo we„nig müſſen Sie ſich wundern, daß ich Ihnen Ihr „Manuſcript noch nicht geſchickt habe. Es iſt war, „Sie haben mich darum gebeten; Herr G = = r hat „auch ſchon etlichemal deswegen auf mich ge„ſchmählt, ich habe es auch fortſchicken wollen; „aber, wie ich ſehe, liegt es noch da. Je nun, wer „kann ſich helfen? Genug, daß Sie Ihre Gedichte „itzt erhalten, und zwar in eben der Beſchaffenheit, „wie Sie mir ſie auf meinen Tiſch gelegt haben. „Sie irren nicht, wenn Sie glauben, daß kaum die „Hälfte davon gut iſt. Werfen Sie die angeſtriche„nen weg, und heben Sie die andern bis zu einer „neuen Auflage auf. Zum Unterſtecken ſind ſie noch „eher gut, als ein neu Regiment davon aufzu„richten. Denn im Vertrauen geredt, ſie ſind „weder recht gut, noch recht ſchlecht:

As heavy mules are neither horſe nor aſs.

„könnte ich zu Ihnen ſagen, wenn Sie nicht Ihr „bißchen Engliſch vergeſſen hätten. Hätten Sie „mirs doch von meinen Gedichten bewieſen, werden „Sie denken; aber ich antworte mit dem Cicero: „Neque - - ſi quid eſt euidens, argumentari ſoleo: „perſpicuitas enim argumentatione eleuatur. „Alſo brauche ich keine lange Critiken zu machen,

„und

„und zwar aus Liebe zur Deutlichkeit. Kurz, mein „lieber Freund, keine Gedichte mehr!

O! Dichter, denkt an Philomelen!
Singt nicht, ſo lang ihr ſingen wollt!

„Wollt ihr aber nicht folgen, nun ſo iſt euch das „Urtheil ſchon geſprochen:

So fahrt denn fort, noch alt zu ſingen,
Und ſingt euch um die Ewigkeit!

„Für die überſchickten Näſchereyen und für den gu„ten Knaſter bedanke ich mich, mein guter Freund. „Ich habe mirs recht gut mit ihrem Bruder ſchme„cken laſſen. Ich weis nicht, es iſt alles ſo niedlich, „ſo himmliſch, was von Leipzig kömmt. Immer „fahren Sie fort, mir von Meſſe zu Meſſe ſo was „zum Weine zu ſchicken. Ich will auch heute „Ihre Geſundheit bey Renkendorfen trinken. Ich „bin, ohne es Ihnen unter etlichen Jahren wieder „zu ſchreiben, Ihr Freund und Diener E = =."

Dieß iſt die Antwort, die ich in Ihrem Namen an mich aufgeſetzt habe. Nehmen Sie geſchwind eine Feder, und ſchreiben Sie, wo Sie es für gut befinden, Ja, oder Nein, an den Rand, und ſchieben Sie es ja nicht auf. Hören Sie? Bequemer weis ichs Ihnen nicht zu machen ꝛc.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Madam,

Aus Ihrem letzten Briefe ſehe ich zwar, daß Sie die Comödien nicht ganz haſſen; allein ich ſehe auch, daß Sie von dem Nutzen derſelben noch nicht ſehr überzeugt ſind. Es kränkt mich, daß die Comödie Ihren völligen Beyfall auch nur einen Augenblick entbehren ſoll, und es erfreut mich zu gleicher Zeit, daß Sie ihr Ihre Hochachtung aus einem ſo lobenswürdigen Grunde entziehen. Sie leugnen den Werth und die eigenthümliche Schönheit einer guten Comödie nicht; dazu iſt Ihr Geſchmack viel zu ſchön. Nein, Ihr Verſtand preiſt ſolche Arbeiten, und Ihr gar zu gewiſſenhaftes Herz verwirft ſie. Erlauben Sie mir die Ehre, Madam, daß ich Ihr Herz hierinnen widerlegen darf. Glauben Sie wohl, daß eine Schrift nützlich iſt, wenn ſie die Thorheiten, die ungereimten Neigungen und Meynungen der Menſchen auf eine ſinnliche und ſpöttiſche Art lächerlich; und dagegen die guten Sitten, Tugend und Vernunft, liebenswürdig vorſtellt? Ich höre Sie dieſe Frage zehnmal mit einem freudigen Ja beantworten; aber in dem Augenblicke ſehe ich noch eine zweifelhafte Miene in Ihrem Geſichte entſtehen. Sie wollen mich vermuthlich fragen, warum man denn der Welt ihre Fehler auf eine ſpöttiſche Art zeigen müßte, und ob es der Menſchenliebe nicht gemäßer ſey, ſie mit ſanftem Ernſte zu lehren und zu beſſern? Dieſe liebreiche Frage iſt leicht beantwortet.

wortet. Gewiſſe Krankheiten des Geiſtes ſind eben ſo wenig durch gelinde Mittel zu heben, als gewiſſe Krankheiten des Körpers. Die Satyre iſt der Moral eben ſo nöthig und heilſam, als das zubereitete Gift in der Arzneykunſt. Und wie kann die Spötterey ein Verbrechen ſeyn, wenn man ſie nicht wider einzelne Perſonen, ſondern wider allgemeine Thorheiten anbringt? Wenn ich ein Geſpräch ſchreibe, und den Geizigen oder Scheinheiligen in ſolche Umſtände verwickele, daß ſie ihre Neigungen und ihre Vorurtheile auf eine ſolche Art entdecken, daß man ſie bald belacht, bald haßt: ſo ſehe ich nicht, wie dieſes die Menſchenliebe beleidigen könne.

Ein geiziger Orgon, eine eitle und verleumderiſche Clelia, ein unerträglicher und großſprecheriſcher Damon auf dem Theater, ſind nichts, als der Geiz, die Verleumdung und Großſprecherey ſelbſt. Dieſe Leidenſchaften verſpottet der Comödienſchreiber; dieſe läßt er in einzelnen Perſonen handeln und herrſchen, damit man das Ungereimte, das Thörichte recht wahrnehmen kann, welches dieſe Laſter bey ſich führen. Er ſpottet nicht, um zu ſpotten, ſondern um zu lehren.

Aber, werden Sie ſagen, man denkt doch bey den Perſonen in der Comödie an Perſonen im gemeinen Leben, und die Verachtung, welche das Theater in meinem Herzen wider den Geizigen, oder Verleumder überhaupt erregt, fällt zugleich auf die Perſonen, an welchen ich dieſe Fehler wahrgenom-

nommen habe, oder noch wahrnehmen werde. Die Comödie erweckt alſo nicht ſowohl den Haß gegen die Laſter, als gegen laſterhafte Perſonen. Und wie leicht kann dieſer Haß ungerecht, und den Geſetzen der Menſchenliebe nachtheilig werden? Wenn ich den Geizigen einmal für ein niederträchtiges und lächerliches Geſchöpf anſehe, wie leicht wird mirs nicht ſeyn, ihm meine Dienſte, meine Gefälligkeiten zu entziehen, ſeine Fehler zu vergrößern, bey aller Gelegenheit bekannt zu machen, und auf ſeine guten Eigenſchaften, die er etwan noch haben könnte, nicht Acht zu haben! Und wo werde ich ihn mit Geduld ertragen, und ſeine Gemüthsart zu verbeſſern ſuchen, wenn mir ſeine Perſon einmal verhaßt iſt?

Ich gebe zu, daß die Comödie dieſen Fehler nach ſich ziehen kann; aber er iſt nicht ſowohl ihr, als uns, eigen. Man laſſe den Redner oder Poeten die böſen Neigungen, welche wir Laſter und Thorheiten nennen, im ſtrengſten Ernſte beſchreiben. Es ſoll ihm kein ſpöttiſches Wort entfahren. Er ſoll nur ſeine Laſter recht nach dem Leben und auf ihrer verächtlichſten Seite entwerfen. Wird ſeine Rede, wird ſein Gedicht, indem es uns mit dem Haſſe gegen die Thorheiten erfüllt, nicht auch mit dem Haſſe gegen die Thoren beleben? Die Comödie iſt alſo nicht daran Schuld, weil ſie eine Comödie iſt; eben ſo wenig, als ein Licht, indem es ein dunkles und unordentliches Zimmer erleuchtet, Schuld an dem Ekel iſt, der wider die Unordnung in dieſem Zimmer in mir entſteht. Endlich iſt die Verachtung und

der Ekel gegen die Thoren, den die Comödie erregt, an und für ſich nichts ſtrafbares. Einen muthwilligen Narren, als einen Narren, heißt mich kein Geſetz der Religion lieben. Ich ſoll ihn vielmehr in dieſem Verſtande verabſcheuen, und nur ſo viel Liebe für ihn haben, als nöthig iſt, ihn zu beſſern, wenn er ſich nicht ſelbſt widerſetzt. Und wenn die Comödie wider dieſe Art der Liebe zu ſtreiten ſcheint: ſo darf man die Schuld dem Poeten nicht beymeſſen. Seine Abſicht iſt, die ſchlimmen Charaktere lächerlich zu machen, weil er ſie verhaßt machen will. Und eine Rede von der Kanzel, die den Geiz als abſcheulich vorſtellet, kann zur Liebloſigkeit gegen die Geizigen eben ſowohl Gelegenheit geben, als die Comödie.

Ich will mich zu meiner Ruhe bereden, Madam, als ob Sie mit der Auflöſung dieſes Einwurfs zufrieden wären. Was hat Ihr Herz nun weiter wider die Comödien vorzubringen? Vielleicht dieſes, daß ſie zur Eitelkeit verleiten? Daß ſie in vielen Gemüthern den Trieb der Liebe rege machen? Daß ſie uns um eine Zeit, und um ein Geld bringen, welches wir beydes weit nützlicher anwenden könnten? Darf ich bitten, ſo laſſen Sie mich auf dieſe Einwürfe im Namen der Comödie antworten. Die Comödie verleitet zur Eitelkeit. Sie werden vermuthlich nicht ſagen wollen, daß ſie dem Frauenzimmer und den jungen Mannsperſonen Gelegenheit giebt, ſich in ihrer Pracht und in ihrem Putze zu zeigen, und dadurch ihren Stolz und ihre Eigenlie-

be etliche Stunden wohl zu unterhalten. Sie werden ferner nicht ſagen wollen, daß durch den Innhalt der Comödien uns die Liebe zur Eitelkeit, oder ein ſolches Verlangen beygebracht werde, welches bloß auf die Befriedigung unſrer Sinne und unſrer Einbildung geht. Zu dem erſten können alle öffentliche Verſammlungen, und ſogar diejenigen, die der Andacht gewidmet ſind, Anlaß geben. Der andern Gefahr ſind wir bey allen Geſellſchaften ausgeſetzt, wenn wir nicht wohl auf uns Achtung geben. Was iſt alſo die Eitelkeit, von der Sie reden? Sind es die verliebten Streiche, die liſtigen Verſtellungen und Betrügereyen, die grenzenloſen Scherze und Spottreden in der Comödie, welche zur Eitelkeit verführen? Vermuthlich meynen Sie dieſe Dinge, und Sie haben Recht zu Ihrer Klage. Viele Comödien und Nachſpiele ſind mit einer ſtrafbaren Liebe und mit närriſchen Romanſtreichen angefüllt, welche man ohne Aergerniß nicht anhören kann. Man ahmet nicht die Thorheiten der Verliebten mit Kunſt nach, ſondern man bringt die grobe Natur ſelbſt auf das Theater. Man beleidiget unſern Verſtand durch ungeſittete Vorſtellungen, und unſer Herz durch böſe Neigungen. Man wird ein Poſſenreißer, ein Unverſchämter, um ſeinen elenden Witz ſehen zu laſſen, und auf Koſten der Ehrbarkeit den Pöbel zu vergnügen. Alle ſolche Stücke und alle ſchlimme Stellen in guten Stücken, ſind dem Theater eine Schande, und den guten Sitten ein Anſtoß. Aber, Madam, was kann die Comödie dafür, daß ſie

oft

oft in die Hände niederträchtiger Scribenten fällt? Was kann ſie dafür, daß ſie nicht Freunde und mächtige Beſchützer findet, welche für ihre Ehre und für die Tugend der Zuſchauer wachen?

Allein die meiſten Fabeln in den Comödien haben doch die Liebe zum Grunde. Und muß man denn ewig von der Liebe reden, wenn man vergnügen und nützen will? Nein, es wäre beſſer, daß ſich wenigere Comödien mit Heirathen und mit der Uebergabe der Herzen ſchlöſſen. Viele ſonſt wackre Leute würden gewiß nicht in dem Irrthume ſtehen, daß eine Comödie ein verliebtes Mährchen ſey, wenn die Poeten in ihren Luſtſpielen mehr an andre geſchickte Vorfälle aus dem gemeinen Leben, als an die Heirathen, gedacht hätten. Dennoch hat die Liebe, wie mich deucht, mit Recht den Platz auf dem Theater, den ſie in dem Herzen der Menſchen behauptet. Eine vernünftige, eine zärtliche und unſchuldige Liebe iſt das empfindlichſte Vergnügen der Menſchen. Und da uns die Natur mit dieſem Affecte gar zu genau verbunden hat; da ſo viel Glück und Unglück aus dieſer Begierde entſteht: ſo kann die Liebe nie zu ſehr auf ihrer ſchönen Seite, und nie verhaßt genug in ihren Thorheiten und Ausſchweifungen gezeigt werden. Deswegen kann man vernünftige, Zärtliche und närriſche Verliebte niemals lange auf dem Theater entbehren. Daß man aber wollüſtige Jünglinge und verbuhlte Mädchen dahin ſtellt, die uns mit Frechheit und Aberwitz beleidigen, iſt, ſo ſehr man ſich mit der Nachahmung der menſchlichen Handlungen

ſchützt,

ſchützt, ein Verbrechen wider die guten Sitten, und alſo auch wider das Theater. Denn was im gemeinen Leben bey Vernünftigen ekelhaft und ärgerlich iſt, bleibt es auch auf der Schaubühne, und ſoll dahin gar nicht, oder doch mit der größten Behutſamkeit, gebracht werden. Wenn übrigens die Comödie nichts, als das Schöne in der Liebe, bey uns in Hochachtung ſetzt: ſo ſind wir ihr für dieſen Dienſt ſehr verbunden. Je mehr ſie uns an Beyſpielen zeigt, daß niemand die Liebe recht genießen kann, als wer vernünftig und geſittet iſt; deſto mehr wird ſie uns zu beiden Eigenſchaften ermuntern. Ueberhaupt halte ichs für ſehr dienlich, unter die lächerlichen Charaktere recht gute und edle zu mengen. Indem uns jene ſagen, was wir nicht ſeyn ſollen: ſo lehren uns dieſe zugleich, was wir ſeyn ſollen. Eine liebreiche und großmüthige Frau bey einer Verleumderinn und Mißgünſtigen, macht dieſe weit verächtlicher; ſo wie dieſe jene im Gegentheil erhebt. Freundſchaft, Liebe, Großmuth, Ehrliebe, und alle Neigungen, welche das Herz edel und die menſchliche Geſellſchaft ruhig machen, ſollten zum Beſten der Tugend eben ſo reizend auf der Schaubühne vorgeſtellt werden, als man die ſchlimmen Neigungen ungereimt und widrig abſchildert.

Ihr letzter Einwurf wider das Theater, ſcheint bloß die Verſchwendung der Zeit und des Geldes zu betreffen. Ein Vernünftiger, der nicht gebohren zu ſeyn glaubt, um ſich bloß zu beluſtigen, kann allerdings nie zu ſorgfältig mit ſeiner Zeit umgehen.

Indeſ-

Indeſſen giebt es Stunden, wo man nicht mehr im Stande iſt, etwas wichtiges zu verrichten. Aber, werden Sie ſagen, ſind denn dieſes eben die Stunden, wenn die Comödie angeht? Könnte man binnen dieſer Zeit nicht noch etwas nützlichers vornehmen? Ja, Madam. Wer alle Tage in die Comödie gehen will, den müſſen beſondre Umſtände rechtfertigen, wenn er ſich keinen Vorwurf machen ſoll. Aber ſo viel iſt doch gewiß, daß wir zuweilen von unſern ordentlichen Geſchäften ausruhen müſſen, um uns neue Munterkeit und Kräfte zu holen. In dieſer Abſicht iſt das Vergnügen eben ſo nothwendig, als die Arbeit, weil dieſe ohne jenes gar nicht, oder doch nur matt und ſchläfrig, von ſtatten geht. Wenn ich nun dieſe Erholung, dieſes Vergnügen in der Comödie finden kann: ſo iſt meine Zeit nicht übel angewandt. Allein die Comödie hat, außer dem Vergnügen, auch noch die Vortheile eines nutzbaren Zeitvertreibes. Unſer Geſchmack, unſer Verſtand, unſer Herz, unſre Sitten und Lebensart können darinn verbeſſert werden. Der Kenner und der Einfältige, der Hohe und Niedrige, der Witzige und der Unwitzige, der Kluge und der Thor, können alle bey einem gutem Stücke ihr Vergnügen und ihre Vortheile finden, ob gleich auf unterſchiedne Weiſe. Und eben deswegen verdienet der Zeitvertreib der Comödie in der Republik einen Vorzug vor vielen andern, weil er ſo allgemein iſt. Es iſt wahr; man könnte die Comödie, als ein gutes Geſpräch, zu Hauſe leſen, und auch Vergnügen, Nutzen, und wohl einen

Vor=

Vortheil der Zeit dabey finden. Aber, bedenken Sie nur, Madam, daß eben durch die öffentliche Vorſtellung auf dem Theater die Comödie erſt recht brauchbar wird. Sie bekömmt durch die Geſchicklichkeit des Acteurs ihr Leben. Hundert Leute würden ſie entweder gar nicht leſen, oder aus Trägheit nicht genug dabey empfinden, wenn die Vorſtellung wegfiele. Es wird auf der Schaubühne alles begreiflicher und ſinnlicher. Wenn die Thoren nicht durch das Vergnügen der Action vor das Theater gelockt würden: glauben Sie wohl, daß ſie etwas anhören würden, was ſie oft nicht wiſſen wollen? Die beſte Comödie verliert ihre Kraft, wenn ſie nicht Aufmerkſamkeit findet. Und man lieſt doch meiſtens, oder läßt ſich ſolche Stücke leſen, weil man mit ſeinem Nachdenken dabey müßig ſeyn will. Ein guter Acteur iſt bey dieſer Krankheit der beſte Arzt. Er zwingt uns durch ſeine Geſchicklichkeit die Aufmerkſamkeit unvermuthet ab, und nimmt uns durch das Stück mit ſich hindurch, ehe wir wiſſen, daß wir ihm ſchon ſo weit nachgefolgt ſind. Wenn alſo witzige und moraliſche Geſpräche auf der Stube gleich ebenfalls Vergnügen und Nutzen bringen können: ſo ſind doch die Comödien, in ſo weit ſie öffentlich vorgeſtellet werden, weit kräftigere und allgemeinere Mittel, dieſe doppelte Abſicht zu befördern. Mancher hat wenig oder keine Gelegenheit, etwas muntres und witziges zu leſen und zu hören: dieſem verſchafft ſie das Theater. Mancher würde den Abend auf ſeinem Lehnſtule vergähnen,

oder ſein Geld auf dem Caffeehauſe verſpielen, oder in einer elenden Geſellſchaft die Zahl der Schwätzer vermehren, wenn er nicht den öffentlichen Zeitvertreib des Theaters haben könnte. Setzen Sie nur zum voraus, daß die Wenigſten ſo viel Klugheit beſitzen, ſich ein vernünftiges Vergnügen zu machen, und daß doch die Meiſten immer ein Vergnügen ſuchen; ſo werden Sie ſehen, wie nöthig es iſt, dem Volke in einer großen Stadt ſolche öffentliche Vergnügungen anzubieten, als gute Comödien und Trauerſpiele ſind.

Was die Koſtbarkeit dieſes Zeitvertreibs anlanget; ſo gebe ich Ihnen gern zu, daß jeder, der die Comödie zu oft beſucht, er bezahle nach ſeinem Stande den theuerſten, oder den wohlfeilſten Platz, in ſeiner Art eine Verſchwendung begehen kann, wenn er ſich dadurch die Mittel zu nöthigen, oder zu liebreichen Ausgaben entzieht. Aber kann man nicht eine Eintheilung machen? Kann man ſich ſein Vergnügen nicht zuweilen verſagen, und das Geld dafür zu einer Gutthat anwenden? Endlich ſollte ich glauben, daß, wenn auch die Comödie Gelegenheit zum Aufwand gäbe, ſie deswegen noch nicht einzuſtellen wäre. Man ſchließe alle Theater zu, dennoch werden diejenigen, die ſich für ihr Geld vergnügen wollen, noch nichts erſparen. Sie ſuchen andre Gelegenheiten. Und iſt es denn nicht beſſer, daß ſie eine ſolche ſuchen, wo man für ein vernünftiges Vergnügen geſorgt hat?

Es könnte vielleicht den meiſten Klagen wider das Theater abgeholfen werden. Erſtlich ſollten die Comödianten einen geſchickten und edelgeſinnten Aufſeher haben, deſſen Urtheile ſie alle Stücke unterwerfen müßten, welche ſie aufführen wollten. Dieſer vernünftige Mann und Kenner des Theaters würde kein mittelmäßiges Stück, keine närriſchen Poſſenſpiele, auf das Theater laſſen. Er würde ſogar in den guten Stücken die freyen und anſtößigen Stellen wegwerfen, und alſo ſorgen, daß beide Geſchlechter ohne Gefahr alle Comödien anhören könnten, und nie die Einen bey dem Händeklatſchen der Andern die Augen niederſchlagen dürften. Das Alter und die Jugend, verheirathete und ledige Perſonen müßten alle Stücke ſicher beſuchen können. Um gute Köpfe aufzumuntern, für das Theater zu arbeiten, und ſchöne Stücke zu liefern, müßte der Aufſeher die Freyheit haben, die Einkünfte für die erſte oder zweyte Aufführung des Stücks dem Poeten zu geben, wie in andern Ländern geſchieht. Ferner müßte ein Abend für das Armuth, oder zu andern guten Anſtalten ausgeſetzt werden. Wie ſehr würde dieſes den Poeten und den Acteur ermuntern, wenn jeder wüßte, daß er durch ſeine Mühe heute ein öffentlicher Wohlthäter würde! Die Comödianten müßten eine anſehnliche Beſoldung und einen gewiſſen Rang bekommen, damit ſie ordentlich und anſtändig leben, und die übeln Vorwürfe von ihrem Stande ablehnen könnten, welche man, ihnen und der Comödie zur Schande,

viel=

vielleicht oft mit Recht, und oft mit Unrecht, zu machen pflegt. Wenn die Comödie ſo eingerichtet wäre, wie ſie ſeyn ſollte; ſo wäre ein guter Acteur ein ſehr nützliches Glied in der Republik, und kein wackerer Menſch würde ſich ſchämen dürfen, eine ſolche Stelle zu verwalten. Das Theater müßte auf öffentliche Koſten erhalten werden. Man müßte beſtändig für gute Muſik ſorgen, damit auch auf dieſer Seite das Vergnügen der Zuſchauer befördert würde. Dieſe Anſtalten ſind alle leicht auszuführen, wenn ſie von einer hohen Hand, oder von einer ganzen und reichen Stadt, unterſtützt werden.

Und wenn die Comödie eine ſolche Geſtalt gewönne: ſo ſehe ich nicht, was man für ein unſchuldiger und lehrreicher Vergnügen haben könnte. = = =

Ich bin mit der vollkommenſten Hochachtung ꝛc.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Liebe Madam,

Ich bedanke mich für ihre kurze und leichtfertige Antwort, und melde Ihnen zugleich, daß ich unter vierzehn Tagen nicht werde an Sie ſchreiben können. Ich habe acht Briefe von acht Frauenzimmern zu beantworten; einen von Lorchen, einen von = = Sehen Sie, was es für Mühe macht, wenn man gar zu glücklich iſt! Ich kann ſie nicht

einmal alle überzählen, doch Sie werden mir ſchon auf mein Wort glauben. Es iſt wahr, es iſt unter allen den Briefen keiner ſo ſchön geſchrieben, als der Ihrige: allein ich finde doch auch in allen mehr Freundſchaft, als in dem Ihrigen, und mehr Verlangen nach einer Antwort. Sie müßten alſo ſehr ungerecht ſeyn, wenn Sie mirs übel nehmen wollten, daß ich unſern Briefwechſel ſo lange unterbreche, bis ich dieſen guten Freundinnen geantwortet habe. Ich ſage Ihnen dieſes nicht deswegen, als ob ich glaubte, daß Sie viel Ueberwindung nöthig hätten, meine Briefe zu entbehren; nein, bloß um Sie zu überführen, daß ich auch eine Schuldigkeit, die Sie mir leicht erlaſſen würden, nicht ohne die gerechteſte Urſache verabſäume. Bin ich nicht bis zum Erſtaunen gewiſſenhaft?

Acht und zwanzigſter Brief.

An den Herrn Sekretär K**.

Wenn Sie wüßten, wie lieb ich Sie hätte, und wie lieb ich Sie ſtets haben werde, und wenn Sie zugleich wüßten, daß ich künftig eben nicht fleißiger an Sie ſchreiben werde, als zeither: ſo würden Sie etwas wiſſen, das nicht recht zuſammenhängt, und das dem ungeachtet ſehr wahr iſt. Ich weis nicht, was ich für ein ungezogener Menſch werde. Ich ſchreibe gar nicht gern mehr

Briefe.

Briefe. Es liegen ihrer mehr, als ein halbes hundert, auf dem Fenſter, die ich ſeit Oſtern hätte beantworten ſollen. Ich weis nicht, wie viel darunter von Ihnen ſind; allein ich mag es auch nicht wiſſen. Ich müßte ſuchen, und wenn ich ſuchte; ſo würde ich viele andere finden, die ich gar nicht ſehen mag. Alſo mögen Sie alle liegen. Wenigſtens weis ich einen von den Ihrigen auswendig. Sie lobten mich darinnen, und zwar recht hübſch. Sie führten mir auch einen Lobſpruch aus einer gewiſſen Schrift an, dafür ich Ihnen ſehr danke, und dafür ich Ihnen, ungeachtet aller meiner Eitelkeit, noch mehr danken würde, wenn Sie mirs demonſtriren könnten, daß ich ihn in der That und von eben der Seite her verdiente. Ich hatte kurz vor dieſer Nachricht das Vergnügen, den Verfaſſer dieſer Schrift bey mir zu ſehen, ohne es damals zu wiſſen, daß er der Verfaſſer und mein Lobredner war. Er iſt ein vernünftiger und artiger Mann; aber doch nicht ſo gar artig, wie Sie. Sagen Sie mir doch, wo ſind Sie denn itzt? In Danzig? Behüte der Himmel! Nun wo denn? Wieder in Amſterdam? Noch weniger. Alſo müſſen Sie doch auf Ihrem Tuſculan ſeyn? Ja freylich! Nun, das iſt mir ſehr lieb. Habe ich können nach Niederſachſen reiſen, vier und vierzig Meilen in kurzer Zeit reiſen; ſo werde ich doch auch = = = Erſchrecken Sie nur nicht, wenn jemand Fremdes binnen hier und Michael in Ihr Landgut gefahren kömmt. Mehr will ich Ihnen nicht ſagen. Ich bin Ihr ꝛc. ꝛc.

Neun

Neun und zwanzigſter Brief.

Madam,

Ob ich bald wieder nach Leipzig kommen werde? Das weis ich nicht; vielleicht komme ich gar nicht wieder. So verächtlich Sie auch von meiner kleinen Vaterſtadt urtheilen, und ſo leicht man ſie auch mit einem Dorfe verwechſeln kann: ſo gefällt mirs doch an keinem Orte in der Welt beſſer. Nirgends, Madam, es iſt mein wahrer Ernſt, nirgends geht die Sonne ſo ſchön auf, nirgends ſieht der Himmel ſo blau aus, nirgends ſcheint der Mond ſo hell, und nirgends erfriſchen Luft und Waſſer ſo, als an dem Orte, wo ich gebohren bin.

Non, l'air n'eſt point ailleurs ſi pur, l'onde ſi claire,
Le ſaphir brille moins, que le Ciel, qui m'éclaire;
Et l'on ne voit qu'ici, dans tout ſon appareil
Lever, luire, monter et tomber le ſoleil.

Dieſe vier Verſe möchte ich, meinem Geburtsorte zu Ehren, herzlich gern für meine eigne Arbeit ausgeben, wenn ich wüßte, daß Sie niemals über das Gedichte des Herrn Bernis ſur l'amour de la patrie kämen. Ach, Madam, thun Sie mirs doch zu gefallen, und glauben Sie, daß die Lerchen, die ich itzt ſingen höre, weit annehmlicher, weit natürlicher ſingen, als die um Leipzig. Ich ſitze eben itzt unter den beiden Linden, die mein Vater in dem

dem Jahre meiner Geburt hat ſetzen laſſen, damit ſie mit mir aufwachſen ſollten. Was für unſchuldige Freuden fühle ich unter dieſen freundſchaftlichen Bäumen, die mit Fleiß heute mehr Schatten werfen, die heute mit Fleiß ſüßer auf mich herab duften, weil es mein Geburtstag iſt! Seyd mir geſegnet, ſchattenreiche Bäume! und du grünende Hecke! die ich mit meiner eignen Hand erbauet habe, in dir ſitze noch einſt der Sohn meines beſten Freundes, und erinnere ſich ſeines Vaters und meiner mit freudigen Zähren! Vergeben Sie mir dieſe kleine Enthuſiaſterey, Madam, ſie hat gar zu viel Wolluſt für mich. Wenn Sie mich nur unter meinen Zeitverwandten, unter meinen Bäumen, itzt ſollten ſitzen ſehen!

Hier, wo ich friſch bekränzt, als Knabe, froh geſeſſen,
Als Jüngling mich gewußt zu freun;
Hier will ich heut, als Mann, des Lebens Müh vergeſſen,
Und noch einmal ein Jüngling ſeyn.

Wie ein Wandrer von der Höhe die Hälfte des zurückgelegten Weges betrachtet: ſo ſehe ich in dieſem Augenblicke von meinem dreyßigſten Jahre bis in die Jahre meiner Kindheit herab. Hier beſchäfftigt mich ein Auftritt der Freude, dort ein Auftritt der Traurigkeit. Hier kömmt mir eine gute Abſicht entgegen, und hält mein Auge lange auf; dort eine Thorheit, und wieder eine; und o wie geſchwind ſehe ich weg! Ich zähle meine geſunden und frohen Tage, und ſehe dankbar gen Himmel; ich zähle die kranken und traurigen, und ſchlage die Hände freu-

dig

dig zuſammen, daß ſie überſtanden ſind. Bald bin ich ein Schüler, bald ein Autor, bald ein Freund, bald ein Liebhaber, bald ein Client, bald = = = Nein, hier ſehe ich eine leere Scene. Zu der ſtolzen Rolle eines Patrons hat mich mein gutes Schickſal noch nicht beſtimmen wollen. Ich habe zwar ein Paar guten Freunden einmal zu Aemtern geholfen; allein ſie verdienten ſie; ſie waren auch viel klüger und geſchickter, als ich, und alſo bin ich wohl noch kein rechter Patron geweſen.

Itzt ſehe ich meine alte Mutter auf mich zukommen. Doch nein, ſie ſieht, daß ich ſchreibe, und ſchleicht ganz behutſam auf die andre Seite. Die liebe Mutter! Aber bald will ich ſie herholen, und mich an ihrem freundlichfrommen Geſichte, an ihren ehrwürdigen weiſſen Haaren, die ganze Mahlzeit über recht ſatt ſehen. Ich bewirthe ſie dieſen Mittag.

Komm, die Du mich gebahrſt, hier, Theure, ſetz ich heute
　Mich voll Entzücken zu Dir hin,
Freu mich, daß Du mich liebſt, freu mich an Deiner Seite,
　Daß ich von Dir gebohren bin.

Freylich mag der Anblick meiner Mutter viel zu der Schönheit dieſer Gegend beytragen. Alles, was ſie redt und thut, iſt Liebe und Gewiſſen. Laſſen Sie mich immer ein Herz loben, Madam, mit dem Sie ſo viel Aehnlichkeit haben. Letztens lieſt ihr meine Schweſter aus einer von meinen Schriften

etwas

etwas vor. Sie lächelt die ganze Zeit über. „Das „hat er ganz hübſch gegeben“, fängt ſie endlich an. „Wer muß ihm doch das alles geſagt haben! = = „Er hat es doch auch ſelbſt gemacht? = = Ich habe „freylich wohl eine Freude, wenn ich ihn loben hö= „re = = Die Leute werdens doch aufrichtig meynen = = „Ich höre, daß er zuweilen in ſeinen Schriften von „der Liebe redt, und äußerlich thut er nun gar nicht, „als ob er dem Frauenzimmer gut wäre = = Je nun, „man kann ja einander in allen Ehren gut ſeyn. = = „Er iſt ſtets ſtill und eingezogen geweſen.“ = = Ja, Madam, ich gefalle mir in dieſem mütterlichen Lo= be, voll natürlicher Unſchuld, mehr, als wenn mich eine ganze Nachwelt gelobt hätte. = = Wie glück= lich bin ich, daß ich von ihr abſtamme! Endlich nähert ſie ſich mir. Sie hat gewiß unter der Zeit für mich gebetet. Nun ſollten Sie noch bey uns ſeyn, Madam, ſo wüßte ich mir keinen glücklichern Tag in meinem Leben, als den heutigen. Ich wer= de Ihnen zu Ehren heute wohl im Grünen ein Glas Wein mehr trinken, und meine Mutter, die ſonſt nur ein halbes trinkt, will ich zu einem ganzen ver= führen. Ja, das wollen wir thun, wir wollen Ihre Geſundheit trinken. Ich dächte, ich hätte Ihnen genug geſchrieben! Leben Sie wohl.

Drey=

Dreyßigſter Brief.

Madam,

Wie froh bin ich, daß die Brunnencur zu Ende iſt; nun darf ich wieder ſchreiben. Bedenken Sie nur, acht Wochen lang habe ich keine Feder anſetzen dürfen, ſo barbariſch iſt der Medicus mit mir umgegangen. Mein Herr, ſprach er, als ich die Cur anfieng, ich kenne Sie, ich weis, daß Sie gern ſitzen und ſchreiben; allein, ich ſage es ihnen, Gift werden Sie trinken, und keinen Brunnen, wenn Sie ſich nicht von allen Verrichtungen los machen. „Aber, ſagte ich, darf ich denn nicht „wenigſtens drey oder vier Briefe von guten Freun„dinnen bei meiner Cur beantworten? Das wird „mir doch nichts ſchaden!“ Was? Nichts ſchaden? Drey oder vier Briefe an Frauenzimmer bey der Brunnencur? Mein Herr, Sie mögen wohl ein guter Poet ſeyn: aber nehmen Sie mirs nicht übel, von der Medicin verſtehen Sie nicht den Kukuk. Wollen Sie denn die Diät beſſer wiſſen, als ein alter Prakticus? Ich ſage es Ihnen kurz, Sie dürfen nicht eine Feder in die Hand nehmen, bis die funfzehnte Flaſche rein ausgetrunken iſt. Der Pirmonter Brunnen iſt ein Brunnen, bey dem man an nichts, am allerwenigſten an ein Frauenzimmer denken darf. = = =

Alle

Alle meine Bitten halfen nichts. Er prophezeihte mir ſo viele Krankheiten, daß ich ihm in der Angſt zuſchwur, keine Feder anzuſetzen. Der böſe Mann hat mich ſo lange vom Briefſchreiben abgehalten! Das ſoll die letzte Brunneneur ſeyn. Verlaſſen Sie ſich darauf, und erlauben Sie mir, daß ich mich nicht weiter entſchuldigen darf. In dem Briefe an ihre Frau Schweſter habe ich zwar eine böſe Hand, als die Urſache meines Stillſchweigens, vorgewendet; doch dort habe ich, als ein Poet, geredet. Gönnen Sie mir nur die Ehre Ihrer Freundſchaft ferner, und glauben Sie nicht, daß ich ein nachläßiger Freund bin, weil ich ein nachläßiger Correſpondent bin. Was macht Ihr Herr Liebſter? Befindet ſich Ihre Jungfer Tochter noch wohl? Denken beide manchmal an mich? Ich denke ſehr oft an Sie, und allezeit empfehle ich mich Ihrer Freundſchaft.

Ein und dreyßigſter Brief.

Madam,

Meine Hand iſt nunmehr ſo geſund, als ich mir nur wünſchen kann. Ich habe mir auch dieſe Meſſe Federn und Papier, alles, was zum Briefſchreiben nöthig iſt, gekauft, und ich ſehe nicht, was mich abhalten ſollte, binnen hier und Weihnachten etliche hundert Briefe an Sie zu ſchreiben, wenn Sie mir nicht ausdrücklich befehlen, weniger freygebig damit zu ſeyn. Was werde ich Ihnen in den vielen Briefen nicht alles ſagen! Und viel-

leicht

leicht doch noch nicht ſo viel, als ich wünſche. Und was werde ich in Ihren Antworten für liebe Sachen leſen! Und vielleicht nur gar zu viel, die ich nicht verdiene. Ja, Madam, wenn Sie dieſe Meſſe zu uns gekommen wären, wenn Sie Doris, wenn Sie Aemilien mitgebracht hätten: ſo wollte ich gleich einen Brief in Verſen an Sie ſchreiben. Allein wovon?

Ja wohl! wovon wollt ich denn ſingen?
Doch, Sylvia, was frag ich erſt?
Iſt unter tauſend ſchönen Dingen,
Wovon die Dichter gerne ſingen,
Wohl eines, das Du lieber hörſt,
Wohl eines, das Du mehr verehrſt,
Wohl eins, von dem ich lieber ſchriebe,
Da Du mich ſeinen Werth ſelbſt durch Dein Beyſpiel lehrſt,
Als der Geſchmack, und als die Liebe?

Aber, weil Sie nicht gekommen ſind: ſo will ich das Gedichte verſparen, bis Sie kommen, und Sie in Proſa bitten, Ihrem Herrn Liebſten etliche finſtre Geſichter zu machen, wenn Sie anders dazu fähig ſind, daß er mich nicht beſucht hat. Ich habe ihn recht aufrichtig zu mir gebeten, und die Stunde, da man Caffee trinkt, bin ich gewiß zu Hauſe, und am erſten für einen guten Freund gemacht. L== der böſe Menſch, iſt gewiß Schuld daran. Wenn er nur ſtürbe, daß ich und Sie, und vielleicht auch Aemilie, der Marter los würden, ihn alle Tage fehlen zu ſehen. Wie ſind Sie,

und

und Doris, und Aemilie mit der Schwediſchen Gräſinn zufrieden? Wäre es beſſer, wenn ſie nach dem erſten Theile geſtorben wäre? Aemilie wird vermuthlich gewaltig viel an der Frau Gouverneurinn, und noch mehr an dem armen zärtlichen Coſakenmädchen auszuſetzen haben. Doch, was kann ich dafür, daß die Frauenzimmer in Siberien empfindlicher ſind, als ſieben Meilen von Leipzig? Leben Sie wohl.

Zwey und dreyßigſter Brief.

Hochzuehrender Herr und Freund,

Ich bin Ihnen ſehr lange eine Antwort ſchuldig. Was denken Sie von mir? Ich könnte mich weitläuftig entſchuldigen, und unter vielen Hinderniſſen eine weite Reiſe nach Niederſachſen anführen; aber ich will es lieber Ihrer Freundſchaft überlaſſen, mir meine Langweiligkeit auf Treu und Glauben zu vergeben. Sie haben in Ihrem letzten Briefe einen Troſt von mir verlangt, und ich will wünſchen, daß Sie ihn itzt nicht mehr bedürfen, und daß die Zeit dasbey Ihnen ausgerichtet haben mag, was im Anfange die ſtärkſten Gründe nicht von uns erhalten können. Wenn Sie auch noch zuweilen klagen müſſen: ſo bin ich doch zu ſehr Ihr Freund, als daß ich Sie in Ihren gerechten und ſüßen Klagen ſtören wollte. Nein, verehren Sie immer ein Herz

durch Betrübniß und Sehnſucht, das Ihrer Liebe ſo ſehr werth war, und verdienen Sie ſich dadurch eins, das dem verlornen gleicht. Ich wünſche und gönne es Ihnen vor vielen andern, und bin mit aller Hochachtung ꝛc.

Drey und dreyßigſter Brief.

Hochwohlgebohrner Herr,

Schreiben Sie mir nicht mehr ſo ſchöne Briefe, wie der letzte war, ich ſtehe ſonſt nicht dafür, daß ich nicht ein wenig eiferſüchtig auf Sie werden ſollte, ſo ſehr ich Sie auch liebe. Das hilft nichts, daß Sie mir ſagen, Sie müßten itzt wieder eine ganz neue Schreibart annehmen. Sie ſchläfern mich mit dieſer kleinen Liſt gar nicht ein. Ich ſehe es doch wohl, daß Sie über der Sprache der Kanzley, die Sprache der Welt nicht vergeſſen, und in Ihren Briefen eben ſo ſchön deutſch ſchreiben werden, als ob Sie niemals mit Acten etwas zu thun gehabt hätten. Im Ernſte, Sie haben mir durch Ihren Brief eine ausnehmende Freude gemacht, für die ich Ihnen um deſtomehr Dank weis, weil ich mir dadurch bald eine neue zu verdienen hoffe. Ich ſoll Ihnen eine Beſchreibung von der Univerſität = = = machen; allein ich weis Ihnen nicht viel zu ſagen, als daß es an dieſem Orte wohlfeil iſt, daß die Profeſſoren fleißig leſen, und die Studenten ziemlich frey, wo nicht gar wild, leben. Ihre ganze

Moral ſcheint dieſe zu ſeyn: Wer fleißig und richtig in die Collegia geht; wer ſeine vier bis fünf Stunden des Tages hört; der kann nachdem machen, was er will. Er mag trinken, er mag ſpielen, er mag ſich herumſchlagen, er mag ſich andern Ausſchweifungen überlaſſen, das hat nichts zu ſagen, er bleibt allemal ein wackerer Student; und die Seele des Studirens iſt die Freyheit. Kurz, ihre Sitten ſind etwas cyniſch. Dem ungeachtet glaube ich ganz gern, daß man ein gelehrter und geſitteter Mann auf dieſer hohen Schule werden kann, wenn man nur will; allein ich würde keinen Sohn dahin thun, und wenn er umſonſt da leben könnte. Ein Ort, der für die guten Sitten gefährlicher iſt, als ein andrer, mag ſonſt noch ſo viele Vortheile haben, es fehlt ihm doch der vornehmſte. In Anſehung der Collegien iſt dieſes noch gut, daß man ſie faſt alle in einem Jahre zweymal hören kann. So viel weis ich ungefähr von dieſer Akademie; allein ich weis es nur aus den Erzählungen der Andern. Ich ſelbſt bin niemals da geweſen, und ich möchte nicht gern, daß Sie meine Beſchreibung für authentiſcher hielten, als ich ſie ausgebe. Beehren Sie mich ferner mit Ihrer Freundſchaft, mit Ihren Briefen und Ihren Commiſſionen. Ich bin mit der vollkommenſten Hochachtung ꝛc.

Vier und dreyßigſter Brief.

An den Herrn Grafen von L* *.

Ich erſuche Sie gehorſamſt, mir in dieſer Meſſe eine Gelegenheit zu verſchaffen, daß ich Ihrem gnädigen Papa aufwarten kann. Ich komme in keiner gefährlichen Abſicht;

Nicht in der Stellung der Clienten,
Und mit erſeufzten Complimenten,
Mit einer Bittſchrift ihm zu drohn. = =
Nein, ohne Dedication,
Und ohn' ein Lob auf ſeinen Sohn,
Und ohne meins ihm zu erzählen,
Such ich das Glück allein,
Mich einem Manne zu empfehlen,
Der würdig war, ſo groß zu ſeyn.

Sie wiſſen es, ich dränge mich gar nicht in die Antichambern der Großen, und ich weis nicht, ob ich zu blöde, oder zu beſcheiden, oder zu ſtolz dazu bin; aber Ihrem Papa möchte ich herzlich gern meine Aufwartung machen. Mir iſt dieſes ein Beweis, daß ich ihn aus bloßer Hochachtung zu ſehen verlange; ich weis nicht, ob ers Ihnen auch ſeyn wird. Freylich wäre es ein Unglück für einen Mann von großen Verdienſten, wenn alle Leute ihre Hochachtung ſo weit treiben wollten. Doch das thut nichts. Das Verlangen, Ihrem gnädigen Papa meine Ehrerbietung zu bezeigen, iſt zu groß, als daß mich dieſer Gedanke aufhalten ſollte. Ich wiederhole meine Bitte, und habe die Ehre zu ſeyn ꝛc.

Fünf

Fünf und dreyßigſter Brief.

An den

Herrn Rittmeiſter von B***.

Ich erhalte geſtern die erſte, und heute die andre Ordre zum Aufbruche nach M==; und da ich den Ueberbringer des Briefes frage, ob die Kutſche vor meinem Hauſe ſtünde; ſo ſagt er mir ganz ſinnreich, ſie wäre ſchon geſtern wieder nach M== gegangen. Wundern Sie ſich alſo ja nicht, daß ich heute nicht mit einer Gelegenheit komme, die geſtern ſchon abgegangen iſt. Vielmehr erlauben Sie mir, daß ich mich über einen Irrthum unter den Bedienten, und über meine Thorheit, mich über Kleinigkeiten zu ärgern, wirklich ärgern darf. Ich mache geſtern Abends mit vieler Mühe noch einige Dinge fertig, die mich nicht wollten reiſen laſſen. Ich ſitze ſo lange darüber, daß ich die Nacht übel ſchlafe. Ich ziehe mich früh zur Reiſe an, und warte auf die Roſſe, die mich zu Ihnen bringen ſollen, und ſiehe, es kömmt endlich der Bediente des Herrn Stiftsraths, und bringt mir die erfreuliche Nachricht, daß meine Mühe umſonſt iſt. Ich hätte dem Menſchen gern das Dintenfaß an den Kopf geworfen, wenn er mich nicht verſichert hätte, daß er und ſeine Collegen unſchuldig wären. Doch vielleicht ſoll ich nicht mehr nach M== kommen. Beſuchen Sie mich dieſe Feyertage, ſo iſt der Schade gehoben. Ich bin immer noch, bis zum Erſtaunen, Ihr guter Freund.

Sechs und dreyßigſter Brief.

An eben denſelben.

Sie werden vielleicht glauben, ich würde ſo gütig ſeyn, und einmal aufhören, an Sie zu ſchreiben, weil Sie ſo ſinnreich ſind, und mir nicht antworten. Allein dieß will ich eben nicht. Ich vermuthe, daß Ihnen meine Briefe zur Laſt ſind, und deswegen will ich fortfahren, ihre Anzahl mit jedem Poſttage zu vermehren. Man kann ſich an einem, der nicht gern zuhört, nicht beſſer rächen, als wenn man ohne Aufhören plaudert, und an einem, der nicht antworten will, nicht beſſer, als wen man ihm Briefe über Briefe ſchickt. O! werden Sie, mit zehn finſtern Mienen, heraus fahren, der Menſch muß doch auf der Welt nichts zu thun haben, weil er ſtets an mich ſchreibt. Sie irren ſich, Herr Rittmeiſter, ich habe Arbeit genug, und wenn ich Ihnen nicht einen Verdruß machen wollte: ſo würde ich ganz gewiß keine Zeit zum Schreiben haben. Aber ich dächte, Sie ſähen auch aus meiner Schreibart, daß ich nicht ganze Tage zu einem Briefe an Sie brauchte. Ich ſchreibe mit Willen nachläßig nnd von nichts, damit Sie recht böſe werden, und mir endlich in der Hitze einmal ſchreiben mögen, daß ich zu ſchreiben aufhören ſoll. Durch dieſe Liſt denke ich noch vor Ihrem Ende eine Antwort heraus zu locken. Heute iſt Sonnabend, verlaſſen Sie ſich darauf, auf den Montag ſollen

Sie wieder einen Brief haben, darinnen noch weniger ſteht, als in dem itzigen. Wegen des Porto wollen wirs ſo machen, daß ich einen um den andern frankire; auf dieſe Weiſe geben Sie nichts mehr, als wenn Sie mir allemal antworteten. Bin ich nicht billig? Leben Sie wohl, wenn Sie anders noch leben.

Sieben und dreyßigſter Brief.

An eben denſelben.

Im Ernſte, liebſter Herr Rittmeiſter, iſt es denn nicht möglich, daß Sie nur einige Stunden nach H=== kommen können? Sie würden meinem ganzen Hauſe eine unendliche Freude machen. Wir ſind alle beyſammen, und es geht ganz abſcheulich vornehm zu. Ich fertige daher einen Expreſſen an Sie ab, um zu erfahren, ob es nicht möglich iſt, Sie bey uns zu ſehen. Kommen Sie, wenn ich Ihnen anders lieber bin, als der Herzog. Hören Sie? Ohne Verzug ſollen Sie kommen. Wir haben mehr denn hundert Scheffel Haber, und ganze Böden voll Heu für Ihre Pferde und Maulthiere. Gienge es aber ja nicht an, welches doch der Himmel nicht wolle: ſo will ich nach R== kommen, welches nicht weit von Ihrem Lager liegt. In dieſem Dorfe habe ich einen Anverwandten, der Paſtor und ein rechter frommer Mann iſt, und dort will ich Sie ſprechen, und Sie einſegnen laſſen,

 weil

weil Sie doch nicht mit dem Leben davon kommen werden.

Acht und dreyßigſter Brief.

An eben denſelben in das Lager

Wo dächten Sie, daß ich wäre? In Ihrem Lager? Nein, In der A== bey Ihrer Freundinn? Auch nicht. Wo denn? In dem Dorfe, wo Sie heute geweſen ſind. Hier erwarte ich Sie; und ſage Ihnen einmal für allemal, daß Sie Morgen früh mit mir nach H== reiſen, und die Vaterſtadt Ihres beſten Freundes in ganz Deutſchland ſehen müſſen. Meine Mama, meine Schweſtern, Chriſtiane, Dorchen, und der ganze Rath in corpore erwarten Sie. Meine Mutter hat bloß Ihrentwegen ſechs Kapaunen, noch weit mehr Enten und vier Truthüner abſchlachten laſſen, weil ich ihr geſagt habe, daß Sie außerordentlich ſtark äßen. Ich dächte, Sie kämen noch heute nach R=== und bewillkommten mich auf das ſolenneſte. Ich erwarte Sie, oder Ihre Antwort, oder Ihren Gottfried. Der Herr Paſtor in R== nebſt ſeiner Frau Liebſte bitten um Ihre Wiederkunft. Sie haben Sie recht gelobt ꝛc.

Neun und dreyßigſter Brief.

An eben denſelben.

Dem Himmel ſey tauſendmal Dank, daß Sie noch leben! Ich bin von Herzen erſchrocken, als ich die Nachricht von dem unglücklichen Treffen in Schleſien erhielt; aber ich habe gewiß mehr Ihrentwegen, als wegen der Niederlage, gezittert. Mir iſt es ſehr gleichgültig, wer Schleſien oder Böhmen beherrſcht, und ich gönne es jedem, dem es das Schikſal überlaſſen will. Doch, Sie über dieſem Streite zu verlieren, würde genug ſeyn, es weder einem Könige, noch einer Königinn, zu gönnen. Es iſt ein großes Glück, daß Sie der Gefahr unbeſchädigt entgangen ſind; allein, es würde ein noch viel größeres ſeyn, wenn ich wüßte, daß Sie niemals wieder in die Gefahr des Lebens kommen würden. So lange Sie im Felde ſtehen, das iſt, ſo lange Sie ſich auf den erſten Wink eine Ehre daraus machen müſſen, Ihren Feind entweder umzubringen, oder von ihm umgebracht zu werden: ſo lange habe ich noch alles Ihrentwegen zu fürchten. Welcher armſelige Soldat würde ich geworden ſeyn! Kann man nicht anders berühmt werden, als wenn man der Liebe zum Leben entſagt: ſo will ich lieber hinter dem friedfertigen Pfluge verzagt leben, als auf dem fürchterlichen Bette der Ehren mit Tapferkeit ſterben. Es iſt wahr, man kann nie ohne Bewunderung an einen Helden denken; aber auch nie,

ohne

ohne ihn zu bedauern, daß er ein Held geworden iſt. Iſt es möglich: ſo vergeſſen Sie den Lorbeer, den man durch ſein Blut erkaufen muß. Was hilft es mir und allen Ihren Freunden, wenn Sie hundert Feinde mit eigner Hand erlegen, und dabey das Leben verlieren, oder zerſtümmelt zurück kommen? Ich werde Sie weit höher ſchätzen, wenn Sie mir bey Ihrer Zurückkunſt geſtehen werden, daß Sie die Gefahr menſchlich vermieden hätten, als wenn Sie mir ſagen, daß Sie Ihr Leben mit Vergnügen an dieſem und jenem Orte gewagt. Nein! Zu unſrer Freundſchaft brauchen wir die Tapferkeit nicht; ſie iſt ihr vielmehr ſchädlich. Iſt denn die Welt etwan nicht ſchön genug, daß man recht darnach eilen ſollte; ſie nicht länger, als zwanzig, oder dreyßig Jahre, zu genießen? Doch, was mein Bitten nicht ausrichten kann, das wird vielleicht die Liebe für Ihre Freundinn bewerkſtelligen. Sie erhalten dießmal drey Briefe zugleich von ihr, und Sie weint alle Tage um Antwort. Schreiben Sie ja, und wenn Sie auch zu Pferde, und auf dem Vorpoſten, ſchreiben ſollten. Veränderliches iſt nichts mit ihr vorgegangen. Sie betet einen Tag, wie alle Tage, für Ihr Leben; ſie ſeufzt nach Ihrer Wiederkunft; ſie thut neue Gelübde; ſie lieſt Ihre Briefe; ſie ſchickt nach allen Zeitungen, und zittert, indem ſie lieſt; ſie klagt über mich, wenn ich ſie tröſten will. Dieß ſind ihre täglichen Verrichtungen. Der Feldbote kömmt. Leben Sie wohl, wenn man anders im Felde wohl leben kann. Ich

wünſche

wünſche es Ihnen von Herzen, denn ich bin vor tauſend Andern Ihr Freund ꝛc.

Vierzigſter Brief.

An eben denſelben.

Ew. Excellenz haben mir durch einen von Dero Leuten = = Was mache ich doch? Nehmen Sie es ja nicht übel, Herr Rittmeiſter, daß ich Sie Eure Excellenz genennt habe. Indem ich den Brief anfangen will: ſo ſtellte ich mir vor, wie Sie einmal, als General, ansſehen würden. Ich ſahe Sie in einem Geſichte mit großen Falten; und in den Mienen, wo ſonſt Liebe und Zärtlichkeit gewohnt hatten, herrſchten izt das Alter und der Krieg. Sie trugen eine ſchwarze Perücke, und ſahen recht fürchterlich ehrwürdig aus. Ich ſtehe, nach meiner Meynung, vor Ihnen, und weil ich in der Angſt nicht weis, was ich ſagen ſoll: ſo fange ich in Gedanken an zu ſagen: Eure Exzellenz haben mir durch einen von Dero Leuten befohlen ꝛc. und in Gedanken ſchreibe ich dieſe Worte aufs Papier. Es iſt mir auch ganz lieb. Denn bey dieſer Gelegenheit habe ich doch eine Seite voll geſchrieben, und Ihnen zugleich eine verſteckte Erinnerung gegeben, daß Ihre Schönheit nicht ewig währen wird. Worauf ſind Sie alſo ſo ſtolz? Es iſt noch um einen Feldzug zu thun, ſo iſt Ihr ganzer Reiz verloren. Es

haben

haben mich ſchon viele Officiere verſichert, der Feldzug in Böhmen hätte Sie ſo entſtellt, daß Sie ſich kaum mehr ähnlich ſähen. Kommen Sie nur wieder nach Sachſen: man wird ſich nicht ſehr um Sie zanken. Was habe ich Ihnen denn gethan, mein lieber = = höre ich Sie ſagen. So? Iſt dieſes nichts, wenn Sie nicht an mich ſchreiben, und ſo kaltſinnig mit mir umgehen, als wenn ich Ihr Feldprediger wäre? Sie dürfen nicht denken, als wenn ich ſo ein großes Verlangen nach Ihren Briefen hätte, und ſie nur gar zu gern läſe. Nein! Ich kann ſie leicht entbehren. Aber Sie ſollen mir doch den Reſpect nicht entziehen, den Sie mir, als Ihrem Freunde, und als einem Gelehrten, ſchuldig ſind. Allein, aller Ihrer Kaltſinnigkeit ungeachtet, will ich doch mein Wort halten, und Ihnen das verſprochene Manuſcript überſchicken. Laſſen Sie es aber nicht bey der ganzen Armee herum laufen. Ich will ſehen, ob Sie inskünftige zärtlicher mit mir umgehen werden. Es iſt leider wahr, daß ich Sie noch liebe; allein, wenn Sie mir nicht bald ſchreiben: ſo hoffe ich es vor Oſtern noch ſo weit zu bringen, daß ich in zehen Jahren nicht in die Verſuchung fallen will, an ſie zu denken. Mein Vater erkundigt ſich faſt in allen Briefen nach Ihnen, und damit ich der beſtändigen Anfrage los werde; ſo habe ich ihm ganz treuherzig berichtet, daß Sie an einer Feldkrankheit geſtorben wären. Wenn Sie es aber nicht leiden können, daß er Sie für todt hält: ſo dürfen Sie, weil Sie ohne dieß gern ſchrei-

ben, nur an ihn ſchreiben, und ihm melden, daß Sie zu großem Glücke oder Unglücke noch lebten. Ich will mirs gefallen laſſen, und noch einige Zeit ſeyn ꝛc.

Ein und vierzigſter Brief.

Eines Frauenzimmers an einen Freund.

Damit ich Sie recht von meiner Aufrichtigkeit überführe: ſo will ich Ihnen etwas entdecken, was man ſonſt ſorgfältig zu verbergen pflegt. Ich rede ſeit acht Tagen ſehr übel von Ihnen, und lenke in allen Geſellſchaften, wo ich Freunde oder Freundinnen von Ihnen antreffe, das Geſpräch auf Sie. Man fängt Sie an zu loben, und Ihnen allerhand gute Eigenſchaften beyzulegen. Dieſes mache ich mir zu Nutze. Ich bejahe es, und thue, als ob ich Ihre Verdienſte vergrößern wollte, damit man das Böſe glauben ſoll, das ich von Ihnen zu ſagen willens bin. Ich könnte Ihnen einige von meinen Erfindungen herſetzen, die Sie gewiß etliche Officierflüche koſten würden; allein, weil Sie die Ungewißheit von dem, was ich ſage, am meiſten quälen wird: ſo will ich Sie auch darinnen laſſen. Wie gefällt Ihnen meine neue Aufführung? Bin ich nicht ein redliches Frauenzimmer, da ich Ihnen auch ſogar meine eigne Bosheit nicht verſchweige? Es iſt wahr, ich thue Ihnen Unrecht;

allein,

allein, wie kann ich mir anders helfen? Ich bin zu bedauren, daß ich keine andre Kräfte habe, Sie wieder zu meiner Freundſchaft zu bewegen, als daß ich Ihnen zeige, wie viel ich Ihnen ſchaden kann, wenn Sie nicht aufmerkſamer auf mich ſind. So bald Sie es bereuen werden, daß Sie mich letztens ohne Abſchied verlaſſen, und Andre mir vorgezogen haben: ſo bald werde ich aufhören, von Ihnen übel zu reden. Thun Sie dieſes: ſo will ich in allen Geſellſchaften durch eben ſo viel gute Erzählungen meine erſten Nachrichten widerrufen. Thun Sie es nicht: ſo fürchten Sie alles von meiner Rache. Ich erwarte, was ich ferner ſeyn ſoll, Ihre Freundinn, oder Ihre Verleumderinn.

Zwey und vierzigſter Brief.

Hochzuehrender Herr,

Sie verſichern mich Ihrer Freundſchaft, und ich weis für dieſe Ehre nicht dankbarer zu ſeyn, als wenn ich Ihnen ſage, daß ich wünſche, ſie zu verdienen. Fahren Sie mit Ihrer Gewogenheit gegen mich fort, ich bitte Sie darum, und ich werde dieſe Bitte um deſto öfterer wiederholen, weil ich ſonſt kein Mittel habe, Sie zu überführen, wie hoch ich Ihre Freundſchaft ſchätze. Aber was ſoll ich auf Ihren Glückwunſch zu meiner Beförderung antworten? Ich habe noch keine erhalten. Doch mein

mein Schickſal mag über mich beſchloſſen haben, was es will, und mir eine Verſorgung in Ihrer Vaterſtadt geben, oder nicht: ſo habe ich doch Urſache, Ihnen den verbindlichſten Dank zu ſagen, daß Sie an meinem noch ungewiſſen Glücke zum voraus Theil nehmen. Es iſt Vergnügen genug für mich, daß Sie mirs vor Andern gönnen, und daß Sie mirs, wenn ich es erhalten ſollte, durch Ihren Umgang noch ſchätzbarer machen werden. Ich bin ꝛc.

Drey und vierzigſter Brief.

Hochzuehrende Jungfer Schweſter,

Ich ſuche Sie durch dieſen Brief von meiner Hochachtung und Freundſchaft zu überführen, und der Beweis wird mir ſehr leicht werden, wenn Sie mir auf mein Wort glauben wollen, daß das Verlangen, Sie zu ſehen und zu ſprechen, beynahe die einzige Urſache von meiner Reiſe nach B = = geweſen iſt. In Wahrheit, liebe Jungfer Schweſter, ſo ſehr ich Ihren Verſprochnen und meine übrigen Freunde, die um ihn ſind, liebe: ſo würde ich mich doch ohne die Hoffnung, Sie zugleich zu finden, nie zu einer Reiſe von vierzig Meilen entſchloſſen haben. So weit bin ich in meinem Leben noch nicht gereiſt, und ich kann mir auch nicht einbilden, daß ich jemals wieder ſo weit reiſen werde;

werde; ich, der ich alle mögliche Krankheiten befürchte, wenn man nur von einer Spatzierfahrt ſpricht, und eine Zeit von Tag und Nacht brauche, ehe ich Ja ſagen kann. Aber ſtellen Sie ſich auch vor, wie ſehr ich erſchrocken bin, da ich Sie nicht fand; da ich hörte, daß Sie noch vierzehn Meilen von B = = entfernt wären. Ich hätte lieber geweint, und Ihr Bräutigam hatte genug an mir zu tröſten. Bedauren Sie mich immer ein wenig, ich verdiene es; und wenn auch das zu viel gefordert iſt: ſo belohnen Sie mich wenigſtens dadurch für meine Reiſe, daß Sie nicht daran zweifeln, daß ich ſie in der Abſicht unternommen habe, Ihnen meine Hochachtung zu bezeugen, mir Ihre Freundſchaft zu verdienen, an dem Vergnügen Ihrer Liebe Theil zu nehmen, und Ihnen alle das Glück zu wünſchen, das nur ein Bruder ſeiner Schweſter gönnen kann. Ja, liebe Jungfer Schweſter, ich bin recht ſtolz auf die Ehre, mit Ihnen verwandt zu ſeyn. Ein Frauenzimmer, das G = = r zu ſeiner Frau wählt, muß außerordentliche gute Eigenſchaften haben. Vergeben Sie mir dieſen Lobſpruch, er geht mir von Herzen, und ich ſehe ihn als eine Pflicht an, die ich der Tugend ſchuldig bin. Leben Sie wohl, liebſte Jungfer Schweſter. Ich weis es gewis; Sie ſind zeitlebens glücklich, mit Ihrem G = = r glücklich ꝛc.

Vier

Vier und vierzigſter Brief.

Meine liebe Mademoiſell,

Ich will Ihnen etwas im Vertrauen ſagen. Einer von meinen Freunden, der Sie nicht weiter, als aus Ihren Briefen an mich, kennt, und aus etlichen kleinen Beſchreibungen, die ihm Herr L== von Ihnen gemacht, hat ſich in Sie verliebt. Nehmen Sie ſich in Acht, meine liebe Freundinn; der Menſch ſieht bald, wie Ihr lieber Opitz, aus, deſſen Bild und deſſen Poeſie Sie ſo wohl leiden können; und was wäre leichter, als daß er Ihnen in dieſer Miene gefiele, und wenn er Ihnen gefallen hätte, daß Sie ihn am Ende liebten? Gleichwohl weis ich, daß Sie die Liebe für eine beſchwerliche Sache halten. Ich will Sie alſo recht aufrichtig gewarnt haben, meine werthe Aemilie, hüten Sie ſich vor meinem Freunde. Er wird nach G== kommen. Er hat allerhand Mittel gefunden, die ihm die Bekanntſchaft Ihrer Frau Schweſtern verſchaffen werden. Durch dieſe will er die Ihrige erhalten, und unter dem Charakter eines guten Freundes will er ſich unvermerkt in Ihre Liebe einſchleichen. Wenn alſo ein Menſch mit einer halbfinſtern Miene, mit ein Paar himmelblauen Augen, wenn ſich ſo ein Menſch vor Ihnen ſehen läßt: ſo zweifeln Sie nicht länger, daß es eben der gute Freund iſt, vor dem ich Sie warne. Ich will Ihnen noch mehr Merkmale geben. Er redt wenig in großen Geſellſchaften, und bemerkt lieber den

Witz der Andern, als daß er ſeinen eignen in Anſehen bringen ſollte. Er ſucht durch eine ungekünſtelte Aufrichtigkeit zu gefallen, und er gefällt, weil es ſein natürlicher Charakter iſt. Nunmehr werden Sie ihn nicht ſo leicht verfehlen; aber demungeachtet gehen Sie nicht oft allein mit ihm um. Die Liebe hat tauſend Mittel, unſre Vorſichtigkeit zu hintergehen. Ich kenne Ihren Liebhaber gar zu gut, ich kenne ihn von den erſten Jahren her. Er iſt ein Poet, er iſt eben ſo beſtändig, als er zärtlich iſt; er redet von der Liebe, ohne die Liebe zu nennen; er ſcheint oft wider die Liebe zu reden, und macht ihr doch einen verdeckten Lobſpruch. Dieſes iſt es alles, was ich Ihnen in der Eil rathen kann; aber vielleicht habe ich Ihnen ſchon zu viel gerathen. Vergeben Sie mirs; es iſt ein Fehler der Aufrichtigkeit, zu dem mich die Liebe für Ihre Ruhe verleitet hat. Machen Sie mich zu Ihrem Vertrauten, wenn Ihr Liebhaber erſcheinen ſollte. Ich verdiene dieſe Belohnung. Leben Sie wohl.

Fünf und vierzigſter Brief.

Mademoiſell,

Ihr unbekannter Liebhaber ſoll nunmehr nicht zu Ihnen kommen. Ich weis es ſelbſt nicht recht, warum; aber das kann ich Ihnen geſtehen, daß ich ihm eben ſo ſehr von dieſer Reiſe abgerathen

habe,

habe, als ob ich etwas dabey verlöre. Ich habe ihm auch Ihren letzten Brief nicht vorgeleſen, ſo gern ich ſonſt mein Vergnügen mit ihm theile. Er iſt freylich mein Freund, aber Ihr Brief war ſo ſchön, daß er mich nur allein vergnügen ſollte. In Wahrheit, Mademoiſell, Sie vermehren durch Ihren Briefwechſel alle Tage mein Verlangen, Sie von Perſon kennen zu lernen, und Ihnen meine Hochachtung mündlich zu bezeugen; ja, ich kränke mich, daß mir meine Umſtände nicht ſo viel Freyheit laſſen, dieſes unſchuldige Verlangen zu befriedigen. Giebt es denn wohl ein größeres Vergnügen, als mit einem vernünftigen Frauenzimmer umzugehen? Fahren Sie fort, mir den Verlüſt Ihres Umgangs durch Ihre Briefe zu erſetzen, und Ihrem Geſchlechte Ehre zu machen. Es wird gewiß, weil Ihnen doch dieſer Charakter ſo wohl gefallen hat; es wird gewiß noch ein Steeley in der Welt ſeyn, der ſich freuen wird, ein Herz, wie das Ihrige iſt, zu belohnen. Ich bin ꝛc.

Sechs und vierzigſter Brief.

An den Herrn Sekretär K.

Sie ſehen wohl, wenn man einen Autor zum Freunde hat: ſo iſt man keine Stunde ſicher, daß er uns nicht ein Buch dedicirt, oder uns doch mit einem beſchenkt, wir mögen es nun haben

wollen,

wollen, oder nicht. Es kann, zum Exempel, ſeyn, daß Ihnen nicht viel an dem zweyten Theile = = gelegen iſt, aber das verſchlägt mich nichts; ich ſchicke Ihnen dieſes Buch dennoch, und bilde mir zu meiner Ruhe feſt ein, daß Sie es mit Vergnügen leſen werden. Mit dieſem unverſchämten Irrthume muß ſich ein Autor für ſeine Mühe bezahlt machen; und je weniger ihm die Welt ihren Beyfall geben will, deſto mehr muß er ſich den ſeinigen geben. Ja, mein lieber K = =, hätten Sie das damals wohl gedacht, als wir noch in der Fürſtenſchule ganz demüthig in der letzten Claſſe ſaßen, daß ich ein ſo fruchtbarer Scribent werden ſollte? Nein, Sie haben es gewiß nicht gedacht, geſtehen Sie es nur. Aber Sie hätten es denken können. Habe ich nicht in Tertie alle Periodos ſimplices und compoſitas aduerſatiuas, conceſſiuas, etc. in Verſe gebracht? Habe ich nicht in Secunde mehr als Eine aphthonianiſche Chrie in ganz hübſchen Verſen gehalten? Sind dieß nicht alles Vorbedeutungen von der Autorſchaft geweſen? Ich wollte, daß ich das itzt wäre, was wir uns damals zu ſeyn einbildeten, wenn wir beide bey dem Examen einen öffentlichen Lobſpruch bekämen; oder, daß ich itzt ſo vergnügt wäre, als wir wurden, wenn wir auf dem Spatzierplane nach einem langen Jahre den Ball einmal ſchlagen durften. Es waren mit alledem gute Zeiten, und ich wiederhole das Sprüchelchen oft:

Flieht

Flicht der erſten Jahre Morgen:
O! ſo geht es nicht mehr an,
Daß man die beſtimmten Sorgen
Durch den Ball verſchlagen kann.

Endlich komme ich zu meiner Bitte. Seyn Sie ſo gütig, mein lieber Freund, und übergeben Sie dem Herrn Grafen meinen Brief nebſt der Beylage, und wenn Sie ſich um mich verdient machen wollen, ſo ſuchen Sie mir ſeine Gnade zu erhalten, und mein Glück ſeiner Vorſorge zu empfehlen. Aber, werden Sie ſagen, warum bitten ſie ihn nicht ſelbſt? Es iſt wahr, es iſt ein Fehler von mir; doch ich kann mir nicht helfen. Ich bin zu verſchämt, die Zahl der Supplicanten zu vermehren, und einen großen Herrn mit meinen Angelegenheiten zu beſchweren. Leben Sie wohl, bleiben Sie mein Freund, und glauben Sie gewiß, daß ich der Ihrige bin.

Sieben und vierzigſter Brief.

An den

Herrn von E**.

Sie denken etwan, ich werde es in Geduld erwarten, bis Sie Ihr Verſprechen, an mich zu ſchreiben, erfüllen? Aber, Sie ſehen doch wohl, daß Sie falſch gedacht haben? Ja, ich mahne Sie, ich verlange ohne Aufſchub Briefe von Ihnen. Und

wenn Sie mir binnen acht Tagen nicht ſchreiben: ſo iſt nichts gewiſſer, als daß ich Sie noch einmal mahne, und ſo von einem Poſttage zum andern, bis Sie Ihr Wort halten. Ich habe viel zu thun, höre ich Sie ſagen! Das glaube ich. Ich muß oft in Geſellſchaft ſeyn; oft verreiſen; oft meine Mama, meinen Papa unterhalten! Das kann alles ſeyn; aber deswegen fällt mein Recht nicht weg; und das mindert mein Verlangen nach Ihren Briefen nicht, daß Sie weniger Zeit übrig haben, als ich wünſche. Bedenken Sie nur, wie lange ichs gewohnt geweſen bin, alle Tage einmal mit Ihnen zu ſprechen, und wie viel ich ſeit Michael verloren habe, da ich Sie nicht mehr ſehe, Sie nicht mehr durch meinen Beſuch bey Ihren Büchern überfallen, nicht mehr fragen kann: Was machen Sie, mein lieber E = =? Ich gehe oft recht betrübt bei Ihrer ehemaligen Wohnung vorbey. Ich ſehe in die Fenſter, nicht anders, als ob es möglich wäre, daß Sie noch heraus ſehen könnten. Habe ich ein klein Vergnügen gehabt: ſo rührt es mich ſchon weniger, daß ichs Ihnen nicht erzählen, daß ich Ihre freudige Miene darüber nicht ſehen kann; und wenn ich niedergeſchlagen bin: ſo werde ichs ſchon mehr, weil ichs Ihnen nicht ſagen kann, warum ichs bin. Erſetzen mir wohl etliche Briefe, binnen einem Monate, dieſen Verluſt? Und dieſe Briefe wollten Sie mir noch dazu verſagen, oder doch ſparſam damit ſeyn? Nein, das können Sie in die Länge nicht! Ihr Herz iſt eben ſo freundſchaftlich, als das mei-

nige.

nige. Sie lieben mich eben ſo ſehr, als ich Sie liebe. Und wenn auch das nicht gewiß wäre: ſo werden Sie mich doch mit leichter Mühe in dieſen ſüßen Gedanken erhalten können, wenn anders Briefe, wie Sie dieſelben ſchreiben, eine leichte Mühe ſind. Wie lieb iſt mirs, daß ich Ihnen darinnen zuvor gekommen bin! Sie haben mir alſo wider ihren Willen zu einem Vergnügen geholfen, indem Sie mir ein anders entzogen haben. Ich ſehe ſchon, wie wehe es Ihnen thun wird, ſich zu entſchuldigen. Doch ich will Ihnen dieſe kleine Strafe gern erlaſſen, wenn Sie mir bald und recht viel ſchreiben. Leben Sie wohl ꝛc.

Acht und vierzigſter Brief.

Hochzuehrender Herr,

Sie haben mich durch einen ſehr ſchönen Brief mit Ihrer Freundſchaft und mit Ihrem Beyfalle beehrt, und ich würde mich für dieſes doppelte Geſchenk ſchon lange bei Ihnen bedankt haben, wenn ich nicht durch eine Menge kleiner Arbeiten und andre Hinderniſſe von dieſem Vergnügen wäre abgehalten worden. Aber heute ſoll mich nichts ſtören; ich will mit Ihnen reden, und Ihre Freundſchaft genießen, ohne zu unterſuchen, ob ich ſie genug verdient habe. Ein jeder neuer Freund iſt mir ein neues Glück, für das ich dem Himmel danke.

Ich weiß mir überhaupt kein edler Vergnügen zu machen, als wenn ich meine Freunde in Gedanken ſammle, und mich mit dieſen rechtſchaffenen Männern ſo betrachte, als ob wir eine eigne Familie in der Welt ausmachten. Wie freue ich mich, wann ich von einem zu dem andern gehe, bey jedem verſchiedene Gaben und Verdienſte, und doch bey allen einerley guten Geſchmack, bey allen ein empfindliches und großes Herz antreffe! Und wie ſtolz werde ich endlich, wenn ich mich als ein Mitglied dieſer Verſammlung anſehe, und wie erweitert ſich meine Seele durch das Verlangen, aller dieſer Freunde werth zu ſeyn!

Dieſes Geſtändniß ſoll die Stelle der Dankſagung vertreten, die ich Ihnen für Ihre mir freywillig geſchenkte Freundſchaft ſchuldig bin. Und um gleich die Pflicht eines Freundes zu beobachten: ſo will ich Ihnen aufrichtig ſagen, was ich von Ihren Poeſien urtheile, ohne deswegen das Amt eines Richters auf mich zu nehmen, das Sie mir aus gar zu großem Vertrauen aufgetragen haben. Sie ſind ſchön, und ſie würden noch ſchöner ſeyn, wenn Sie alle die kleinen Regeln hätten beobachten wollen, aus welchen die Kunſt zu erzählen beſteht. Kurz, die Poeſie ſcheint Ihnen zuweilen einigen Zwang verurſacht zu haben, und Sie ſcheinen ſich dadurch an ihr gerächt zu haben, daß Sie manchmal von ihren eingeführten ſtrengen Geſetzen abgewichen ſind. Vielleicht würden Sie mich und viele Andre im Erzählen zurück laſſen, wenn Ihnen

Ihre

Ihre Umſtände eine ſorgfältige Uebung und Ausbeſſerung verſtatteten, und wenn Sie einige kunſtverſtändige Freunde bey Ihren poetiſchen Arbeiten zu Rathe ziehen könnten. Meine Anmerkungen beſtehen in Kleinigkeiten, die ſich mündlich ſehr bald, ſchriftlich aber deſto übler ſagen laſſen. Indeſſen bin ich Ihnen für die Mittheilung Ihrer Poeſien gehorſamſt verbunden. Bleiben Sie ſtets mein Freund und Gönner, und glauben Sie, daß ich mit der größten Hochachtung bin ꝛc.

Neun und vierzigſter Brief.

An einen vertrauten Freund.

Tauſend Thaler wollte ich darum geben, wenn ich Dich in dem Angenblicke mit Deiner Louiſe überfallen, und nur zwo Stunden bey Dir ſeyn könnte = = = Ob ich die tauſend Thaler gleich habe? Nein, ich habe ſie nicht; aber mein Nachbar ſoll funfzig tauſend Thaler haben, und ſein Kammerfenſter geht in meinen Hof, und ich wollte = = Du verſtehſt mich doch? Ja, das wollte ich thun, wenn ich Dich und Deine liebe Frau dadurch gleich könnte zu ſehen bekommen. Lebſt Du denn recht vergnügt, recht zufrieden mit ihr? Und iſt Louiſe überzeugt, daß ſie keinen beſſern Mann, als Dich, hätte bekommen können? Ganz gewiß! Aber würdet Ihr nicht eine Freude haben, wenn ich die Eurige mit anſehen, ſie genießen, und Euch Euer Glück

in

in meinen Augen könnte leſen laſſen? Gewiß, mein lieber G = = r, Du mußt beſſer ſeyn, als ich; weit beſſer, weil die Liebe ſo ſehr für Dich ſorgt, und für mich gar nicht. Bald wirſt Du Dich von einem kleinen Sohne geliebt, nachgeahmt, geleſen, und künftig hergeſtellt ſehen. Bald wirſt Du eine liebe Tochter, der Mutter ähnlich, in ihrem Reize heran wachſen, und Dich von einem zärtlichen Poeten mit Thränen gebeten ſehen, ſie für ihn allein aufzuheben. Alle dieſe Freuden ſoll ich nicht haben. Was muß ich doch begangen haben, daß ich keine Louiſe finden kann? Sage mirs nur, bin ich denn gar nicht liebenswürdig? Die verzweifelte finſtre Miene = =! aber ich ſehe ja nicht ſtets finſter aus. Ich bin ja nicht ſtets ſtumm, und ich bin es nie weniger, als bey einem Mädchen, das mir gefällt. Woran liegt es denn? Daß ich nicht ſo gar jung mehr bin? Das iſt noch die Frage. Wenigſtens glaube ich noch, daß ichs bin, oder doch zu ſeyn verdiente. Ich habe doch mit alle dem, wie mir verſtändige Leute ſagen, ein Paar hübſche blaue Augen, und eine vernünftige Stirne. Wenn es nur die Schönen wiſſen ſollten, wie ſehr ich ſie allezeit gelobt habe, und noch lobe: ich wette, daß ſie mir gewogner ſeyn ſollten, als Dir. Weißt Du denn kein Frauenzimmer, die mir recht gut iſt, und der ich wieder recht gut ſeyn könnte? Schade für das Glück, berühmt zu ſeyn, wenn es nicht beliebt macht! Ich ſchreibe keine Zeile mehr für die Welt, wenn ich ohne Frau ſterben ſoll. Das kannſt Du allen

Leuten

Leute ſagen; vielleicht hören ſie dieſe drohende Nachricht gern. Grüße Deine liebe Frau von Herzen von mir. Ich bin Dein ꝛc.

Funfzigſter Brief.

An eine Freundinn.

Mademoiſell,

Soll ich es gewiß glauben, daß Sie ſeit meiner Abreiſe vier Briefe an mich geſchrieben haben, und daß alle dieſe Briefe verloren gegangen ſind? Sie ſagen mirs, und da mirs unmöglich fällt, in Ihr Wort den geringſten Zweifel zu ſetzen; ſo will ich mich für die verlornen Briefe eben ſo nachdrücklich bedanken, als ob ich ſie wirklich erhalten hätte. Nur erlauben Sie mir, daß ich den Poſtbedienten von hier bis B = = = alles Unglück wünſchen darf. Es iſt billig, daß es den Leuten etliche Wochen nicht wohl geht, die Urſache ſind, daß ich ſeit ganzen Monaten keine Zeile von Ihnen habe leſen können. Aber, liebſte Freundinn, bey wem ſoll ich mich beklagen, daß die nunmehr erhaltene Zuſchrift von Ihnen nicht ſo zärtlich iſt, als ich wünſche? Fragen Sie mich ja nicht, worinnen ich das Zärtliche ſuche. Fragen Sie vielmehr Ihr Herz, ob es nicht bald anfangen wird, gleichgültig gegen mich zu werden. Sie wollen mir Ihr Portrait nicht eher, als mit künftiger Meſſe, ſchicken. So lange ſoll ich noch

wär=

warten? So lange noch? Und warum ſoll ich das Vergnügen nicht haben, es mit der erſten Poſt zu erhalten, da es bloß auf Sie ankömmt? Wundern Sie ſich ja nicht über meine ungeſtüme Anforderung. Unterſuchen Sie vielmehr bey dieſer Gelegenheit Ihre Neigung gegen mich. Denn wenn Ihnen die Heftigkeit gefällt, mit der ich Ihr Bildniß fordre: ſo wird es ein Beweis ſeyn, daß ich Ihnen noch nicht gleichgültig geworden bin. Sie fragen mich in Ihrem Briefe, wenn Sie mich wieder ſehen würden. Was ſoll ich Ihnen hierauf antworten? Wollen Sie zufrieden ſeyn, wenn ich Ihnen ſage, daß ich mir dieſes Vergnügen alle Minuten wünſche? Meine Abſichten dürften mich wohl dieſen Sommer noch in G = = = zurück halten: doch können Sie mir ohne Betheurung glauben, daß ich Niederſachſen nicht verlaſſen werde, ohne die angenehmſte Perſon noch einmal zu ſehen, die ich in dieſem Lande angetroffen habe. Ich werde die Ehre Ihrer Bekanntſchaft ſtets, als den größten Vortheil meiner bisherigen Reiſen, anſehen, und mich ſelber zu haſſen anfangen, wenn ich jemals aufhöre, zu ſeyn ꝛc.

Ein und funfzigſter Brief.

An einen Freund.

Sie ſind ganz gewiß der Unbekannte, in deſſen Namen mit Herr R = = eine ſo anſehnliche

Beloh-

Belohnung für eine geringe Arbeit überbracht hat. Er hat mir es zwar nicht geſtehen wollen, und Sie werden mir es auch nicht geſtehen; allein ich kann nicht irren, wenn ich Ihnen den Dank dafür abſtatte. Wer könnte ſonſt eine ſo kleine Mühe ſo reichlich belohnen, und zugleich ſo beſcheiden? Sie haben der Belohnung die Geſtalt der Wohlthat benommen, um mich ihr Vergnügen, ohne die Unruhe der Verbindlichkeit, fühlen zu laſſen. Soll ich Ihnen auch dafür nicht danken? Leugnen Sie es nicht länger, daß ich Ihnen das Geſchenk ſchuldig bin. Sie haben Ihre Abſicht erreicht; ich bin völlig überzeugt, daß Sie mir eine Freude haben machen wollen, ohne mich dadurch verbindlich zu machen; allein es gehört nunmehr ſelbſt zu meiner Freude, daß ichs wiſſen muß, daß ich ſie niemanden anders ſchuldig bin, als Ihnen. Ihr Geſchenk iſt mir nicht ſowohl durch ſich angenehm, als weil Sie mirs gemacht haben. Und ſo verbraucht auch dieſer Gedanke iſt: ſo empfinde ich doch ſeine Wahrheit zu ſehr, als daß ich ihn nicht für die aufrichtigſte Dankſagung halten ſollte. Eben itzt erfahre ich, daß es ſich mit Ihrem ſchon ſo lange ſterbenden Freunde etwas gebeſſert hat. Möchte ich doch der erſte ſeyn, der Ihnen dieſe freudige Nachricht gäbe! Ich wünſche Ihnen, nebſt Ihrer eignen Geſundheit, ſein Leben zum neuen Jahre, und bin ꝛc.

Zwey und funfzigſter Brief.

An eben denſelben.

Alſo haben Sie Ihren beſten Freund, Ihren L = =, verloren? Sie dauern mich unendlich, und ich wünſchte, daß ſelbſt dieſe Verſicherung etwas zu Ihrer Beruhigung beytragen möchte; denn was habe ich ſonſt, womit ich Sie aufrichten könnte? Gott! wer hätte das vor wenig Monaten bey unſerer Zuſammenkunft in Merſeburg denken ſollen, daß dieſer ſo muntre und vor uns allen belebte Freund, der erſte und nächſte zum Tode ſeyn ſollte! Und er war es in dieſem Jahre noch. Vater der Menſchen! Wie flüchtig iſt das Leben, das wir ſo ſehr lieben, und als dein Geſchenk auch lieben müſſen! Ich weine, indem ich dieſes ſchreibe; ich weine mit Ihnen, mein lieber B = =, und ich wünſche, daß mich niemand dieſe Stunde in meinen Thränen und in meinen menſchlichen Empfindungen ſtören mag. Wie könnte ich die letzten Augenblicke vom Jahre, die noch übrig ſind, glücklicher anwenden, als wenn ich ſie dem Mitleiden, dem Gedanken des Todes; und der Seele des Verſtorbenen ſchenke = = Er iſt alſo in dem Schooße der Ewigkeit und der unausſprechlichſten Ruhe = =? Was muß ein Geiſt, von der Erde weggenommen, bey dem erſten Eintritte in das Land der Vollkommnen, fühlen; welche göttliche Wolluſt! = = Geleitet von der Hand des Allmächtigen, überſchaut er die Welten der Seligkeiten; entzückt von den Stralen der Gottheit

preiſt er den Tag der Geburt und des Todes zugleich, und fühlet, daß der Herr Gott iſt. = = Nun ſieht er den göttlichen Erlöſer, und verliert ſich in dem Meere ſeiner Liebe, und wird trunken von den Geheimniſſen der Erlöſung. = = Er fängt die ewigen Loblieder Gottes und der Tugend an. = = Die kleinſte gute That auf Erden ſtellt ſich ihm nunmehr im heiligen Lichte vor, und eine jede edle Abſicht wird ihm zur Belohnung vor dem Allwiſſenden, und bleibt ihm ein ewiger Ruhm in dem Angeſichte der Vollkommnen. = = =

Nehmen Sie, mein lieber B = =, dieſe Bilder der Einbildung zu Hülfe, wenn Sie mit Ihren Gedanken dem Seligen folgen. Sollte er nicht ſo glücklich ſeyn, als ich geſagt habe? Er iſt es gewiß, und ich preiſe Gott in dieſem Augenblicke, daß ers iſt. Wollten Sie wohl Ihren L = =, wenn es bey Ihnen ſtünde, von dieſem Glücke auch nur eine Stunde zurückhalten? Heben ſolche Gedanken die natürliche Empfindung, in den Stunden der Wehmuth, und das Verlangen nach denen, die wir lieben und lieben müſſen, nicht auf: ſo machen ſie unſre Betrübniß doch zur Tugend, indem ſie ihr die gehörigen Schranken geben. Und welcher Troſt iſt ſtärker und erhabner, als der: Der Herr hat ihn gegeben, der Herr hat ihn genommen! Er erhalte Sie in dem Jahre, das wir anfangen, geſund und zufrieden, und ſchenke Ihnen dieſe Wohlthat noch in vielen folgenden. Er laſſe Sie die Freude der glücklichſten Väter erleben, und Sie, in

den

den Sitten und Handlungen Ihrer Söhne, das liebenswürdige Herz einer nicht mehr vorhandenen Mutter, und ſtets den Lohn einer ſorgfältigen Erziehung erblicken. Ich wünſche dieſes mit dem aufrichtigſten Herzen, und bin zeitlebens ꝛc.

Drey und funfzigſter Brief.

Hochzuehrender Herr,

Ich müßte ſehr unempfindlich ſeyn, wenn mich der Beyfall nicht vergnügen ſollte, mit dem Sie unlängſt meine Poeſie beehret haben; allein ich bin auch zu gerecht, als daß ich ihn ganz für mich behalten ſollte. Ich will vielmehr die Lobſprüche, die Sie mir beygeleget haben, mit Ihnen theilen. Ihr ſchöner poetiſcher Brief überzeugt mich, daß Sie ein näher Recht dazu haben, als ich. Das Geſchenk Ihrer Freundſchaft hingegen nehme ich mit der größten Dankbarkeit an. Und wenn man ſie durch Liebe für den guten Geſchmack, und durch ein gutes Herz verdienen kann: ſo hoffe ich, derſelben unaufhörlich werth zu ſeyn. Ich bin unzufrieden, daß mir die weite Entfernung das Vergnügen Ihres Umgangs entzieht, und ich wollte wünſchen, daß Sie mir dieſen Verluſt durch Ihre Briefe erſetzten. Ich bin ꝛc.

Vier

Vier und funfzigſter Brief.

An eine Freundinn.

Alſo ſind alle Hinderniſſe gehoben, die Ihre Wünſche ſo lange aufgehalten haben? Ihr Geliebter iſt mit einem anſehnlichen Glücke verſorgt, und Sie ſind binnen wenig Wochen die Seinige? Keine Nachricht in der Welt hat mich ſo vergnügt, als dieſe. Ich kann mich an Ihrem Briefe gar nicht ſatt leſen. Wer iſt glücklicher, als ich? fangen Sie ihn an. Ja, wer iſt glücklicher, als Sie? Aber, wer hat auch mehr verdient es zu ſeyn, als Sie? Wer hat zärtlicher, tugendhafter und beſtändiger geliebt? Ich ſage es Ihnen zur Ehre, daß Sie unter allen Frauenzimmern, die ich zeitlebens gekannt, die größte Liebe, und zugleich den größten Heldenmuth bewieſen haben. Auf einen entfernten Liebhaber in dem Frühling der Schönheit länger, als acht Jahre, warten; einem Liebhaber mit einem noch ungewiſſen Glücke die vortheilhafteſten Gelegenheiten aufzuopfern, ohne ſie erſt anzuhören; ja, meine Freundinn, wer kann das? Ich möchte Ihren erſten Umarmungen zugeſehen haben! Doch Sie haben mir ja dieſen zärtlichen Auftritt ſo beſchrieben, daß ich ihn geſehen und gefühlt habe. Umarmen Sie Ihren Geliebten, indem Sie dieſes leſen, und danken Sie ihm in meinem Namen mit tauſend Küſſen für das Vergnügen, das er mir durch das Ihrige gemacht hat. Ich komme gewiß auf Ihre Hochzeit; gewiß: denn der Himmel iſt zu gütig, als daß er

mir

mir die Freude entziehen ſollte, die gröſte Liebe und Tugend belohnt kurz, Sie und Ihren Mann, nach ſo langen Wünſchen, glücklich zu ſehen. Wie wird er mir in den Armen ſeiner Braut danken, daß ich der erſte geweſen bin, der ſie ihn hat kennen lehren! Alſo iſt durch meine Freundſchaft die zärtlichſte, und endlich auch die glücklichſte Liebe entſtanden? Stolzer Gedanke! Ich küſſe Ihnen die Hand, liebſte Braut, und bin in acht Tagen ſelbſt bey Ihnen. Da will ich Ihnen durch mein Vergnügen über Ihr Glück beweiſen, daß ich vor tauſend Andern bin ꝛc.

Fünf und funfzigſter Brief.

An die Frau von P**.

Gnädige Frau,

Ob mich gleich Ihr Herr Gemahl verſichert hat, daß Sie es gern ſehen würden, wenn ich in Verſen an Sie ſchriebe; und ob ich gleich nichts lieber thue, als was Sie gern ſehen: ſo kann ich mich heute doch nicht überwinden, poetiſch an Sie zu ſchreiben. Vor einigen Wochen würde ichs ohne Bedenken gewagt haben; denn damals hatte ich Ihre Gedichte noch nicht geleſen. Ich wußte, daß Sie eine Liebhaberin von der Poeſie waren; aber ich wußte nicht, daß Sie ſelbſt ſo ſchön dichteten. Itzt weis ichs nicht allein, ſondern ich fühle es noch. Und aus Furcht, keine ſolche Verſe zu machen, als Sie

verdie-

verdienen, als Sie ſelbſt machen, und als Sie vielleicht von mir hoffen, will ich heute lieber keine machen, ſondern warten, bis eine Stunde kömmt, da ich mehr Herz, wenn gleich nicht mehr Glück, haben werde. Aber ich entſchuldige mich nicht anders, als ob Sie etwas verlören, daß dieſer Brief proſaiſch, und nicht poetiſch iſt. Iſt dieſer Fehler nicht faſt eben ſo groß, als wenn ich ein ſchlechtes Gedicht gemacht hätte? Kann ich nicht von etwas wichtigen reden? Ja, Madam, erlauben Sie mir, daß ich frage, wie Ihr lieber Gemahl lebt, und ob Sie ihn nicht mit jedem Tage liebenswürdiger finden? Ganz gewiß, und dieſes iſt die Frucht Ihres Umgangs. Wenn Sie nur hören ſollten, wie glücklich er ſich preiſt, daß er Sie beſitzt! Ich dürfte beynahe ſagen, daß er mir itzt gewogner iſt, als jemanden, bloß weil er ſieht, wie hoch ich Sie ſchätze, und wie ſehr ich überzeugt bin, daß er keine beſſere Wahl hätte treffen können. Ich ſehe, daß ich in der Gefahr ſtehe, mehr zu ſagen, als es Ihre Beſcheidenheit erlaubt; ja ich fürchte, daß ich dieſen Fehler, in den die eifrigſte Hochachtung am leichteſten verfällt, ſchon begangen habe. Ich will alſo lieber ſchließen, und Ihnen durch mein Stillſchweigen die Größe der Ehrerbietung zu erkennen geben, mit der ich vor allen Andern bin ꝛc.

Sechs und funfzigſter Brief.

Mein lieber Freund,

Ich bin krank. Kann man ſich denn etwan geſund ſchreiben, wenn man an Sie ſchreibt? Sonſt konnte ich mich zuweilen geſund leſen; aber itzt hilft es auch nicht mehr. Ich habe geſtern alle Ihre Schriften hervor geſucht, ich las ſogar meine eignen, und ich blieb immer noch mattherzig, immer noch ſchwergeiſtig. Ja, ja, der Witz mag freylich nicht vor alles helfen. Wenn ichs gleich verſuchen wollte, ob ich mich an Ihrem Chriſtianchen geſund küſſen könnte. Was meynen Sie? Es kann mir wenigſtens nicht ſchaden, und Sie verlieren nichts dabey. Ich habe mir immer ſagen laſſen, daß ein Kuß von einem lieben Mädchen eine halbe Univerſalmedicin ſeyn ſoll. Ach, was müſſen nicht tauſend, nicht noch einmal tauſend, für Stärkung geben! Ich will es alſo immer wagen, und Sie ſollen der Erſte ſeyn, dem ich meine Geſundheit melden will, wenn das Mittel anſchlägt. Was thut man nicht der Geſundheit wegen? Und was läßt ſich nicht ein guter Freund gefallen, um dem Andern dazu zu verhelfen? Machen Sie ſich keine Sorge, es ſoll keine Gewohnheit daraus werden; Sie ſollen auch nicht dabey vergeſſen werden. Ach, will ich ſprechen: noch eins, Chriſtianchen, nur noch eins, nicht für mich, für Ihren Freund, für Ihren lieben Damon = = =. Sehen Sie, ſo küßt Ihr Damon = = = =, doch nein, er küßt nicht ganz ſo; aber ſo. Ich will gleich zu

ihr

ihr gehen, denn es wird mir über dem Schreiben immer ſchlimmer. Itzt tritt mirs recht ans Herz. Leben Sie wohl.

Sieben und fünfzigſter Brief.

Madam,

Sie verlangen, daß ich die Mütter durch eine öffentliche Schrift zu einer ſorgfältigen Erziehung der Töchter ermuntern ſoll. In der That iſt ihr Verlangen ſehr gerecht; aber würde ich auch Gehör finden? Und wenn ichs fände, würden die armen Mädchen nicht dabey zu kurz kommen? Stellen Sie ſich einmal vor, daß die Mütter meinem Rathe folgten: und ihre Töchter auf eine recht feine Art erziehen ließen; daß ſie ſie eben ſo wohl denken und reden lehrten, oder lehren ließen, als nähen und kochen: was würde daraus entſtehen? Unter hundert Mädchen würden kaum ihrer zehn einen Mann bekommen, und unter dieſen zehn Ehen würden kaum zwo glückliche ſeyn. Nein, Madam, ſo lange die meiſten Mannsperſonen albern ſind: ſo würde es das größte Unglück für unverheirathete Frauenzimmer ſeyn, wenn ſie alle klug wären. Entweder die Männer würden ſie nicht haben wollen, weil ſie den Fehler hätten, klüger, als ſie, zu ſeyn; oder die Mädchen, wenn auch mein Rath Gehör fände, würden ſie nicht haben wollen, weil ſie ihnen

nen zu albern wären. Aber könnte denn nicht Ein kluger Mann zehn kluge Weiber nehmen? Ja, das läßt ſich gar wohl denken: aber die Polygamie hat zu viel Beſchwerlichkeiten, als daß wir ſie wieder einführen ſollten. Ich, zum Exempel, komme außer mir, wenn ich nur Ein kluges und liebenswürdiges Frauenzimmer um mich ſehe; was würde mit mir werden, wenn ihrer zehn mein Herz an ſich zögen? Nein, Madam, die Liebe kann ohne die Gleichheit der Gemüther nicht beſtehen. Laſſen Sie alſo immer die meiſten Mädchen ohne Witz aufwachſen, damit ſie ihren künftigen Männern gleichen. Es iſt genug, wenn eine kleine Anzahl der Schönen in jedem Lande ſorgfältig erzogen, und durch den guten Geſchmack recht liebenswürdig, und zur Liebe fähig gemacht wird, damit die Klugen gute Weiber bekommen. Für Chriſtianchen bin ich unbeſorgt, ſo lange ſie unter den Händen ihrer vernünftigen Mutter und ihrer lieben Tante iſt. Ihr gutes Herz wird bey ſo vielen Beyſpielen, die beſſer lehren, als alle Regeln, leicht ausgebildet, und mit allen den Vorzügen erfüllt werden, die ein Frauenzimmer von der Unſchuld, der Klugheit, und der Wohlanſtändigkeit zu erhalten pflegt. Aber wo wird das gute Kind einen Mann finden, der ihrer werth iſt, wenn ſie ſo wird, wie ſie uns hoffen läßt? Das weis ich Ihnen nicht zu ſagen, wenn ich auch noch ſo lange herumſänne. Leben Sie recht wohl.

Acht und funfzigſter Brief.

An einen guten Freund.

Ueber Ihren unwitzigen Capellan habe ich mich ſehr geärgert, noch mehr aber über Ihre boshafte Erzählung, und endlich noch mehr über mich, daß ich albern genug geweſen war, mich über jenes Unwiſſenheit, und über Ihre Bosheit zu ärgern, da beides mein Mitleiden hätte erwecken ſollen. Was iſt es denn nun, ob mich dieſer unbekannte Mann kennet und lieſt, oder nicht? Und was iſt es denn nun mit des Andern ſeinen Spöttereyen? So dachte ich, da ich wieder zu mir ſelber kam. Er will dir ungefähr ſagen, daß du kein vortrefflicher Autor wärſt. Gut; laß ihn reden! Er glaubt es freylich nicht;

Sed qui te vendit, Bibliopola putat.

Iſt das nicht genug? Nachdem ich dieſes Gedachte geſagt habe: ſo fühle ich ſehr genau, daß ich nicht mehr böſe auf Sie bin. Aber dem ungeachtet ſoll mein Brief nicht länger werden, als der Ihrige, weil ich nicht ſehe, warum ich mehr an Sie ſchreiben ſoll, als Sie an mich, da ich, wo nicht vornehmer, doch eben ſo viel bin, als Sie. Ihr Brief iſt fünf und zwanzig Zeilen lang, und meiner, wenn Sie den Pentameter für zwo Zeilen rechnen, hat eben ſo viel Zeilen. Alſo leben Sie wohl. Es kömmt nicht bloß darauf an, daß Ihnen meine Briefe lieb ſind; nein, Sie müſſen ſie durch die Ihrigen verdienen. Gefällt Ihnen dieſe Schmeicheley?

Neun und funfzigſter Brief.

Madam,

Sie haben an mich geſchrieben, und ich bin über dieſe Höflichkeit mehr als einmal roth geworden. Man kann die Nachläßigkeit nicht höher treiben, als ich ſie getrieben habe. Zehn Jahre vorbey zu laſſen, ohne an eine Perſon zu ſchreiben, die man hoch ſchätzt, das iſt ein unglaublicher Fehler, und gleichwohl habe ich ihn begangen, und ich würde noch einen größern begehen, wenn ich unverſchämt genug wäre, den erſten zu entſchuldigen. Sie haben mir in Ihrem Briefe nicht den geringſten Verwurf gemacht, und das hat mich am meiſten geſchmerzt. Laſſen Sie es an dieſer Strafe genug ſeyn, und wenn Sie daran denken, daß ich in zehn Jahren nicht an Sie geſchrieben habe: ſo denken Sie auch daran, daß ich zwey Jahre lang beynahe alle Wochen einigemale an Sie geſchrieben, und Sie vielleicht alle Monate einmal beſungen habe. Laſſen Sie die Frau Commiſſionräthinn mit der Phyllis abrechnen. Denn dieſen Ruhm können Sie mir doch nicht nehmen, daß ich ein rechter ſorgfältiger und gewiſſenhafter Liebhaber geweſen bin. Aber, was muß ich Ihnen doch in alle den vielen Briefen und Gedichten geſagt haben? Das möchte ich gern wiſſen. Steht denn in allen nichts, als daß ich liebe? Das kann nicht möglich ſeyn. Bringen Sie mir doch meine Briefe auf die Meſſe mit, ich bitte Sie recht inſtändig darum. Sie werden die Ihrigen

gen in meinem Schreibetiſche ſo ſorgfältig aufgehoben finden, als kein Gelehrter ſein koſtbares Manuſcript aufhebt; aber das verſteht ſich, daß ſie ziemlich abgenutzt ſind. Ich trug ſie das erſte Jahr aus großer Liebe meiſtens bey mir. Im andern machte ich ſinnreiche Anmerkungen dazu, und im dritten ſchloß ich ſie mit vieler Bekümmerniß in meinem Schreibtiſch ein, weil ich hörte, daß Sie heiratheten. Wird Ihr Herr Liebſter nicht lachen, wenn er ſieht, wie grauſam Sie mich haben ſeufzen laſſen! Wie lange habe ich Sie bitten müſſen, daß Sie nicht mitten unter meinem kläglichen O und Ach davon liefen? Ich glaube, ein ganzes Vierteljahr. Eine ſolche Anekdote findet man in allen Romanen nicht. Dennoch küſſe ich Ihnen nach zehn Jahren noch die Hand, und bin mit der größten Hochachtung ꝛc.

Sechzigſter Brief.

Liebſter Freund,

Alſo bin ich Ihr Beförderer, und geſchickter, meine Freunde zu verſorgen, als mich ſelbſt? Reiſen Sie ins Gebürge, und nehmen Sie Ihr Amt als ein Geſchenk Ihres günſtigen Schickſals an, das Sie ſo lieb gehabt hat, es Ihnen durch die Hand eines Freundes, und nicht eines Gönners, zu überreichen. Schreiben Sie oft an mich, und erzählen Sie mirs, wenns Ihnen wohl geht. Dieſes

ſes ſoll die Belohnung für eine Freundſchaft ſeyn, für die ich eigentlich gar keine zu fordern habe. Ich bin Ihr lieber ꝛc.

Ein und ſechzigſter Brief.

Madam,

Ich will Ihren letzten Brief nicht ſo wohl beantworten, als Ihnen nur ſagen, daß ich ihn erhalten habe. Ich ſetzte gern hinzu, daß ich ihu mit dem größten Vergnügen geleſen hätte, wenn ich dieſes ohne Eitelkeit von einem Briefe ſagen dürfte, der größtentheils mit meinem Lobe angefüllt iſt. Doch was ſoll ichs leugnen? So beſcheiden ich auch bin, oder zu ſeyn wünſche: ſo ſehe ich mich doch von niemanden lieber gelobt, als von einem Frauenzimmer, wie Sie ſind? und ohne die Begierde, Ihrem Geſchlechte zu gefallen, würde ich nicht nur überhaupt weniger, ſondern auch weniger Gutes geſchrieben haben. Die beiden Gedichte, von welchen Sie reden, ſind von mir. Eins davon hat mir ſelbſt gefallen; aber ach! wie ſelten erlebe ich dieſes Glück! Ich habe ſo vielmal ohne Liebe von der Liebe ſingen müſſen, daß es ein Wunder wäre, wenn dieſe Gedichte etwas mehr, als die Melodie der Liebe, enthielten. Soll ich Ihnen denn nicht zum neuen Jahre gratuliren? Beynahe möchte ich Ihnen das alles herſetzen, was ich Ihnen gönne, und was Sie verdienen. Aber,

nein,

nein, Sie haben mir ja nichts gethan! warum wollte ich Sie mit einem langen Wunſche beſtrafen? Leben Sie, nebſt Ihrem Herrn Liebſten, glücklich und zufrieden. Ich empfinde es, daß mir dieſer Wunſch von Herzen geht, und daß mich ſchon der bloße Gedanke von Ihrem künftigen Glücke vergnügt.

Zwey und ſechzigſter Brief.

Mademoiſell,

Ich wills Ihnen recht aufrichtig geſtehen, warum ich Ihnen ſo lange nicht geantwortet habe. Ich bin = = was dächten Sie wohl? Krank geweſen? Nein. Verreiſt geweſen? Auch nicht. Mit Geſchäfften überhäuft geweſen? Noch weniger. Ich ſehe es wohl, Sie errathen es nicht; aber könnten Sie es denn nicht errathen, wenn Sie wollten? Bedenken Sie nur, ich bin, ohne mich zu loben, ein Poet, und von Natur = = Nicht wahr, nun wiſſen Sies? Ja, meine liebe Mademoiſell, Sie haben recht, ich bin verliebt geworden, und deswegen habe ich Ihren Brief, und wohl noch dreyßig andere ſeit vielen Monaten unbeantwortet gelaſſen. Allein, damit ich mich gleich für meine Aufrichtigkeit bezahlt mache: ſo verlange ich, daß Sie mir in Ihrem künftigen Briefe meine Nachläßigkeit nicht vorwerfen ſollen. Die Urſache, die mich dazu verleitet hat, iſt ja ſo menſchlich, als eine ſeyn kann. Ja, Mademoiſell, wenn Sie nur

das liebe Mädchen ſehen ſollten! Wenn Sie nur ihre großen blauen Augen, die unſchuldige und zugleich witzige Miene == Doch ich darf nicht weiter an Sie denken, ſonſt vergeſſe ich das Schreiben. Wie ſie heißt, wollen Sie wiſſen? Das iſt beynahe zu viel gefordert. Soll ich Ihnen denn das ganze Geheimniß ſagen? Doch ich nenne den Namen gar zu gern. Sie heißt, wie Sie, wie Sie, Aemilie. Werden Sie nicht roth, ich will kein Wort mehr ſagen, außer, daß ich Ihr beſtändiger Freund und Verehrer bin.

Drey und ſechzigſter Brief.

An eine Anverwandte.

Meine liebſte Freundinn,

Ich bedaure es alle Tage, daß ich Sie noch nicht von Perſon kenne, und zuweilen bin ich ſo eitel, daß ich mir einbilde, es könnte Ihnen auch nicht gleichgültig ſeyn, daß Sie mich noch nicht kennen. Stören Sie mich ja nicht in dieſer ſüßen Einbildung. Sprechen Sie nicht, daß Sie Ihr Verlangen dadurch befriedigen, weil Sie von Ihrem Manne, als meinem andern Ich, auf mich ſchlöſſen. Der Einfall iſt ſehr ſinnreich: aber er gefällt mir doch nicht ganz. Es iſt wahr, ich und Ihr Mann, wir haben vieles gemein; allein wir gleichen einander doch nicht in allem. Zum Exempel, ich habe keinen

nen von ſeinen Fehlern, ich laſſe mich weit beſſer lenken, als er; ich mache keine Spöttereyen, und rede meinen Freunden nichts Böſes nach. Ich bin ein vortrefflicher Wirth, und bloß das, was ich in meinen jüngern Jahren erſpart habe, beläuft ſich ſehr hoch. Er hingegen wird Ihnen aus dieſer Zeit nicht das geringſte aufweiſen können. Hundertmal habe ich zu ihm geſagt: Liebſter Freund, legen Sie doch etwas zurück; wenn Sie einmal heirathen, alsdann iſt dieſes Geld gefunden. Aber es half nichts. Er blieb immer leichtſinnig. Freylich wird ers leugnen, wenn Sie ihn darüber zur Rede ſetzen, denn wer geſteht gern ſeine Fehler? Verliebt iſt er auch Zeit ſeines Lebens geweſen. Hat er Ihnen denn nichts von einem Frauenzimmer erzählt, die Calliſte hieß? = = Doch ich mag nicht reden. Sie möchten böſe auf ihn werden, und das wollte ich doch auch nicht gern. So viel kann ich Ihnen im Vertrauen ſagen, daß er mit meiner Schweſter noch bis auf dieſe Stunde eine heimliche und verbotne Correſpondenz führt. Sie iſt freylich ſchon funfzig Jahre; allein wozu iſt das viele Schreiben nütze? In der That iſts wahr, er ſchreibt ſehr ſchön, und hat auch eine beßre Hand, als ich; er macht beßre Verſe, als ich; er kann ſehr tiefſinnig denken. Aber bey allen ſeinen ſchönen Verſen, bey aller ſeiner Tiefſinnigkeit, iſt er (nehmen Sie mirs nicht übel, daß ich mich wieder ſelber loben muß) iſt er, ſage ich, im Umgange doch nicht ſo munter, ſo artig, ſo gefällig, ſo geſellſchaftlich, wie

ich.

ich. Es ſagte nur letztens noch eine Franzöſinn zu mir, daß ich unter allen deutſchen Gelehrten, die ſie geſehen hätte, die meiſte Vivacité (es iſt ihr eignes Wort) beſäße, und am wenigſten ein Pedant wäre. Leider hängt es den meiſten Leuten aus der Studirſtube an, daß ſie in Geſellſchaften ſtumm ſind; ich hingegen, ob mir gleich meine Feinde das Gegentheil zeitlebens nachgeſagt haben, und mit vieler Wahrſcheinlichkeit noch immer nachſagen; ich bin ſo wenig zu dieſem Fehler geneigt, daß ich ſo gar in der Geſellſchaft der Schönen unſrer Stadt immer das letzte Wort habe; und dazu gehört gewiß viel Beredſamkeit. = = = Ob ich ſo ſchön ausſehe, wie Ihr Mann? das will ich eben nicht geſagt haben. Indeſſen habe ich mich vorigen Sommer in Miniatur abmalen laſſen, und alle Welt geſteht, daß mein Geſicht im Bilde recht angenehm ausſieht. Ich werde mir die Freyheit nehmen, es Ihnen mit der erſten B= = = Meſſe zu überſchicken, damit Sie wenigſtens die Bildung Ihres Verehrers und beſten Freundes kennen lernen, und damit ich den kleinen Fehler nicht mehr begehen darf, mich ſelber zu loben, um ein Verlangen nach meiner Bekanntſchaft in Ihnen zu erwecken, und Sie zu einer Reiſe nach Oberſachſen zu bewegen. Im Vorbeygehen geſagt, meine liebſte Freundinn, es ſollte Ihnen bey uns ſo wohl gefallen, daß Sie wohl gar die Rückreiſe vergäßen.

Ich könnte hier meinen Brief mit gutem Gewiſſen ſchließen, wenn ich Ihnen nicht noch ſagen wollte, daß das beygelegte Präſent von mir herrührte.

Nicht,

Nicht, als ob Sie mich deswegen zu Gevattern bitten ſollten. Nein. Ich ſagte zu meines Bruders Frau unlängſt: Frau Schweſter, ich möchte unſrer Freundinn in B== gern ein klein Präſent machen, wozu rathen Sie mir? Das will ich Ihnen bald ſagen, fieng ſie an. Bitten ſie die Madam St===, daß ſie Ihnen ein Taufmützchen oder Häubchen, (ich weiß ſelbſt nicht, wie es heißt,) macht, und ſchicken ſie es Louiſen; vielleicht braucht ſie es bald. Ihr Mann iſt viel zu unbedachtſam, als daß er an ſolche Sachen denken ſollte. Dieſes waren ihre Worte. Kurz, was man mir ſagt, das thue ich. Ich ſchicke Ihnen alſo dieſes Zeichen meiner Fürſorge, ohne daß es eben ein Beweis von der Liebe und Hochachtung ſeyn ſoll, mit welcher ich bin ꝛc.

Vier und ſechzigſter Brief.

An den Herrn von S**.

Mein lieber kleiner S===

Ich weis Ihnen nichts zu ſchreiben, als daß ich Ihnen nichts zu ſchreiben habe. Denn daß ich Sie liebe, daß ich Sie hochſchätze, dieſes habe ich Ihnen nun ſchon zehn Jahr nach einander geſchrieben. Die Comödien kann ich Ihnen nicht ſchicken, und wenn Sie mir die Wache wollten ſetzen laſſen. Ich denke aber bald mein Wort zu erfüllen. Leben

Sie

Sie wohl, und kommen Sie recht geſund aus dem Bade wieder. Ich bin wieder krank, und dennoch ſchreibe ich noch. Ja, mein lieber S***, wenn Sie einmal merken, daß ein Sohn von Ihnen ein Autor werden will: ſo laſſen Sie ihm die rechte Hand lähmen. Es iſt ein Unglück beſſer als das andre. Ich bin Ihr lieber ꝛc.

Fünf und ſechzigſter Brief.

An eben denſelben.

Sie haben mir einen recht ſchönen Brief geſchickt, für den ich Ihnen nicht beſſer zu danken weis, als daß ich ihn gleich in der erſten Stunde beantworte. Ich vergebe mirs nun recht gern, daß ich mein Wort nicht gehalten, und Ihnen nicht zuerſt geſchrieben habe; denn vielleicht hätte ich dieſen Brief nicht. Ich will Ihnen alſo auch nicht einmal ſagen, daß ich im Gebürge geweſen bin, daß ich meine Mutter beſucht, und alſo mehr, als ein Hinderniß, gehabt habe, nicht an Sie zu ſchreiben. Das aber muß ich Ihnen ſagen, daß ich auf meiner ganzen Reiſe recht erbärmlich krank geweſen bin; denn Ihr Mitleiden iſt mir lieber, als die kluge Regel, daß man nicht immer klagen ſoll.

Sie muntern mich im Namen der Fränkiſchen Schönen auf, bald den dritten Band von meinen F. und E. herauszugeben; aber ſagen Sie dieſen witzigen Kindern nur getroſt, daß ſo leicht keiner kom-

men wird. Ich will lieber ihren Zorn unſchuldig ertragen, als vielleicht durch einen dritten Band ihren Beyfall verlieren. Ich habe von den Stücken, die ich Ihnen einmal vorgeleſen, wenigſtens ſchon die Hälfte vertilgt; und ich bin mir dieſe Grauſamkeit ſchuldig. Unfruchtbar ſeyn, iſt immer noch beſſer, als die Welt mit mittelmäßigen Geburten beſchweren. Sie wiſſen es, daß ich itzt den größten Theil der Zeit ganz andern Arbeiten ſchenken muß, als denen, die mich der Welt, oder doch den Buchhändlern bekannt gemacht haben; und wer gut ſchreiben will, kann nicht immer, und ſoll auch nicht, viel ſchreiben. Schreckliche Wahrheit! Bitten Sie nur bey dieſen Schönen für mich! Ein gut Wort von Ihnen kann mehr ausrichten, als ein Band von meinen Schriften. Sagen Sie ihnen endlich, was Sie ſelbſt ſchreiben könnten, wenn Sie wollten: ſo werden dieſe Frauenzimmer die Fortſetzung von allen meinen Werken entbehren können. Und noch einmal endlich, kommen Sie bald wieder. Sie ſind nicht allein für die Schönen in Darmſtadt gemacht; nein, es warten in L== und wenigſtens drey Meilen im Umkreis viele auf Sie; auch viele Freunde, und beſonders Ihr lieber ꝛc.

Sechs

Sechs und ſechzigſter Brief.

Gnädige Frau,

Wenn Sie mir auch nicht die Ehre erlaubt hätten, an Sie zu ſchreiben: ſo würde ich mir ſie ſelbſt genommen haben, um Ihnen von Leipzig aus zu ſagen, wie viel ich Ihnen Dank ſchuldig bin. Sie haben mich nicht allein acht Tage in Ihrem Hauſe geduldet, ſondern mir zugleich ſo viele Gnade erwieſen, als ob ich Ihr eigner Gaſt geweſen wäre. Womit habe ich das alles verdient, gnädige Frau? Womit? Doch genug, daß es Ihr Charakter iſt, auch gegen die gefällig zu ſeyn, die keinen Anſpruch darauf machen können. Kann ich dadurch dankbar ſeyn, daß ich die Ehre niemals vergeſſe, die Sie mir erwieſen haben: ſo werde ichs zeitlebens ſeyn. Ich werde es wenigſtens ſo oft ſeyn müſſen, als ich B = = nenne, oder nennen höre, und Ihnen allemal in Gedanken die Hand küſſen. Dieß Geſetz will ich mir machen; und o wie leicht wird es mir zu halten ſeyn! Ich könnte Ihnen nunmehr eine ſehr klägliche Beſchreibung von meiner Rückreiſe machen; aber es wird genug ſeyn, wenn ich Ihnen ſage, daß ich erſt Donnerſtags Abends um eilf Uhr in Leipzig angekommen bin. Alſo habe ich über zwey und zwanzig Meilen vier Tage und drey Nächte gereiſet. Der böſe Kutſcher! mit ihm ſoll niemand als mein Feind, niemand, als der fahren, der was Böſes im Sinne hat. Vergeben Sie mir dieſen kleinen Eifer. Ich weis nichts mehr zu ſagen,

als

als daß ich mit der vollkommenſten Ehrerbietung und Erkenntlichkeit bin ꝛc.

Sieben und ſechzigſter Brief.

Eines Frauenzimmers.

Machen Sie ſich keine Sorge, Ihr Freund hat weder eine Belohnung zum voraus, noch eine bey der Ueberbringung Ihres Briefes erhalten. Ich kann mich auch nicht beſinnen, daß ich ihm eine verſprochen hätte; und wenn es auch geſchehen wäre; ſo will ich mich nicht beſinnen, weil er damit gepralt hat. Ueberhaupt haben Sie Recht, er iſt ein bischen tückiſch; ſo eine ehrliche Miene, als er ſich auch geben kann. Was verliert er denn, wenn Sie an mich ſchreiben? Nichts, auf der Welt nichts. Und wenn er ja ein Recht zu haben glaubt, Sie zu hintergehen, muß er es denn zu meinem Schaden thun, und Ihnen den giftigen Rath geben, daß Sie nicht mehr an mich ſchreiben ſollen? Aber der gute boshafte Rathgeber hat ſich betrogen, und er ſoll unſern Briefwechſel nicht aufheben, wenn er auch zaubern könnte, und das kann er doch gewiß nicht. Ich ſage Ihnen alſo, daß mir Ihre Briefe recht angenehm ſind, und ich traue dieſer Verſicherung ſo viel zu, daß ich bald wieder einen von Ihnen erhalten werde. Und wenn die meinigen dazu dienen, Ihnen einen zufriednen Augenblick mehr zu machen: ſo wüßte ich nicht, warum wir nicht zeitlebens an

einander ſchreiben wollten. Ja, wir wollen es thun, wir wollen uns ſchreiben, und wenn es den ſchlauen Freund verdrießt, wollen wir uns gar gut ſeyn, und er ſoll unſre Briefe beſtellen, und unſre Freundſchaft immer wachſen ſehen müſſen, damit er nicht ohne Urſache böſe iſt. Ich kann ihn gar nicht mehr leiden, und ich habe große Luſt, ihn zu haſſen; wenn Sie meynen, daß man ſich an ihm eben nicht ſehr verſündigt. Doris will ich mit der Bedingung für Sie aufheben, wenn Sie als Mann noch ſo artig und fromm ſeyn wollen, als Sie als Jüngling ſind. Unſer boshafter Freund kömmt, ich will ihm den Brief dreiſt vorleſen, er kann mir doch kein finſtrer Geſicht machen, als er ſchon mitbringt. Da ſieht er kaum, daß ich recht ſehr Ihre gute Freundinn bin ꝛc.

Acht und ſechzigſter Brief.

Hochzuehrender Herr,

Es thut mir leid, daß ich die Ehre, die Sie mir anbieten, nicht annehmen kann. Eine Frühlingscur, und eine Reiſe, die ich deswegen vornehmen muß, und zwar noch dieſe Woche, verwehren mir, eine Vorrede vor Ihre Gedichte zu machen, und kommen meiner Beſcheidenheit und Furchtſamkeit in dieſem Falle zu Hülfe. Indeſſen danke ich Ihnen von ganzem Herzen für das beſondre Vertrauen, deſſen Sie mich würdigen, und ich will es

den

den Augenblick durch eine freundſchaftliche Erinnerung zu verdienen ſuchen. Ich wünſchte nämlich, Hochzuehrender Herr, daß Sie Ihre Gedichte vor dem Drucke noch mit einigen guten Freunden und Kennern durchgehen, und hin und wieder beſſern, auch etliche gar weglaſſen möchten. Ich finde überhaupt viel ſchönes darinnen; aber auch vieles, das mir nicht gefällt; vieles, das mir in Anſehung Ihres Charakters zu frey ſcheint, zumal wenn ich bedenke, daß dieſe Schrift einem großen Gottesgelehrten dedicirt iſt. Doch ich kann irren, und es kömmt nicht auf meinen Ausſpruch an, ſondern auf das Urtheil der Kenner. Haben Sie dieſes ſchon zu Rathe gezogen: ſo will ich mit Freuden Unrecht haben. Alles dieſes ſage ich Ihnen aus wahrer Aufrichtigkeit, und nicht im geringſten aus einem kritiſchen Stolze. Ich wünſche mir Ihre Freundſchaft, und rede mit Ihnen, als Ihr Freund. Nehmen Sie mirs alſo nicht übel, wenn ich bey meiner Erinnerung die Worte nicht ſorgfältig genug gewählt habe. Ich bin mit der größten Hochachtung ꝛc.

Neun und ſechzigſter Brief.

Meine liebe Jungfer Muhme,

Ich habe Ihr doppeltes Geſchenk erhalten. Es herrſcht in Ihrer Art, zu ſticken, eben der gute Geſchmack, der in Ihren Briefen und Geſprächen

herrſcht, und ich würde ungerecht handeln, wenn ich Ihnen dieſen Lobſpruch länger verſchweigen wollte. Genug, Sie haben mich mit Ihrer Geſchicklichkeit beſchenkt; und was iſt billiger, als daß ich Sie wieder mit der meinigen beſchenke? Für zwo Stickereyen von Ihren Händen, ſchicke ich Ihnen zwey Bücher von den meinigen; einen Catechismus und einen Roman. Wenn Sie der letzte verderbt: ſo ſoll Sie der erſte unmittelbar wieder beſſern. Sie lachen? Wollen Sie mir etwan dadurch ſagen, daß ich mir dieſe Sorge nicht machen dürfte; daß mein Roman ſelber ein Catechismus wäre? Ey, ey, Jungfer Muhme, das war zu boshaft gelacht! So beißend hat mich noch kein Menſch kritiſiret. Ich vergebe es Ihnen, weil ich nicht gleich ein Mittel weis, mich zu rächen. Wir ſind nahe Freunde und = = ja; und wer weis, ob Sie ganz Unrecht haben? Wir wollen nicht mehr daran denken. Leben Sie wohl. Grüßen Sie Ihre liebe Mama und Jungfer Schweſter hundertmal von mir.

Siebenzigſter Brief.

An eine Freundinn.

Meine liebe Madam,

Ehe wir noch mit einander reden, ſo erlauben Sie mir, daß ich Ihnen in Gedanken etliche Dutzend Mäulchen geben darf; denn das kann Ihr Mann nicht ſehen, und wenn ers auch nach ſeiner Scharf-

ſichtigkeit ſähe: ſo kann ers uns doch nicht wehren. Auf die Mäulchen will ich Ihnen nunmehr ſagen, daß ich Ihnen recht herzlich gut bin, und daß ich von Ihrer freundſchaftlichen Seele eben dieſes erwarte. Ach wenn doch der May ſchon da wäre! Den ganzen May will ich bey Ihnen zubringen; da wollen wir mit einander reden, mit einander leſen, mit einander ſcherzen, und ſpatzieren gehen, und uns freuen, daß wir leben, und gute Freunde ſind; da wollen wir uns ins Grüne ſetzen, und Blumen pflücken, und einander Kränze winden, und dem Himmel für den ganzen Frühling danken. Alles das wollen wir thun! Aber wo ſoll denn Ihr Mann bleiben? Ihr Mann? Der kann auch mitgehen, wenn er nicht zu ſtudiren hat. Er kann aber auch zu Hauſe bleiben, und unterdeſſen etwas poetiſches oder proſaiſches arbeiten, damit er uns bey unſerer Zurückkunft etwas vorleſen, und ſich unſern Beyfall verdienen kann. Wer geſund iſt, der muß arbeiten, und wer ſo viel Geiſt hat, wie Ihr Mann, der muß für zwo Perſonen arbeiten; ein kranker Poet aber, und eine liebe junge Frau müſſen ſich für drey Perſonen vergnügen. Der Doctor hat mir ausdrücklich gerathen, daß ich den Brunnen in Ihrer Geſellſchaft trinken ſoll; und wenns der Doctor nicht geweſen iſt: ſo iſts mein eignes Herz geweſen, und beiden folge ich gern. Sie können unmaaßgeblich immer die jungen Hüner gut füttern laſſen. Gemäſtete Kälber ſollen auch ganz geſund ſeyn. Noch eins, liebe Madam, wo ſoll ich ſchlafen? Nur in keiner

Kammer, wo Mäuſe ſind. Ich will lieber etliche kleine Bären und ein Rhinoceros um mich haben, als dieſe geſchwindfüßigen Unholde. Es geht doch auf Ihrem Landgute nicht etwan um? Nun, wenns auch wäre! Ich bringe einen ganz hübſchen Vorrath von ſchlechten Gedichten mit, mit denen ich die Geſpenſter auf zehn Meilen Wegs fortleſen will. Es haben ſich ſchon verſchiedne gute Freunde zu meinen Reiſegefährten angeboten; es iſt mir aber immer, als wenn ich keinen mitnehmen würde. Ich kann nicht ſagen, warum; aber ich fühle es, daß wir ſie nicht brauchen. Ihr Mann möchte auch verdrießlich werden, wenn viele Leute unſre Vertraulichkeit mit anſähen.

Nun, das wird recht hübſch ſeyn! Aber meine liebe Freundinn, es ſind noch zween Monate bis dahin, wenn es doch nur ſo viel Tage wären! Nehmen Sie mirs nicht übel, ich muß Ihnen wieder ein Mäulchen geben. Denn ich bin von dem vielen Schreiben ganz entkräftet. Sie können mirs ja wieder geben, wenn Ihr Mann Umſtände machen will. Grüßen Sie ihn, und ſagen Sie ihm, daß ich ſeine Schriften ſo gern, als Mosheims Werke, läſe, damit er mir nicht gram wird. Ich bin zeitlebens Ihr rechter ſehr guter Freund.

Ein

Ein und ſiebenzigſter Brief.

An einen guten Freund.

Sie wiſſen doch, daß heute ſchon der fünfte May iſt, und daß Sie mir verſprochen haben, den May bey mir auf dem Lande zuzubringen? Ich erinnere Sie alſo an Ihr Verſprechen, oder vielmehr an das Vergnügen, das ſie ſich ſelbſt ſchuldig ſind. Ich lade Sie vom neuen ein, im Namen meiner lieben Frau, im Namen der loſen Doris, im Namen der Freundſchaft, der Liebe und des Mays.

Das Herz der Edlen zu entzücken,
Lachſt du, o May, mit heitern Blicken
Aus der verſchönerten Natur;
Schmückſt Freunden, die dich zu genießen,
Und dankbar zu gebrauchen wiſſen,
Vor andern Fluren meine Flur.

Kommen Sie, Sie ſollen alles finden, was Sie von dem Frühlinge und einer gaſtfreyen Wirthinn erwarten können. O was machen Sie für eine unſchlüſſige Miene! Das iſt die Miene des Unterthanen, dem der gnädige Herr einen Hoftag anſagen läßt, und nicht die Miene eines Geſelligen, den ſeine Freunde zum Vergnügen rufen. Mit Ihren traurigen Büchern! Ob Sie nun in Ihrem Leben vierzehn Tage mehr oder weniger ſtudiren, dabey wird die beſte Welt nicht viel verlieren. Sie und viele Andre wiſſen zu viel, als daß ich glauben könnte, daß Sie noch aus Liebe für die Wiſſenſchaften und für die

Welt, und nicht vielmehr aus einem weisheitsvollen Stolze, ſtudiren ſollten. Im Vertrauen geredt, dieſe ganze Stelle von dem, O was machen Sie = = an, hat mir meine Frau eingegeben. Ich wollte es beſchwören, daß es zugleich eine Satyre auf mich ſeyn ſoll; und ich wollte gern böſe auf meine Frau werden, wenn ich nur könnte. Aber wo kann ich? Sie hat mir, da ſie mir die Spötterey vorſagte, eine Miene gemacht, in der mehr Freundlichkeit war, als in zehn Satyren Bosheit ſeyn kann. Sie bleibt die Frau, die ich mir nicht beſſer wünſchen kann; und die Sie, als ihren Bruder, liebt; aber unter der Bedingung, daß Sie zu uns kommen. Sie hat unſerm Chriſtoph ſchon anbefohlen, daß er auf den Sonnabend nach L = = fahren, daß er ſein beſtes Kleid anziehen, daß er die Kutſche abputzen, daß er heute und morgen den Pferden viel zu gute thun, daß er Sie abholen, daß er nicht viel mit Ihnen reden, daß er Ihnen alles an den Augen abſehen, und ſich ja in Acht nehmen ſollte, daß Sie nicht mitten auf dem Wege aus der Kutſche ſprängen, und zu Fuße nach L = = zurück kehrten. Chriſtoph fragte, ob denn der Herr ſo eigenſinnig wäre? Ja doch, ſagte meine Frau, er iſt eben ſo eigenſinnig, als gutwillig; um deſto aufmerkſamer müßt ihr ſeyn; kurz, es iſt der Herr, in deſſen Büchern ihr Sonntags immer leſt. Hier verbeugte ſich Chriſtoph, und ſagte, daß ihm ein ganzes Jahr Lohn nicht ſo lieb wäre, als daß er dieſen Herrn fahren ſollte. Er wird alſo auf den Sonnabend zu Mittage in vollem Staate,

und in tiefer Ehrfurcht, vor Ihrem Hauſe erſcheinen, und wir wollen ſie gegen Abend in der kleinen Allee, mit offnen Armen und gedeckter Tafel erwarten. Herr R== läßt Sie ganz weichmüthig grüßen. Es iſt mit dem Frühlinge eine große Veränderung in ſeinem Charakter vorgegangen.

Der Stolze, der vor unſern Ohren
Die Liebe tauſendmal verſchworen,
Verſeufzt itzt ſeinen Tag betrübt;
Haßt, die ihn ſuchen aufzuwecken;
Flieht einſam in die finſtern Hecken.
O May! wo iſt dein Stolz? Er liebt!

Im Ernſte, er liebt. Rathen Sie, wen? Sie errathens nicht. Die junge Wittwe. Dieſe hat durch Hülfe des Lenzes das ganze Syſtem ſeines hageſtolziſchen Herzens über den Haufen geworfen. Es iſt ſein Ernſt, daß er ſie heirathen will, und ich habe nicht viel dawider einzuwenden; ſie vielleicht auch nicht. Unterdeſſen iſt ſie noch zu ſehr Wittwe, als daß ſie ihn unter acht Tagen anhören ſollte. Kommen Sie, bringen Sie uns was zu leſen, ein offnes Geſicht, und ein offnes Herz mit. Ich bin ꝛc.

Zwey und ſiebenzigſter Brief.

Ein Frauenzimmer an ihren Liebhaber.

Ich habe mir alle Mühe gegeben, Sie zu vergeſſen, und ich hatte es, ohne Ruhm zu melden, ſchon weit gebracht; aber Ihr letzter Brief hat alles wieder eingeriſſen. Ich weis nicht, ob mein Herz zu gut iſt, Sie zu vergeſſen, oder ob Sie zu gut ſind, vergeſſen zu werden. Genug, ich fühle, daß Sie mir noch nicht gleichgültig geworden ſind, und es würde mir gar nicht zuwider ſeyn, wenn ich eine Stunde um Sie ſeyn, und Ihrem proſaiſchen und poetiſchen Gewäſche zuhören ſollte. Allein verlaſſen Sie ſich nicht zu ſehr auf dieſe Verſicherung. Ich ſtehe nicht für mein Herz. Woher weis ich, ob es den Eindruck von Ihren Verdienſten in die Länge behalten wird? Andre Leute haben auch Verdienſte, und ein Verdienſt kann ja wohl das andre auslöſchen. Wenn ich Ihnen alſo recht ehrlich rathen ſoll, mein Geliebter, ſo ſchreiben Sie mir ja fein oft, damit ich Gelegenheit habe, mich an Sie zu erinnern, und mein Herz mit Ihnen von neuem anzufüllen. Loben Sie mich ein bischen, reden Sie von meiner Geſchicklichkeit in der Muſik, im Zeichnen, in der Poeſie. Sagen Sie, daß Ihre Verſe unter den meinigen ſind, daß Sie mir viel zu verdanken haben, daß Ihnen jede Stunde noch koſtbar iſt, die ich Ihnen aufgeopfert habe. Dieſes iſt das, was Sie mir ſchreiben ſollen. Die Art, es zu ſagen, überlaſſe ich Ihrem feinen Witze. Nun will

ich Ihnen auch ſagen, was ſie mir nicht ſchreiben ſollen. Erſtlich überhaupt nichts von meinen Fehlern; denn wenn ich auch welche hätte: ſo haben Sie, als mein Verehrer, doch kein Recht, ſie wahrzunehmen. Ferner, ſchreiben Sie mir nichts von Charlotten, weder im guten, noch im böſen, denn ſie geht Sie nichts an. Ich habe es ihrem Manne geſagt, daß Sie Briefe mit ihr wechſelten, und er will deswegen an Ihre gnädige Herrſchaft ſchreiben. Wenn ich gewußt hätte, daß er die Sache ſo weit treiben würde: ſo hätte ich wohl ſchweigen können. Endlich ſchreiben Sie mir keine ſolchen Verschen mehr, als in Ihrem letzten Briefe ſtehen, ſondern warten Sie, bis ich Sie um ſolche traurige Neuigkeiten bitte. Und noch einmal endlich, fangen Sie meine Briefe nicht mehr durch: Mein liebes Chriſtianchen, an, oder, oder wenn Sie dieſes Wort ja nicht laſſen können: ſo ſetzen Sie wenigſtens: Hochedelgebohrnes, Hochzuehrendes Chriſtianchen! Unter dieſen Bedingungen ſollen mir Ihre Briefe allezeit lieb ſeyn.

Drey

Drey und ſiebenzigſter Brief.

An den Herrn Baron Gr * *.

Vom Lande.

Wären Sie immer mit mir gefahren. Es gefällt mir ungemein wohl auf dem Landgute der Frau von K = =, und es würde mir noch beſſer gefallen, wenn ich weniger bedient würde, nicht ſo weich ſchlafen, und weniger vornehm ſpeiſen dürfte. Meine Wirthinn iſt die gefälligſte Frau von der Welt. Ihr Geſicht iſt ſo heiter, wie die Gegend auf ihrem Landgute, und ihre Fräulein Tochter könnte die Hälfte ihrer Reizungen und liebenswürdigen Eigenſchaften entbehren, und darum doch noch die Mißgunſt der Schönen, und die größte Hochachtung unſers Geſchlechts verdienen. Soll ich Ihnen erzählen, wie ich meine Tage hier zubringe? Aber warum frage ich noch? Sie haben mirs ja befohlen; ich habe es Ihnen verſprochen, und es würde mir zu viel an meinem Vergnügen fehlen; wenn ichs Ihnen nicht beſchreiben dürfte. Machen Sie ſich alſo immer zur Geduld gefaßt, Herr Baron! denn ich habe heute überaus große Luſt, zu ſchwatzen.

Ich ſchlafe in einem Zimmer, das auf der einen Seite in den Hof, und auf der andern in den Garten und in das Feld geht. Meiſtens um ſechs Uhr des Morgens ſtehe ich ſchon an dem Fenſter, und überſchaue mit einem unerſättlichen Auge den Herbſt, im Felde und Garten. Der weite Himmel, davon

wir in der Stadt nichts wiſſen, iſt mir aus meinem Fenſter ein ganz neues Schauſpiel. Hier ſtehe ich nun, und vergeſſe mich eine halbe Stunde im Sehen und Denken. Nach dieſen glücklichen Augenblicken, und ganz berauſcht von dem Geiſte des Morgens; öffne ich die Thüre, um einen Bedienten zu haben; aber ſo glücklich wird mirs nicht. Nein, es kommen ihrer wenigſtens drey auf einmal, die ſich mir zu Ehren aus dem Athem gelaufen haben, und mit aller Gewalt zu meinem Befehle ſeyn wollen: und wenn ich den einen etwas bitte, ſo nimmt es der andre übel, daß ich weniger Vertrauen zu ihm habe. Kurz, ich muß mich anziehen laſſen, ich mag wollen, oder nicht.

Unter dieſer Beſchäftigung beſuchen mich fünf bis ſechs freundliche Windhunde, mit denen ich mich in ein kleines Geſpräch einlaſſe, weil ich weis, daß ſie mir nicht antworten. Indeſſen erzählt mir der Jäger ihre Thaten von Jagd zu Jagd, beſchreibt mir das ganze Revier, und kränkt ſich, daß ich kein Liebhaber vom Hetzen bin. Weil ich ihm einigemal zu verſtehen gegeben habe, daß man auch gegen die Thiere barmherzig ſeyn müßte: ſo hat er ſich heimlich bey der gnädigen Frau erkundigt, ob ich ein Pietiſt wäre.

Nunmehr kömmt der Caffee; ich nehme ein Buch, mache eine gelehrte Miene, und den Augenblick fliehen meine Bedienten. Die Bücher, die ich

zu mir geſteckt habe, ſind der Terenz, der Horaz, und der Greſſet. Sollten Sie wohl glauben, daß ich in dieſen Dichtern auf dem Lande weit mehr Schönheiten finde, als in der Stadt? Doch warum ſollten Sie ſich wundern? Hier iſt die Natur ſelbſt ihre Auslegerinn, die ſie begeiſterte, als ſie ſangen. Und ſie erklärt ſie, wenn gleich nicht ſo gelehrt, doch angenehm und deutlicher, als die angeſehenſten Commentatores. Die Beſchreibung einer ſchönen Ausſicht, die Gemälde von der Unſchuld und Freyheit des Landlebens entzücken mich doppelt, wenn ich ſie mit der Natur zuſammenhalten kann. Selbſt die andern Schönheiten der Poeten rühren mich hier mehr, als in dem Geräuſche der Stadt; hier, wo mein Verſtand durch die Anmuth des Landlebens offner, und mein Geſchmack lebhafter und feiner gemacht wird. Dieſen Morgen fiel mir der Eunuchus in die Hand, ich wollte ihn durchleſen; aber ich kam in der ganzen Stunde nicht weiter, als bis zu dem Ende der zwoten Scene; ſo oft bin ich durch die liebenswürdige Einfalt dieſer Auftritte entzückt und aufgehalten warden. Ich kann mir nicht helfen, ich muß Ihnen ein Stück aus der Anrede des Parmeno an ſeinen verliebten Herrn aufdringen; es iſt gar zu ſchön.

Et quod nunc tute tecum iratus cogitas:
Egone illam? quae illum? quae me? quae non?
ſine modo:
Mori me malim: ſentiet, qui vir ſiem.

Haec

Haec vaiba me hercule vna ſalſa lacrumula,
Quam, oculos terendo miſere, vix vi expreſſerit,
Reſtinguet: et te vltro accuſabis, et ei dabis
Vltro ſupplicium.

So? höre ich Sie ſagen, warum haben Sie denn eben dieſe Stelle ausgezogen? Iſt es etwan gar eine Bosheit, die mir gelten ſoll? Eine Bosheit? Nein, Herr Baron; aber fragen Sie nur Ihr Herz, ob etwas wahrers und richtigers ſeyn kann, als dieſe Stelle. Ja doch, rief ich überlaut, da ich ſie las, ja doch, eine kleine falſche Thräne! ich ſehe das Mädchen, itzt reibt ſie ſich die Augen, und zwar erbärmlich. Vortrefflich! Die kleine Thräne will nicht kommen; aber ſie muß. Und itzt löſcht dieſe Thräne alle die hitzigen Reden des Phädria aus, alle auf einmal. So dachte und ſprach ich mit mir, und ſchmählte auf mich, daß ich nicht auch ſo klug, wie Terenz, wäre. Vergeben Sie mir dieſe Schulepiſode. Ich will gleich von meinen Büchern zu einem andern Zeitvertreibe eilen.

Wenn ich mich bald ſatt geleſen habe: ſo warte ich der gnädigen Frau und Fräulein Tochter auf. Ich treffe ſie gemeiniglich bey einem Buche, oder mit dem Verwalter über einer Rechnung an. Alles lacht mir entgegen, und ſogar der Verwalter, der zwanzig Jahre ein Wachtmeiſter geweſen iſt, zwingt ſich, aus ſeinem fürchterlichen Geſichte mir ein freundliches zu machen. In dieſer Stunde, (denn ſo lange halte ich mich ungefähr in dem Zimmer meiner Gebieterinn

auf,)

auf,) verdiene ich eigentlich die Erlaubniß mich auf ihrem Landgute zu vergnügen. Ich rede mit ihr, und unſer Geſpräch betrifft gemeiniglich die Erziehung ihres Sohnes, der Hoffnung ihres Geſchlechts. Wenn es bald Mittag iſt: ſo ſetze ich mich mitten auf den Hof, deſſen oberſte Hälfte gepflaſtert, und mit einem Geländer umgeben iſt. Ich klingle mit einem kleinen Glöckchen, und darauf kömmt = = wer dächten Sie wohl? eine Heerde Federvieh, zu Fuße und im Fluge, herbey geſchoſſen. Ich füttre alſo Hüner, Truthüner, Enten, Gänſe, Tauben, alles untereinander, und überzähle meine Nationen. Der Tauben iſt beynahe ein unzählbares Volk. Darauf beſuche ich die Rebhüner und Wachteln in ihrer Stube auf dem Taubenhauſe, und zugleich die jungen Tauben. Eine angenehme Scene! Hier füttert die Mutter ihre Kinder; dort brütet die andre eine noch zukünftige Nachwelt aus, und wird von ihrem Gatten ermuntert, das Neſt zu verlaſſen, ihm Platz zu machen, und ſich mit der Mahlzeit zu erquicken. Erſt bittet er ſanft und liebreich, dann redet er ernſthafter, und wenn ſie von ihrer Pflicht noch nicht weichen will; ſo gebietet er mit einem täuberiſchen Tone, und dreht ſich zehnmal in den Kreis herum, als wollte er ſie nicht mehr anſehen, und ihr doch auch die Freyheit laſſen, ſich, unvermerkt von ihm, aus dem Neſte zu entfernen. Von da gehe ich in die Pferdeſtälle, und endlich von Stalle zu Stalle, und ſehe die gute Ordnung, die Reinlichkeit der Ställe, und die Mühe, mit der die Menſchen dem Viehe ihren Nutzen abverdienen müſſen.

Um zwölf Uhr wird die Geſindeglocke geläutet, und nie bin ich froher, als wenn ich, ohne bemerkt zu werden, eine große Tafel, voll geſunder und hungriger Mägde und Knechte, ſpeiſen ſehe. Wenn dieſe Leute auch ſonſt nicht ſo glücklich ſind, als ihre Herrſchaft; ſo ſind ſie doch bey Tiſche gewiß glücklicher. Alles ißt und redet zugleich an ihnen. An der einen Reihe ſitzt das Mannsvolk; und an der andern ſitzen die Dorfſchönen. Ein Brodt, ſo breit, wie der Tiſch, iſt vor der halben Stunde verzehrt. Sie können leicht denken, daß es unter dieſen beiden Geſchlechtern auch Zärtliche giebt, und daß ſich der Knecht, wenn er in die Schüſſel ſehen will, zuweilen vergißt, und ſeiner Geliebten in die ſchwarzen Augen ſieht. Geſtern war in einem benachbarten Städtchen Jahrmarkt. Sie hatten, von ein Uhr an, die hergebrachte Freyheit, den Jahrmarkt zu beſuchen. Alle waren bey Tiſche in ihrem völligen Staate, und jeder Knecht triumphirte mit einem Bande auf ſeinem Huthe, wie es ſeine Schöne um die Haare trug. Ihre Tafel war mit etlichen Schüſſeln Tauben beſetzt. Alles gieng freyer und empfindlicher zu. Die Schönen ſcherzten mit ihren Geliebten, wer dem andern einen Jahrmarkt kaufen ſollte, und brachen, um es durch das Glück auszumachen, das Schloßbein der Tauben mit einander entzwey. Die Chapeaus ließen den Schönen gemeiniglich die größte Hälfte, und dieſe bückten in währendem Spiele ſich ſo vortheilhaft über die breite Tafel, daß ihre Galane entweder den Sieg vergaßen, oder ihn doch am Ende vergeſſen konnten;

Denn

Denn Mädchen, wenn ſie gleich das Dorf erzogen hat,
Sind wie die Mädchen in der Stadt.

Unter dieſen jungen Leuten ſitzt, zu oberſt an der Tafel, ein ſchon grauer Mann, ceu pius Aeneas, welcher Nachtwächter von dem Herrnhofe iſt, und doch den Tag über die ſauerſte Handarbeit verrichtet. Man ißt nicht eher, bis er ſeinen Platz eingenommen hat, und ſo bald er aufſteht, folgt die ganze Schaar von zwanzig Perſonen nach. Wenn ſie Fleiſch haben, welches die Woche drey oder viermal geſchieht: ſo ißt er nur die Hälfte von ſeiner Portion, und die andre Hälfte trägt er ſeiner neunzigjährigen Mutter nach Hauſe. Und eben um dieſe zu erhalten, iſt er Nachtwächter, denn er bekömmt für jede Nacht einen Groſchen. Ein ſchreckliches Geld! Aber der gute Mann muß nicht nur von zehn Uhr bis zum Tage für dieſen Groſchen wachen, ſondern auch beſtändig beten und ſingen, damit man weis, daß er wacht. Kurz, der Mann muß für das ganze Dorf und alle umliegende Gegenden beten. Er kann auch wirklich alle Pſalmen und das ganze Geſangbuch auswendig. Und in ſo weit dieſes zu ſeinem Dienſte nöthig iſt: ſo glaube ich, daß man weit eher zehen gute Gerichtsverwalter, als einen tüchtigen Nachtwächter für dieſen adelichen Hof finden kann. So wenig er ſchläft, ſo viel er arbeitet: ſo iſt er doch geſund, zufrieden, und die Freundlichkeit ſelbſt. Sie vergeben mirs gewiß, daß ich mich ſo lange bey der Beſchreibung dieſes Mannes aufgehalten habe. Denn ſind Sie nicht auch meiner Meynung, daß er eher verewigt zu werden verdient, als

manch er

mancher große Mann, der ſich in ſeinem Kupferſtiche bewundert, und deſſen Leben einen ganzen dicken Quartanten anfüllt?

Wenn das Geſinde gegeſſen hat, ſo geht unſre Tafel an, und obgleich die gnädige Frau, mir zu Liebe, eine Stunde hat eingehen laſſen, ſo ſitzen wir doch noch immer zwo. Ueber der Tafel gehöre ich der gnädigen Frau an, und nach der Tafel, damit ichs kurz mache, dem Garten, dem Schache, und dem Clavecin. Der Abend, von acht Uhr an, iſt für mich allein. Da leſe ich noch eine Stunde, und ſo geht der Tag vorbey. Was das meiſte iſt, ſo bin ich die ganzen acht Tage geſund geweſen. Das iſt viel Glück!

Mich deucht, Sie wiſſen nunmehr genug von meinem Zeitvertreibe auf dem Lande, und vielleicht mehr, als Sie haben wiſſen wollen. Dennoch muß ich Ihnen noch eine luſtige Begebenheit erzählen, welche die Kirchenordnung in der hieſigen Gegend angeht. Dieſe iſt ſehr tyranniſch. Ich gehe am vergangnen Sonntage ganz allein in die Kirche, weil die gnädige Frau Fremde bey ſich hatte. Ich ſetzte mich unbekannt neben den erſten den beſten Bauer. Ein Student ſtieg auf die Kanzel, und fieng über das Evangelium von den Lilien auf dem Felde eine ſchreckliche Predigt an. Er war ſo philoſophiſch, daß er den Bauern erklärte, was ſäen und erndten wäre. Die Predigt that ihre natürliche Wirkung auf mich; ich ſchlummerte ſanft ein. Aber in dieſer Kirche hat man die Freyheit nicht, über einer ſchlechten Predigt einzuſchlafen. Mein Nachbar weckte mich mit einem

ziemlichen Stoße ſehr geſchwind auf und rief: Der Junge kömmt! Ich wußte nicht, was er wollte, und glaubte, weil der Prediger gleich mit einer Stelle aus dem Cicero bewies, daß niemand reich wäre, der nicht eine Armee aus ſeinem Vermögen unterhalten könnte, daß er mich dieſer gelehrten Stelle wegen aufgeweckt hätte, und alſo ſchlief ich wieder ein. Im kurzen erwachte ich zum andernmale von einem derben Schlage, und ſah einen kleinen Bauerjungen mit einem ziemlich langen Stecken vor mir ſtehen. Er gab mir einen Verweis mit der Miene. Nun wußte ich, was mein Nachbar hatte haben wollen. Dieſer Junge hat das Recht, mit ſeiner Lanze in der Kirche herum zu laufen, und die Leute aufzuwecken. Ich ſchämte mich, und wollte lieber eine elende Predigt anhören, als mich noch einmal vor der ganzen Gemeine auf den Kopf ſchlagen laſſen. Muß der Junge nicht lachen, wenn er in wenig Tagen den Herrn in der Kutſche der gnädigen Frau, mit vier Pferden beſpannt, durch ſein Dorf wird fahren ſehen, den er am Sonntage ſeine Gewalt hat fühlen laſſen? Ich bin mit dem Ende dieſer Woche gewiß wieder in Leipzig. Wollen Sie aber noch zu uns kommen: ſo will ich bis künftige Woche hier bleiben, und mir in Ihrer Perſon ein neues Verdienſt bey meiner Wirthinn und der Fräulein erwerben. Ich dächte, Sie kämen!

Leben

der

Schwediſchen Gräfinn

von G**.

Erſter Theil.

Erſter Theil.

Vielleicht würde ich bei der Erzählung meines Geſchlechts eben ſo beredt, oder geſchwätzig, als Andre ſeyn, wenn ich anders viel zu ſagen wüßte. Meine Aeltern ſind mir in den zarteſten Jahren geſtorben, und ich habe von meinem Vater, einem Liefländiſchen von Adel, weiter nichts erzählen hören, als daß er ein rechtſchaffner Mann geweſen iſt, und wenig Mittel beſeſſen hat.

Mein Vetter, der auch ein Landedelmann war, doch in ſeiner Jugend ſtudirt hatte, nahm mich, nach meines Vaters Tode, zu ſich auf ſein Landgut, und erzog mich bis in mein ſechzehntes Jahr. Ich habe die Worte nicht vergeſſen können, die er einmal zu ſeiner Gemahlinn ſagte, als ſie ihn fragte, wie er es künftig mit meiner Erziehung wollte gehalten wiſſen. Vormittags fieng er an, ſoll das Fräulein als ein Mann, und Nachmittags als eine Frau erzogen werden. Meine Muhme hatte mich ſehr lieb, zumal weil ſie keine Tochter hatte, und ſie ſah es gar nicht gern, daß ich, wie ihre jungen Herren, die Sprachen und andere Pedantereyen, wie ſie zu reden pflegte, erlernen ſollte. Sie hätte mich dieſer Mühe gern überhoben; allein ihr Gemahl wollte nicht. Fürchten ſie ſich nicht, ſprach er zu ihr, das Fräulein lernt gewiß nicht zu viel. Sie ſoll nur klug, und gar nicht gelehrt werden. Reich iſt ſie nicht,

alſo wird ſie niemand, als ein vernünftiger Mann, nehmen. Und wenn ſie dieſem gefallen, und das Leben leicht machen helfen ſoll: ſo muß ſie klug, geſittet und geſchickt werden. Dieſer rechtſchaffene Mann hat keine Koſten an mir geſparet; und ich würde gewiß noch etliche Jahre eher vernünftig geworden ſeyn, wenn ſeine Frau einige Jahre eher geſtorben wäre. Sie hat mich zwar in Wirthſchaftsſachen gar nicht unwiſſend gelaſſen; allein ſie ſetzte mir zu gleicher Zeit eine Liebe zu einer ſolchen Galanterie in den Kopf, bey der man ſehr glücklich eine ſtolze Närrin werden kann. Ich war freylich damals noch nicht alt; allein ich war alt genug, eine Eitelkeit an mich zu nehmen, zu der unſer Geſchlecht recht verſehn zu ſeyn ſcheint. Aber zu meinem Glücke ſtarb meine Frau Baſe, ehe ich noch das zehnte Jahr erreicht hatte, und gab meinem Vetter durch ihren Tod die Freyheit, mich deſto ſorgfältiger zu erziehen, und die übeln Eindrücke wieder auszulöſchen, welche ihr Umgang und ihr Beyſpiel in mir gemacht hatten. Ich hatte von Natur ein gutes Herz, und er durfte alſo nicht ſowohl wider meine Neigung ſtreiten, als ſie nur ermuntern. Er lieh mir ſeinen Verſtand, mein Herz recht in Ordnung zu bringen, und lenkte meine Begierde zu gefallen nach und nach von ſolchen Dingen, die das Auge einnehmen, auf diejenigen, welche die Hoheit der Seele ausmachen. Er ſah, daß ich wußte, wie ſchön ich war, um deſto mehr lehrte er mich den wahren Werth eines Menſchen kennen, und an ſol-

chen

chen Eigenſchaften einen Geſchmack finden, die mehr durch einen geheimen Beyfall der Vernunft und des Gewiſſens, als durch eine allgemeine Bewunderung, belohnt werden. Man glaube ja nicht, daß er eine hohe und tiefſinnige Philoſophie mit mir durchgieng. O nein, er brachte mir die Religion auf eine vernünftige Art bey, und überführte mich von den großen Vortheilen der Tugend, welche ſie uns in jedem Stande, im Glücke und Unglücke, im Tode, und nach dieſem Leben bringt. Er hatte die Geſchicklichkeit, mir alle dieſe Wahrheiten nicht ſowohl in das Gedächtniß, als in den Verſtand zu prägen. Und dieſen Begriffen, die er mir beybrachte, habe ichs bey reifern Jahren zu verdanken gehabt, daß ich die Tugend nie als eine beſchwerliche Bürde, ſondern als die angenehmſte Gefährtinn betrachtet habe, die uns die Reiſe durch die Welt erleichtern hilft. Ich glaube auch gewiß, daß die Religion, wenn ſie uns vernünftig und gründlich beygebracht wird, unſern Verſtand eben ſo vortrefflich aufklären kann, als ſie unſer Herz verbeſſert. Und viele Leute würden mehr Verſtand zu den ordentlichen Geſchäfften des Berufs und zu einer guten Lebensart haben, wenn er durch den Unterricht der Religion wäre geſchärft worden. Ich durfte meinem Vetter nichts auf ſein Wort glauben, ja er befahl mir in Dingen, die noch über meinen Verſtand waren, ſo lange zu zweifeln, bis ich mehr Einſicht bekommen würde. Mit Einem Worte, mein Vetter lehrte mich nicht die Weisheit, mit der wir in Geſellſchaft pralen, oder wenn es

hoch kömmt, unſere Ehrbegierde einige Zeit ſtillen, ſondern die von dem Verſtande in das Herz dringt, und uns geſittet, liebreich, großmüthig, gelaſſen und im Stillen ruhig macht. Ich würde nichts anders thun, als beweiſen, daß mein Vetter ſeine guten Abſichten ſehr ſchlecht bey mir erreicht hätte, wenn ich mir alle dieſe ſchönen Eigenſchaften beylegen, und ſie als meinen Charakter den Leſern aufdringen wollte. Es wird am beſten ſeyn, wenn ich mich weder lobe noch tadle, und es auf die Gerechtigkeit der Leſer ankommen laſſe, was ſie ſich aus meiner Geſchichte für einen Begriff von meiner Gemüthsart machen wollen. Ich fürchte, wenn ich meine Tugenden und Schwachheiten noch ſo aufrichtig beſtimmte, daß ich doch dem Verdachte der Eigenliebe, oder dem Vorwurfe einer ſtolzen Demuth, nicht würde entgehen können.

Ich war ſechzehn Jahre alt, da ich an den Schwediſchen Grafen von G. verheirathet wurde. Mit dieſer Heirath gieng es folgendermaßen zu. Der Graf hatte in dem Liefländiſchen Güter, und zwar lagen ſie nahe an meines Vetters Ritterſitze. Das Jahr vor meiner Heirath hatte der Graf nebſt ſeinem Vater eine Reiſe aus Schweden auf dieſe Güter gethan. Er hatte mich etlichemal bey meinem Vetter geſehen und geſprochen. Ich hatte ihm gefallen, ohne mich darum zu beſtreben. Ich war ein armes Fräulein; wie konnte ich alſo auf die Gedanken kommen, einen Grafen zu feſſeln, der ſehr reich, ſehr wohlgebildet, angeſehen bey Hofe, ſchon ein

Obri=

Obriſter über ein Regiment, und vielleicht bey einer Prinzeßinn willkommen war? Doch daß ich ihm nicht habe gefallen wollen, iſt unſtreitig mein Glück geweſen. Ich that gelaſſen und frey gegen ihn, weil ich mir keine Rechnung auf ſein Herz machte, anſtatt daß ich vielleicht ein gezwungenes und ängſtliches Weſen an mich genommen haben würde, wenn ich ihm hätte koſtbar vorkommen wollen. In der That gefiel er mir im Herzen ſehr wohl; allein ſo ſehr ich mir ihn heimlich wünſchen mochte: ſo hielt ichs doch für unmöglich, ihn zu beſitzen.

Nach einem Jahre ſchrieb er an mich, und der ganze Innhalt ſeines Briefes beſtund darinne, ob ich mich entſchließen könnte, ſeine Gemahlinn zu werden, und ihm nach Schweden zu folgen. Sein Herz war mir unbeſchreiblich angenehm, und die großmüthige Art, mit der er mirs anboth, machte mirs noch angenehmer. Es giebt eine gewiſſe Art, einem zu ſagen, daß man ihn liebt, welche ganz bezaubernd iſt. Der Verſtand thut nicht viel dabey, ſondern das Herz redet meiſtens allein. Vielleicht wird man das, was ich ſagen will, am Beſten aus ſeinem Briefe ſelber erkennen:

Mein Fräulein,

Ich liebe Sie. Erſchrecken Sie nicht über dieſes Bekenntniß, oder wenn Sie ja über die Dreiſtigkeit, mit der ichs Ihnen thue, erſchrecken müſſen: ſo bedenken Sie, ob dieſer Fehler nicht eine Wirkung meiner Aufrichtigkeit ſeyn kann. Laſſen Sie

mich

mich ausreden, liebſtes Fräulein. Doch was ſoll ich ſagen? Ich liebe Sie; dieß iſt es alles. Und ich habe Sie von dem erſten Augenblicke an geliebet, da ich Sie vor einem Jahre geſehen und geſprochen habe. Ich geſtehe Ihnen aufrichtig, daß ich mich bemüht habe, Sie zu vergeſſen, weil es die Umſtände in meinem Vaterlande verlangten; aber alle meine Mühe iſt vergebens geweſen, und hat zu nichts gedienet, als mich von der Gewißheit meiner Liebe und von ihren Verdienſten vollkommen zu überzeugen. Iſt es möglich, werden Sie durch meine Zärtlichkeit beleidiget? Nein, warum ſollte Ihnen die Liebe eines Menſchen zuwider ſeyn, deſſen Freundſchaft Sie ſich haben gefallen laſſen. Aber werden Sie es auch gelaſſen anhören, wenn ich Ihnen mein Herz noch deutlicher entdecke? Darf ich wohl fragen, ob Sie mir Ihre Liebe ſchenken, ob Sie mir als meine Gemahlinn nach Schweden folgen wollen? Sie ſind zu großmüthig, als daß Sie eine Frage unbeantwortet laſſen ſollten, von deren Entſcheidung meine ganze Zufriedenheit abhängt. Ach, liebſte Freundinn, warum kann ich nicht den Augenblick erfahren, ob ich Ihrer Gewogenheit würdig bin, ob ich hoffen darf? Ueberlegen Sie, was Sie, ohne den geringſten Zwang ſich anzuthun, einem Liebhaber antworten können, der in der Zärtlichkeit und Hochachtung gegen Sie ſeine größten Verdienſte ſucht. Ich will Ihr Herz nicht übereilen. Ich laſſe Ihnen zu Ihrem Entſchluſſe ſo viel Zeit, als Sie verlangen. Doch ſage ich Ihnen zugleich, daß mir jeder Augen-

blick zu lang werden wird, bis ich mein Schickſal erfahre. Wie innſtändig müßte ich Sie nicht um Ihre Liebe bitten, wenn ich bloß meiner Empfindung und meinen Wünſchen folgen wollte! Aber nein, es liegt mir gar zu viel an Ihrer Liebe, als daß ich ſie einem andern Bewegungsgrunde, als Ihrer freyen Einwilligung, zu danken haben wollte. So entſetzlich mir eine unglückliche Nachricht ſeyn wird; ſo wenig wird ſie doch meine Hochachtung und Liebe gegen Sie verringern. Sollte ich deswegen ein liebenswürdiges Fräulein haſſen können, weil ſie nicht Urſachen genug findet, mir ihr Herz auf ewig zu ſchenken? Nein, ich werde nichts thun, als fortfahren, Sie, meine Freundinn, hochzuſchätzen, und mich über mich ſelbſt beklagen. Wie ſauer wird es mir, dieſen Brief zu ſchließen! wie gern ſagte ich Ihnen noch hundertmal, daß ich Sie liebe, daß ich Sie unaufhörlich liebe, daß ich in Gedanken auf Ihre geringſte Miene bey meinem Bekenntniſſe Achtung gebe, aus Begierde etwas vortheilhaftes für mich darinne zu finden! Leben Sie wohl, Ach, liebſtes Fräulein, wenn wollen Sie mir antworten?

Der Vater des Grafen hatte zugleich an meinen Vetter geſchrieben. Kurz, ich war die Braut eines liebenswürdigen Grafen! Ich wollte wünſchen, daß ich ſagen könnte, was von der Zeit an in meinem Herzen vorgieng. Ich hatte noch nie geliebt. Wie unglaublich wird dieſes Bekenntniß vielen von meinen Leſerinnen vorkommen! Sie werden mich deswegen wohl gar für einfältig halten, oder ſich einbilden,

bilden, daß ich weder ſchön, noch empfindlich geweſen bin, weil ich in meinem ſechzehnten Jahre nicht wenigſtens ein Dutzend Liebeshändel zählen konnte. Doch ich kann mir nicht helfen. Es mag nun zu meinem Ruhme oder zu meiner Schande gereichen: ſo kann man ſich darauf verlaſſen, daß ich noch nie geliebt hatte, ob ich gleich mit vielen jungen Mannsperſonen umgegangen war. Nunmehr aber fieng mein Herz auf einmal an zu empfinden. Mein Graf war zwar auf etliche vierzig Meilen von mir entfernt; allein die Liebe machte mir ihn gegenwärtig. Wo ich ſtand, da war er bey mir. Es war nichts ſchöners, nichts vollkommeners, als er. Ich wünſchte nichts, als ihn. Ich fieng oft mit ihm an zu reden. Er erwies mir in meinen Gedanken allerhand Liebkoſungen, und ich weigerte mich mit einer verſchämten Art, ſie anzunehmen. Vielen wird dieſes lächerlich vorkommen, und ich habe nicht viel dawider einzuwenden. Eine unſchuldige, eine recht zärtliche Braut iſt in der That eine Creatur aus einer andern Welt, die man nicht ohne Erſtauen betrachten kann. Ihr Vornehmen, ihre Sprache, ihre Mienen, alles wird zu einem Verräther ihres Herzens, je ſorgfältiger ſie es verbergen will. Ich aß und trank beynahe viele Wochen nicht, und ich blühete doch dabey. Ich ſage es im Ernſte, daß ich glaube, die Liebe kann uns einige Zeit erhalten. Ich ward viel reizender, als ich zuvor geweſen war.

Mein Vetter machte ſich nunmehr mit mir auf die Reiſe nach Schweden. Es begleiteten mich ver-

ſchiedne

ſchiedne junge Herren und Fräuleins einige Meilen, und der Abſchied von Ihnen ward mir gar nicht ſauer. Unſre Reiſe gieng glücklich von ſtatten; und es iſt mir auf einem Wege von etlichen vierzig Meilen nicht das Geringſte begegnet, außer daß mir jeder Augenblick bis zum Anblicke meines Grafen zu lang ward.

Ich kam alſo, wie ich geſagt habe, in Begleitung meines Vetters glücklich auf dem Landgute des Grafen an. Ich fand ihn viel liebenswürdiger, als er mir vor einem Jahre vorgekommen war. Man darf ſich darüber gar nicht verwundern. Damals wußte ich noch nicht, daß er mich liebte; itzt aber wußte ichs. Eine Perſon wird gemeiniglich in unſern Augen vollkommner und verehrungswürdiger, wenn wir ſehen, daß ſie uns liebt. Und wenn ſie auch keine beſondern Vorzüge hätte, ſo iſt ihre Neigung zu uns die Vollkommenheit, die wir an ihr hochſchätzen. Denn wie oft lieben wir nicht uns in Andern? Und wo würde die Beſtändigkeit in der Liebe herkommen, wenn ſie nicht von unſerm eignen Vergnügen unterhalten würde?

Mein Bräutigam, mein lieber Graf, erwies mir bey meiner Ankunft die erſinnlichſten Liebkoſungen; und ich glaube nicht, daß man glückſeliger ſeyn kann, als ich an ſeiner Seite war. Unſer Beylager wurde ohne Gepränge, mit Einem Worte, ſehr ſtill, aber gewiß ſehr vergnügt vollzogen. Manches Fräulein wird dieſe beyden Stücke nicht zuſammen reimen können. Dem zu Gefallen muß ich eine kleine Beſchreibung von meinem Beylager machen. Ich

war

war etwan acht Tage in Schweden, und hatte mich völlig von der Reiſe wieder erholet, als mein Graf mich bat, den Tag zu unſerer Vermählung zu beſtimmen. Ich verſicherte ihn, daß ich die Ehre, ſeine Gemahlinn zu heißen, nie zu zeitig erlangen könnte; doch würde mir kein Tag angenehmer ſeyn, als der, den er ſelber dazu ernennen würde. Wir ſetzten, ohne uns weiter zu berathſchlagen, den folgenden Tag an. Er kam des Morgens zu mir in mein Zimmer, und fragte mich, ob ich noch entſchloſſen wäre, heute ſeine Gemahlinn zu werden. Ich antwortete ihm mit halb niedergeſchlagenen Augen, und mit einem freudigen und beredten Kuſſe. Ich hatte nur einen leichten, aber wohl ausgeſuchten Anzug an. Sie gefallen mir vortrefflich in dieſem Anzuge, fieng der Graf zu mir an. Er iſt nach ihrem Körper gemacht, und ſie machen ihn ſchön. Ich dächte, ſie legten heute keinen andern Staat an. Wenn ich ihnen gefalle, mein lieber Graf, verſetzte ich: ſo bin ich ſchön genug angeputzt. Ich war alſo in meinem Brautſtaat, ohne daß ichs ſelber gewußt hatte. Wir redten den ganzen Morgen auf das zärtlichſte mit einander. Ich trat endlich an das Clavecin und ſpielte eine halbe Stunde, und ſang, auf Verlangen meines Grafen und meines eignen Herzens, dazu. Auf dieſe Art kam der Mittag herbey. Der Vater meines Grafen (denn die Mutter war ſchon lange geſtorben, und die einzige Schweſter auch) kam nebſt meinem Vetter zu uns. Sie ſtatteten ihren Glückwunſch ab, und ſagten, daß der Prieſter ſchon

zuge=

zugegen wäre. Wir giengen darauf herunter in das Tafelzimmer. Die Trauung ward ſehr bald vollzogen, und wir ſetzten uns zur Tafel, nämlich wir viere und der Prieſter. Die Tafel war etwan mit ſechs oder acht Gerichten beſetzt. Dieſes waren die Anſtalten meiner Vermählung. Sie wird mancher Braut lächerlich und armſelig vorkommen. Gleichwohl war ich ſehr wohl damit zufrieden. Ich war ruhig, oder beſſer zu reden, ich konnte recht zärtlich unruhig ſeyn, weil mich nichts von dem rauſchenden Lärmen ſtörte, der bey den gewöhnlichen Hochzeitfeſten zur Quaal der Vermählten zu ſeyn pflegt. Nach der Tafel fuhren wir ſpatzieren, und zwar zu dem Herrn R = =, der meinen Gemahl auf ſeinen Reiſen begleitet hatte, und itzt auf einem kleinen Landgute etliche Meilen von uns wohnte. Mein Gemahl liebte dieſen Mann ungemein. Hier bringe ich ihnen, fieng er zu ihm an, meine liebe Gemahlinn. Ich habe mich heute mit ihr trauen laſſen. Iſt es nicht wahr, ich habe vortrefflich gewählt? Sie ſollen ein Zeuge von meinem und ihrem Vergnügen ſeyn; kommen ſie, und begleiten ſie uns wieder zurück. Wir fuhren alſo in ſeiner Geſellſchaft wieder auf unſer Landgut zurück, ohne uns aufzuhalten. Kurz, der Abend verſtrich eben ſo vergnügt, als der Mittag.

Itzt wundre ich mich, daß ich meinen Gemahl noch nicht beſchrieben habe. Er ſah bräunlich im Geſichte aus, und hatte ein Paar ſo feurige und blitzende Augen, daß ſie einem eine kleine Furcht ein-

jagten,

jagten, wenn man ſie allein betrachtete. Doch ſeine übrige Geſichtsbildung wußte dieſes Feuer ſo geſchickt zu dämpfen, daß nichts als Großmuth und eine lebhafte Zärtlichkeit aus ſeinen Mienen hervorleuchtete. Er war vortrefflich gewachſen. Ich will ihn nicht weiter abſchildern. Man verderbt durch die genauen Beſchreibungen oft das Bild, das man ſeinen Leſern von einer ſchönen Perſon machen will. Genug, mein Graf war in meinen Augen der ſchönſte Mann.

Nicht lange nach unſerer Vermählung mußte mein Gemahl zu ſeinem Regimente. Sein Vater, der bey einem hohen Alter noch munter und der angenehmſte Mann war, wollte mir die Abweſenheit meines Gemahls erträglich machen, und reiſete mit mir auf ſeine übrigen Güter. Auf dem einen traf ich eine ſehr junge und ſchöne Frau an, die man für die Wittwe des Oberaufſehers der Güter ausgab. Die Frau hatte ſo viel reizendes an ſich, und ſo viel gefälliges und leutſeliges in ihrem Umgange, daß ich ihr auf den erſten Anblick gewogen, und in kurzer Zeit ihre Freundinn ward. Ich bat, ſie ſollte mich wieder zurück begleiten, und bey mir leben. Sie ſollte nicht meine Bediente, ſondern meine gute Freundinn ſeyn. Und wenn ſie nicht länger bey mir bleiben wollte: ſo wollte ich ihr eine anſehnliche Verſorgung ſchaffen. Sie nahm dieſen Antrag mit Thränen an, und ſchützte bald ihren kleinen Sohn, bald die Luſt zu einem ſtillen Leben vor, warum ſie mir nicht folgen könnte. Sie gieng mir indeſſen

nicht

nicht von der Seite, und bezeigte ſo viel Ehrerbie-
tung und Liebe gegen mich, daß ich ſie hundertmal
bat, mir zu ſagen, womit ich ihr dienen könnte.
Allein, ſie ſchlug alle Anerbietungen recht großmü-
thig aus, und verlangte nichts, als meine Gewo-
genheit. Der alte Graf wollte wieder fort, und
indem mich die junge Wittwe an den Wagen beglei-
tete: ſo ſah ich ein Kind in dem unterſten Gebäude
des Hofes am Fenſter ſtehen. Ich fragte, wem
dieſes Kind wäre? Die gute Frau kam vor Schre-
cken ganz außer ſich. Sie hatte mich beredt, daß
ihr Sohn unlängſt die Blattern gehabt hätte. Und
damit ich mich nicht fürchten ſollte: ſo hatte ſie mir
ihn bey meinem Daſeyn, ungeachtet meines Bittens,
nicht wollen ſehen laſſen. Allein ich ſahe, daß die-
ſem Knaben nichts fehlte, und ich ließ nicht nach,
bis man ihn vor mich brachte. Hilf Himmel! wie
entſetzte ich mich, als ich in ſeinem Geſichte das
Ebenbild meines Gemahls antraf. Ich konnte kein
Wort zu dem Kinde reden. Ich küßte es, um-
armte zugleich ſeine Mutter, und ſetzte mich den
Augenblick in den Wagen. Der alte Graf merkte
meine Beſtürzung, und entdeckte mir mit einer lieb-
reichen Aufrichtigkeit das ganze Geheimniß. Die
Frau, ſprach er, die ſie geſehen haben, iſt die ehe-
malige Geliebte ihres Gemahls. Und wenn ſie
dieſes Geſtändniß beleidiget: ſo zürnen ſie nicht ſo
wohl auf meinen Sohn, als auf mich. Ich bin
an der Sache Schuld. Ich habe ihn von Jugend
auf mit einer beſondern Art erzogen, die ihnen in

manchen Stücken ausſchweifend vorkommen dürfte. Mein Sohn mußte in mir nicht ſo wohl ſeinen Vater, als ſeinen Freund lieben und verehren. Er durfte mich nicht fürchten, als wenn er mir etwas verſchwieg. Daher geſtund er mir alles, und ich erhielt dadurch Gelegenheit, ihn von tauſend Thorheiten abzuziehen, ehe er ſie begieng, oder doch, ehe er ſich daran gewöhnete. Ich wußte, ehe ich meinen Sohn auf Reiſen ſchickte, daß er ein gewiſſes Frauenzimmer von bürgerlichem Stande liebte, welches meine Schweſter als eine Waiſe ſehr jung zu ſich genommen, und, weil das Kind viel Lebhaftigkeit beſaß, in der Geſellſchaft ihrer einzigen Tochter wohl hatte erziehen laſſen. Mein Sohn hatte mir aus dieſer Liebe nie ein Geheimniß gemacht. Er bat mich, da er ſeine Reiſen antrat, daß ich ihm erlauben möchte, dieſes Frauenzimmer, als ſeine gute Freundinn, mitzunehmen. Kurz, ich war entweder zu ſchwach, ihm dieſe Bitte abzuſchlagen, oder ich willigte mit Fleiß darein, um ihn von den gefährlichen Ausſchweifungen der Jugend durch ihre Geſellſchaft abzuhalten. Und dieſes iſt eben das Frauenzimmer, das ſie itzt geſehen, und nach der gemeinen Rede für eine Wittwe gehalten haben. Sie beſitzt ſehr gute Eigenſchaften, und ich habe ihr zehntauſend Thaler ausgeſetzt, damit ſie heirathen kann, wenn es ihr beliebt. Für ihren Sohn habe ich auch etwas gewiſſes zu ſeiner Erziehung beſtimmt. Und wenn ihnen dieſe Frau gefährlich ſcheint: ſo will ich ſie

binnen wenig Tagen nach Liefland auf meine Güter ſchicken, und ihr daſelbſt alle mögliche Verſorgung verſchaffen.

Man glaube ja nicht, daß ich die ehemalige Geliebte meines Gemahls zu haſſen anfieng. Nein, ich liebte ſie, und die Liebe beſänftigte die Eiferſucht. Ich bat, daß er ſie mit einer anſtändigen Heirath verſorgen, und ſie entfernen möchte. Bey unſerer Zurückkunft traf ich meinen Gemahl ſchon an. So ſehr ich von der Gewißheit ſeiner Liebe verſichert war: ſo konnte ich doch nicht ruhig werden, bis ich ihn durch allerhand kleine Kaltſinnigkeiten nöthigte, ein Geheimniß aus mir heraus zu locken, das mein Herz nicht umſonſt entdecket haben wollte. Er erſchrack, und beklagte ſich über die Unvorſichtigkeit ſeines Vaters, daß er mich an einen Ort geführt hätte, der unſrer Zärtlichkeit ſo nachtheilig ſeyn könnte. Er gab den Augenblick Befehl, daß man dieſes Frauenzimmer nebſt ihrem Sohne entfernen, und alles, was ſie verlangte, zu ihrem Unterhalte ausmachen ſollte. Dieſes geſchah auch binnen acht Tagen. Ich konnte keine deutlichere Probe von ſeiner Treue verlangen, und es war mir unmöglich, ihn wegen dieſer Sache auch nur einen Augenblick zu haſſen, ob ich mich gleich von aller Unruhe nicht frey ſprechen will.

Er geſtund mir, daß er dieſes Frauenzimmer gewiß zu ſeiner Gemahlinn erwählet haben würde, wenn er die Einwilligung vom Hofe hätte erhalten können. In der That verdiente ſie dieſes Glück ſo

 wohl,

wohl, als ich. Ich ſah beynahe keinen Vorzug, den ich vor ihr hatte, als daß ich adlich gebohren war. Und wie gering iſt dieſer Vorzug, wenn man ihn vernünftig betrachtet! Sie hatte ſich gar nicht aus Leichtſinn ergeben. Die Ehe war der Preis geweſen, für den ſie ihr Herz und ſich überlaſſen hatte. Der Vater des Grafen hatte die Liebe und die Wahl ſeines Sohnes gebilliget. Sie kannte das edelmüthige Herz ihres Geliebten. Sie war von der Aufrichtigkeit ſeiner Zärtlichkeit überzeugt. Ein Frauenzimmer, das ſich unter ſolchen Umſtänden in eine vertrauliche Liebe einläßt, verdienet eher Mitleiden, als Vorwürfe. Mein Gemahl erzählte mir einen Umſtand, der Carolinens Werth, ſo will ich ſeine Geliebte künftig nennen, ſehr verſchönert. So bald ſie geſehen, daß er die Einwilligung, ſich mit ihr zu vermählen, nicht würde erhalten können, ohne dabey ſein Glück in Gefahr zu ſetzen, und die Gnade des Hofes zu verlieren: ſo hatte ſie ſich des Rechts auf ſein Herz freywillig begeben. Er zeigte mir folgenden Brief von ihr, der mich wegen ſeines großmüthigen Innhalts ungemein gerühret hat.

Mein lieber Graf,

Ich höre, daß man Ihnen den Entſchluß, mich für Ihre Gemahlinn zu erklären, ſehr ſauer macht. Sie dauern mich, weil ich gewiß weis, daß Sie mich lieben, und daß Sie eben ſo viel Ueberwindung brauchen, mir Ihr Wort nicht zu halten, als

es mich Mühe koſtet, meine Anſprüche auf das edelſte und großmüthigſte Herz fahren zu laſſen. Doch wenn ich einmal meinen Graf verlieren ſoll: ſo will ich ihn mit Ruhm verlieren. Kurz, mein liebſter Graf, ich opfre Ihrem Glücke und Ihrem Stande meine Liebe und meine Zufriedenheit auf, und vergeſſe das ſchmeichelhafte Glück, Ihre Gemahlinn zu werden, auf ewig. Sie ſind frey, und können ſich zu einer Wahl entſchließen, welche Ihnen nur immer gefällt. Ich bin alles zufrieden, wenn ich nur ſehe, daß Sie glücklich wählen, und die Zufriedenheit an der Seite Ihrer Gemahlinn erhalten, die ich Ihnen durch meine Liebe habe verſchaffen wollen. Dieſes iſt, wie der Himmel weis, mein größter Wunſch. Und was gehört mehr zu der Aufrichtigkeit eines ſolchen Wunſches, als daß man Sie liebt? Ich mache Ihnen nicht den geringſten Vorwurf. Sie haben in meinen Augen Ihr Wort vollkommen gehalten; denn ich bin überzeugt, daß Sie es erfüllen würden, wenn es bey Ihnen ſtünde. Ich werde mich auch nie über mich ſelbſt beklagen. Ich bin die Ihrige unter der Bedingung geweſen, daß Sie mich einſt öffentlich dafür erklären würden. Ich habe Ihnen alſo bey aller meiner Zärtlichkeit doch nie meine Tugend aufgeopfert. Nein, das Andenken meiner Liebe wird mir allemal die größte Beruhigung geben; ſo traurig auch mein künftiges Schickſal der Welt vorkommen wird. Vermählen Sie ſich, mein lieber Graf, und denken Sie künftig nur an mich, als an Ihre Freundinn.

Dieſe

Dieſe Belohnung verdiene ich. Leben Sie wohl, und laſſen Sie mir auf einem Ihrer Güter einen Platz anweiſen, wo ich nebſt meinem Sohne in der Stille leben kann. Verlieren Sie weiter kein Wort. Ich bleibe bey meinem Entſchluſſe, Ihnen zu beweiſen, daß ich Ihr Glück meiner Wohlfahrt vorziehe. Leben Sie wohl, mein lieber Graf.

Carolinens großmüthigem Entſchluſſe hatte ichs alſo zu danken, daß mir der Graf zu Theil worden war. Sie hatte ſich nach dieſem Briefe nicht mehr, als noch einmal von ihm ſprechen laſſen, und ſich ſo gleich auf das Landgut begeben, wo ich ſie antraf. Er verſicherte mich, daß er ſie ſeit anderthalb Jahren nicht geſehen, und ich hätte ihr gern das Vergnügen gegönnt, den Grafen vor ihrer Abreiſe nach Liefland noch einmal zu ſprechen, wenn es der Wohlſtand hätte erlauben wollen.

Mein Graf verdoppelte ſeine Bemühungen, mir zu gefallen; und der Himmel weis, daß er der liebenswürdigſte Mann war, den man kaum zärtlicher und edler denken konnte. Er war vernünftig und geſittet geweſen, ehe er ein Soldat geworden war, und daher hatte er nicht das geringſte von dem Rohen und Wilden an ſich genommen, das dieſer Lebensart ſonſt eigen zu ſeyn pflegt. Er war die Gutheit und Menſchenliebe ſelbſt, und dennoch ward er im ganzen Hauſe ſo gefürchtet, daß der kleinſte Wink an ſeine Leute die Wirkung des nachdrücklichſten Befehls that. Er ſchien mir vollkommen zu gehorchen; es war ihm unmöglich, mir etwas abzu-

ſchla-

ſchlagen; er hielt alles für genehm, was ich verlangte. Allein mitten in dieſer zärtlichen Unterthänigkeit wußte er ſich bey mir in einer gewiſſen Ehrfurcht zu erhalten, daß ich bey aller meiner Herrſchaft nicht ſowohl meinen Willen, als vielmehr ſein Verlangen in Gedanken zu Rathe zog, und in der That nichts unternahm, als was er befohlen haben würde, wenn er hätte befehlen wollen. Er war der ordentlichſte Mann in ſeinen Geſchäfften, und band ſich doch ſelten an die Zeit. Er arbeitete, ſobald er ſich geſchickt zur Arbeit fühlete, und arbeitete ſo lange fort, als er ſich in dieſer Verfaſſung merkte. Allein er ließ auch von ſeinen Verrichtungen nach, ſo bald als er keine Luſt mehr dazu verſpürete. Daher war er ſtets munter, weil er ſich niemals zu ſehr ermüdete, und hatte ſtets Zeit zu den Vergnügungen übrig, weil er die Zeit niemals mit vergebnen Bemühungen zu arbeiten verſchwendete. Er hatte eine ſehr ſchöne Bibliothek auf ſeinen Reiſen geſammlet. Ich verſtund Franzöſiſch, und etwas Latein und Italiäniſch. Der Bücherſaal ward mir in kurzer Zeit an der Seite meines Gemahls der angenehmſte Ort. Er las mir aus vielen Büchern, die theils hiſtoriſch, theils witzig, theils moraliſch waren, die ſchönſten Stellen vor, und brachte mir ſeinen guten Geſchmack unvermerkt bey. Und ob ichs gleich nicht allemal ſagen konnte, warum eine Sache ſchön, oder nicht ſchön war: ſo war doch meine Empfindung ſo getreu, daß ſie mich ſelten betrog. Un-

ſere

ſere Ehe ſelbſt war nichts, als Liebe, und unſer Leben nichts, als Vergnügen. Wir hatten faſt niemanden zu unſerm Umgange, als uns. Mein Gemahl unterhielt mich, ich ihn, und unſer alter Vater uns alle beide. Dieſer Mann von ſiebenzig Jahren vertrat die Stelle von ſechs Perſonen. Seine Erfahrung in der Welt, ſeine brauchbare Gelehrſamkeit und ſein zufriednes und redliches Herz machten ihn ſtets munter und belebt in ſeinen Geſprächen. Ich kann ſagen, daß ich dieſen Greis in drey Jahren faſt keine Stunde unruhig geſehen habe; denn ſo viele Jahre waren in meiner Ehe verſtrichen, als er ſtarb. Gott, wie lehrreich war das Ende dieſes Mannes! Er bekam ſieben Tage vor ſeinem Tode Schwulſt in den Beinen. Dieſe trat immer weiter, und er ſahe mit jedem Tage ſein Ende näher kommen. Er fragte den Arzt, wie lange es noch mit ihm dauren würde. Wahrſcheinlicher Weiſe, antwortete dieſer, über drey Tage nicht. Recht gut, verſetzte der alte Graf. Gott ſey gedankt, daß meine Wallfahrt ſo glücklich abgelaufen iſt! Alſo habe ich nur noch drey Tage von dem Leben zuzubringen, von dem ich meinem Schöpfer Rechenſchaft geben ſoll? Ich werde ſie nicht beſſer anwenden können, als wenn ich durch meine Freudigkeit den Meinigen ein Beyſpiel gebe, wie leicht und glückſelig man ſtirbt, wenn man vernünftig und tugendhaft gelebt hat. Er ließ darauf alle ſeine Bediente zuſammen kommen. Er rühmte ihre Treue, und bat ſie, als ein Vater, daß ſie

die Tugend ſtets vor Augen haben ſollten. Ich, fieng er an, bin euer Herr und Aufſeher geweſen. Der Tod hebt dieſen Unterſchied auf, und ich gehe in eine Welt, wo ihr ſo viel, als ich, ſeyn werdet, und wo ihr für die Erfüllung eurer Pflichten eben ſo viel Glück erhalten werdet, als ich für die Erfüllung der meinigen. Lebt wohl, meine Kinder! Wer mich lieb hat, und mir vor meinem Tode noch ein Vergnügen machen will, der verſpreche mir mit der Hand, daß er meine Lehren und meine Bitten erfüllen will. Er befahl darauf, einem jedweden eine gewiſſe Summe Geldes auszutheilen. Er ließ dieſen und den folgenden Tag die meiſten von ſeinen Unterthanen zu ſich kommen, und redete mit ihnen eben ſo, wie mit ſeinen Bedienten. Wem er Geld zu ſeiner Nahrung vorgeſtrecket hatte, dem erließ ers; und alle durften ſich etwas von ihm ausbitten. Die Anzahl der Armen war ſehr klein; denn er hatte ſeine Wohlthaten und ſeine Vorſorge gegen die Unterthanen nicht bis an ſein Ende verſparet. Man kann ſich die Wehmuth dieſer Leute leicht vorſtell n. Ein jeder beweinte in ihm den Verluſt eines Vaters. Nach dieſer Verrichtung fragte der ſterbende Graf, ob noch jemand in ſeinem Hauſe wäre, der nicht Abſchied von ihm genommen hätte. Ich ſagte ihm, daß ich niemanden wüßte, außer die Soldaten, die mein Gemahl bey ſich hätte. Auch dieſe, ſagte er, ſind mir liebe Leute. Sie brauchen am meiſten den Tod kennen zu lernen, weil ſie ihn vor Andern unver-

mu-

muthet gewärtig ſeyn müſſen. Laßt ſie herein kommen. Hierauf traten vier Leute herein, denen die Wildheit und Unerſchrockenheit aus den Augen ſah. Der alte Graf redete ſie liebreich an, und er hatte kaum angefangen: ſo weinten dieſe dem Anſcheine nach ſo beherzte und barbariſche Männer, wie die Kinder. Er fragte ſie, wie lange ſie gedienet hätten. Sie hatten faſt alle zwanzig Jahre die Waffen getragen. O, fieng der Graf an, ihr verdient, daß ihr die Ruhe des Lebens ſchmeckt, weil ihr die Unruhe ſo lange ausgehalten habt. Mein Sohn mag euch den Abſchied ertheilen. Und ihr ſollt euch in meinem Dorfe niederlaſſen, und ſo lange ihr lebet, noch ſo viel bekommen, als eure ordentliche Löhnung austrägt. Einer von dieſen Leuten hat nachdem meinem Gemahle einen ſehr wichtigen Dienſt geleiſtet.

Die Nacht vor ſeinem letzten Ende brach nunmehr an. Er fragte den Doctor noch einmal um die Zeit ſeines Todes, und er hörte mit der größten Standhaftigkeit, daß er kaum vier und zwanzig Stunden noch auf der Welt ſeyn würde. Er forderte darauf zu eſſen. Er aß, und ließ ſich auch ein Glas Wein reichen. Gütiger Gott! fieng er an, es ſchmeckt mir bey meinem Ende noch ſo gut, als es mir vor funfzig Jahren geſchmeckt hat. Hätte ich nicht mäßig gelebt: ſo würden meine Gefäße zu dieſer Erquickung nicht mehr geſchickt ſeyn. Nun, fuhr er fort, will ich mich zu meinem Aufbruche aus der Welt noch durch einige Stunden Schlaf erholen.

holen. Er ſchlief drey Stunden. Alsdann rief er mich, und bat, ich ſollte ihm aus ſeinem Schreibetiſche ein gewiſſes Manuſcript holen. Dieſes war ein Verzeichniß ſeines Lebens ſeit vierzig Jahren. Und dieſes mußte ich ihm bis zu anbrechendem Tage vorleſen. Als wir fertig waren, ſo that er das brünſtigſte Gebet zu Gott, und dankte ihm für die Güte und Liebe, welche er ihn in der Welt hatte genießen laſſen, auf eine ganz entzückende Weiſe, und bat, daß er ihn in der künftigen Welt die Wahrheit und Tugend, der er hier unvollkommen nachgeſtrebt, möchte vollkommen erreichen laſſen. Er ließ ſeinen Sohn rufen, nahm uns beide in die Arme, und fieng an zu weinen. Dieſes, ſagte er, ſind ſeit vierzig und mehr Jahren die erſten Thränen, die ich vergieße. Sie ſind keine Zeichen meiner Wehmuth und Furchtſamkeit, ſondern meiner Liebe. Ihr habt mir mein Leben angenehm gemacht; allein das Glück, das ich nach meinem Tode hoffe, macht mir den Abſchied von euch ſehr erträglich. Liebt getreu, und genießt das Leben, das uns die Vorſehung zum Vergnügen und zur Ausübung der Tugend geſchenkt hat. Er gab mir noch allerhand Regeln, wie ich meine Kinder ziehen ſollte, wenn unſre Ehe fruchtbar ſeyn würde. Und in eben der Bemühung, auch ſeine Nachkommen durch eine weiſe Vorſorge noch glücklich zu machen, ſtarb er.

Wir lebten darauf noch einige Jahre in der größten Zufriedenheit auf unſerm Landgute. Endlich

lich erhielt mein Gemahl Befehl, am Hofe zu erſcheinen, und ich folgte ihm dahin.

Ich war kaum bey Hofe angekommen: ſo ward ich verehrt und bewundert. Es war, wie es ſchien, niemand ſchöner, niemand geſchickter und vollkommner, als ich. Ich konnte vor der Menge der Aufwartungen und vor dem ſüßen Klange der Schmeicheleyen kaum zu mir ſelber kommen. Zu meinem Unglücke bekam mein Gemahl Ordre zum Marſche, und ich mußte zurück bleiben. Es hieß, ich ſollte ihm bald nachfolgen; allein es vergiengen drey Monate, ehe ich ihn zu ſehen bekam. Ich hatte meine ganze Philoſophie nöthig, die ich bey meinem Vetter, meinem Gemahle und ſeinem Vater gelernet hatte, wenn ich nicht eitel und hochmüthig werden wollte. Die Ehre, die mir allenthalben erwieſen ward, war eine gefährliche Sache für eine junge und ſchöne Frau, die den Hof zum erſtenmale ſah.

Ein gewiſſer Prinz von S - -, der bey Hofe alles galt, der ſchon eine Gemahlinn, und unſtreitig nicht die erlaubteſten Abſichten gegen mich hatte, ſuchte ſich die Abweſenheit meines Gemahls zu Nutze zu machen. Er bediente mich bey aller Gelegenheit mit einer ungemeinen Ehrerbietung, und mit einem Vorzuge, der recht prächtig in die Augen fiel. Er wagte es zuweilen, mir von einer Neigung zu ſagen, die ich verabſcheute. Dennoch wußte ich der Ehrerbietung, die er ſtets mit untermengte, nicht genug zu widerſtehen. Ich war ſo treu, als man ſeyn kann; allein vielleicht nicht

ſtren-

ſtrenge genug in dem äußerlichen Bezeigen. Hierdurch machte ich den Prinzen nur beherzter. Er kam an einem Nachmittage unangemeldet zu mir. Er machte mir allerhand kleine Liebkoſungen; doch bey der erſten Freyheit, die er ſich heraus nahm, ſagte ich zu ihm: Erlauben ſie mir, daß ich es ihrer Gemahlinn darf melden laſſen, daß ſie bey mir ſind, damit ſie mir das Glück ihrer Gegenwart auch gönnt. Sie iſt ſchon in den Gedanken bey mir, fieng er an. Und mein Gemahl, antwortete ich, iſt auch bey mir, wenn er gleich im Felde iſt. Darauf machte er mir ein froſtig Compliment, und gieng fort. Wie rachgierig dieſer Herr war, wird die Folge ausweiſen.

Mein Gemahl kam wieder zurück, und nach ſeiner Ankunft ward ihm der Hof verboten. Dieſes war die erſte Rache eines beleidigten Prinzen. Wir giengen darauf auf unſer Landgut. Ich entdeckte meinem Gemahle ohne Bedenken die Urſache der erlittenen Ungnade, und bat ihn tauſendmal um Vergebung. Ich bin ſehr wohl, ſprach er, mit meinem Unglücke zufrieden. Fahren ſie nur fort, mich durch ihre Tugend zu beleidigen; ich will ihnen zeitlebens dafür danken. Ich habe es voraus geſehen, daß ihnen der Hof gefährlich ſeyn würde. Ich konnte mir einbilden, daß man ſie bewundern, und daß ihr Herz der Verſuchung der Lobſprüche und Ehrenbezeugungen nicht gleich den erſten Augenblick widerſtehen würde. Die erlittene Ungnade

iſt

iſt nichts, als ein Beweis, daß ich eine liebenswürdige und tugendhafte Frau habe.

Wir lebten auf unſerm Landgute ſo ruhig und zärtlich, als jemals. Und damit wir den Verluſt unſers klugen Vaters deſto weniger fühlten: ſo nahm mein Gemahl ſeinen ehemaligen Reiſegefährten, den Herrn R = =, zu ſich. Er war noch ein junger Mann, der aber in einer großen Geſellſchaft zu nichts taugte, als einen leeren Platz einzunehmen. Er war ſtumm und unbelebt, wenn er viel Leute ſah. Doch in dem Umgange von drey oder vier Perſonen, die er kannte, war er ganz unentbehrlich. Seine Beleſenheit war außerordentlich, und ſeine Beſcheidenheit eben ſo groß. Er war in der Tugend und Freundſchaft ſtrenge bis zum Eigenſinne. So traurig ſeine Miene ausſah, ſo gelaſſen und zufrieden war er doch. Er ſchlug kein Vergnügen aus; allein es ſchien, als ob er ſich nicht ſo wohl an den Ergötzlichkeiten ſelbſt, als vielmehr an dem Vergnügen beluſtigte, das die Ergötzlichkeiten Andern machten. Sein Verlangen war, alle Menſchen vernünftig, und alle Vernünftige glücklich zu ſehen. Daher konnte er die großen Geſellſchaften nicht leiden, weil er ſo viel Zwang, ſo viel unnatürliche Höflichkeiten und ſo viel Verhinderungen, frey und vernünftig zu handeln, darinnen antraf. Er blieb in allen ſeinen Handlungen uneigennützig, und gegen die Glücksgüter, und gegen alle Ehrenſtellen faſt gar zu gleichgültig. Die Schmeichler waren ſeine ärgſten Feinde. Und er

glaubte,

glaubte, daß dieſe Leute der Wahrheit und den guten Sitten mehr Schaden thäten, als alle Ketzer und Freygeiſter. Einem geringen Manne diente er mit größern Freuden, als einem vornehmen. Und wenn man ihm um die Urſache fragte, ſo ſagte er: ich fürchte, der Vornehme möchte mich bezahlen, und durch eine reiche Belohnung mich zu einem Laſtträger ſeiner Meynungen, und zu einem Beförderer ſeiner Affecten erkaufen wollen. Er hatte einen geſchickten Bedienten, der ihm aber des Tages nicht mehr, als etliche Stunden, aufwarten durfte. Als er ſeinen Herrn in unſrer Gegenwart einmal fragte, ob er nichts zu thun hätte, ſo ſagte er: Denkt ihr denn, daß ihr bloß meinetwegen, und meiner Kleider und Wäſche wegen, in der Welt ſeyd? Wollt ihr denn ſo unwiſſend ſterben, als ihr gebohren ſeyd? Wenn ihr nichts zu thun habt, ſo ſetzt euch hin, und überlegt, was ein Menſch iſt: ſo werden euch Beſchäfftigungen genug einfallen. Er gab ihm verſchiedene Bücher zu leſen. Und wenn er ihn ankleidete: ſo mußte er ihm allemal ſagen, wie er den Tag zugebracht hätte. Wer ſich ſchämt, ſagte er, einen Menſchen vernünftig und tugendhaft zu machen, weil er geringe iſt, der verdient nicht, ein Menſch zu ſeyn. Mein Gemahl liebte den Herrn R--, als ſeinen Bruder, und wir beſchloſſen niemals etwas Wichtiges, ohne ihn zu Rathe zu ziehen.

Um dieſe Zeit bekam mein Gemahl Befehl zum Marſche, weil Schweden mit der Krone Pohlen in

einen

einen Krieg verwickelt würde. Nunmehr gieng mein Elend an. Mein Gemahl hatte einen engen und gefährlichen Paß vertheidigen ſollen. Allein er hatte das Unglück gehabt, ihn und faſt alle ſeine Mannſchaft zu verlieren. Man glaubte, der Prinz von S==, der mit zu Felde war, hätte ihn mit Fleiß zu dieſer gefährlichen Unternehmung beſtimmt, um ihn zu ſtürzen. Genug, mein Gemahl ward zur Verantwortung gezogen. Man gab ihm Schuld, er hätte ſeine Pflicht nicht in Acht genommen, und es ward ihm durch das Kriegsrecht der Kopf abgeſprochen. Gott, in welch Entſetzen brachte mich folgender Brief von meinem Gemahle!

Lebt wohl, liebſte Gemahlinn, lebt ewig wohl! Es hat der Vorſicht gefallen, meinen Tod zu verhängen. Er kömmt mir nicht unvermuthet; doch würde mich die Art meines Todes erſchrecken, wenn ich meinen Ruhm mehr in der Ehre der Welt, als in einem guten Gewiſſen ſuchte. Gerechter Gott! Ich ſoll durch das Schwerdt ſterben, weil ich es nicht beherzt genug für das Vaterland geführet habe. Der Himmel weis, daß ich unſchuldig bin. Und fünf Wunden, die ich bey meiner Gegenwehr empfangen habe, mögen Zeugen ſeyn, ob ich meiner Pflicht nachgelebt. Der Prinz von S==, den ihr durch eure Tugend beleidiget habet, iſt ohne Zweifel die Urſache meines gewaltſamen Todes. Vergebt es ihm, daß er euch euren Gemahl entreißt. Es iſt weit weniger, als wenn er euch eure Tugend entriſſen hätte. Lebt wohl, meine Gemahlinn,

linn, und betet, daß ich bey dem Anblicke meines Todes ſo beherzt ſeyn mag, als ich itzt bin. Meine Wunden ſind gefährlich. Wollte Gott! daß ſie tödtlich wären, und mich der Schmach entriſſen, als ein Verbrecher vor den Augen der Welt zu ſterben. In fünf Tagen ſoll mein Urtheil vollſtreckt werden. Nehmet von dem redlichen R ⸗ ⸗ in meinem Namen Abſchied. Er wird euch in eurem Unglücke nicht verlaſſen. Ich habe den König in einem Bittſchreiben erſucht, daß er euch meine Güter laſſen ſoll; aber ich glaube nicht, daß es geſchehen wird. Seyd unbekümmert, meine Getreue! Flieht, wohin ihr wollt, nur daß ihr den Nachſtellungen des Prinzen entgeht. Lebt wohl. Ach wenn doch der fünfte Tag ſchon da wäre! O warum muß ich denn ein Schlachtopfer meiner Feinde werden! Doch es iſt eine Schickung. Ich will meinen Tod mit Standhaftigkeit erwarten. Lebt noch einmahl wohl, liebſte Gemahlinn. Ich fühle den Augenblick eine außerordentliche Schwachheit in meinem Körper. ⸗ ⸗ ⸗ Mein Feldprediger kömmt. Ich will ihn bitten, daß er euch dieſen Brief zuſtellen läßt. Faßt euch. Ich liebe euch ewig, und ich ſehe euch in der künftigen Welt gewiß wieder.

Meinen Schmerz über dieſe Nachricht kann ich nicht beſchreiben. Die Sprachen ſind nie ärmer, als wenn man die gewaltſamen Leidenſchaften der Liebe und des Schmerzens ausdrücken will. Ich habe alles geſagt, wenn ich geſtehe, daß ich etliche Tage ganz betäubt geweſen bin. Alle Troſtgründe

der Religion und der Vernunft waren bey meiner Empfindung ungültig, und ſie vermehrten nur meine Wehmuth, weil ich ſah, daß ſie ſolche nicht beſänftigen konnten. Der angeſetzte Todestag meines Gemahls brach an. Ich brachte ihn mit Thränen und Gebete zu, und fühlte den Streich mehr, als einmal, der meinem Gemahle das Leben nehmen ſollte. Niemand ſtund mir in meinem Elende redlicher bey, als der Herr R**. Er klagte und weinte mit mir, und erwarb ſich durch ſeine Traurigkeit den Vortheil, daß ich die Troſtgründe anhörte, mit denen er mich nunmehr anfieng aufzurichten.

Binnen acht Tagen kam der Reitknecht meines Gemahls, und brachte mir die Poſt, daß ſein Herr drey Tage vor dem Tage des Urtheils an ſeinen Wunden geſtorben wäre. Dieſe Nachricht vergnügte mich, ſo betrübt ſie war, doch unendlich. So iſt er denn, als ein Held, an ſeinen Wunden geſtorben? rief ich aus. So hat er die traurigen Zubereitungen zu einem gewaltſamen Tode, welche ärger, als der Tod ſelber, ſind, nicht mit anſehen dürfen? Nunmehr bin ich ruhig. Ich fragte, ob man ihn ohne Schimpf zur Erden beſtattet hätte. Er ſagte mir, daß dieſes gar nicht hätte geſchehen können, weil in der Nacht, da er geſtorben wäre, die Feinde das Dorf angefallen, und das Bataillon, bey dem mein Gemahl gefangen geſeſſen, genöthiget hätten, ſich in der größten Eil und mit Verluſt zurückzuziehen. In eben dieſer Unordnung wäre er mit gewichen, und der Feldprediger von meines Gemahls

Regi-

Regimente hätte ihm Gelegenheit geſchafft, mit einem Detaſchement zurückzugehen, und mir die Nachricht und etliche Kleinodien von meinem Gemahle zu überbringen.

Der Feldprediger hatte ſelbſt an mich geſchrieben, und mir in meines Gemahls Namen gerathen, Schweden ſo bald zu verlaſſen, als es möglich wäre, damit ich nicht der Rache des Prinzen oder ſeiner Wolluſt weiter ausgeſetzt ſeyn möchte. Der Befehl wegen der Einziehung unſrer Güter war, wie ich erfuhr, ſchon vor meines Gemahls Tode unterzeichnet worden. Ich entſchloß mich alſo zur Flucht, und bat den Herrn R = = =, Schweden mit mir zu verlaſſen. Wir gaben in unſerm Hauſe eine Reiſe auf die andern Güter vor, und nahmen nichts, als die Chatoulle, in welcher etwan tauſend Ducaten waren, (denn mein Gemahl hatte ſein baares Vermögen der Krone vorgeſtreckt) nebſt dem Geſchmeide und den Kleinodien mit uns. Alles Silbergeſchirr ließen wir im Stiche, und kamen in Begleitung des vorhin gedachten Reitknechts, und des Bedienten des Herrn R = = = glücklich über die Grenzen. Wir erfuhren bald darauf, daß man die Güter eingezogen, und daß man mir etliche Meilen hatte nachſetzen laſſen. Wir waren nunmehr in Liefland; allein ich war deswegen noch nicht ſicher. Der Prinz wollte mich in ſeiner Gewalt haben. Mein Vetter, der mich nach Schweden gebracht hatte, war todt, und ich wußte nicht, welches Land ich zu meinem Aufenthalte ausſuchen ſollte. Mein getreuer Be-

gleiter ſollte mein Rathgeber werden. Er ſchlug mir Holland vor, weil er in Amſterdam Freunde hatte, und er verſicherte mich, daß es mir an dieſem Orte gefallen würde. Hier können ſie ſich, ſagte er, ein Paar Jahre aufhalten, bis ſich die Umſtände in Schweden ändern. Vielleicht glückt es ihnen, daß ſie durch Vorbitte mit der Zeit einen Theil von ihres Gemahls Vermögen zurück bekommen.

Die Furcht, in des rachgierigen Prinzen Hände zu fallen, machte mir alle Länder angenehmer, als mein Vaterland. Ich entſchloß mich alſo, mit ihm nach Amſterdam zu gehen, und ich wünſchte, daß mich die ehemalige Geliebte meines Gemahls dahin begleiten möchte. Wir waren etwan achtzehn Meilen von ihr entfernet, denn wir bildeten uns ein, daß ſie noch auf meines Gemahls Gütern wäre, die er in Liefland hatte. Herr R== reiſete alſo dahin ab, um ſich nach ihr zu erkundigen. Er war kaum weg, ſo brachte mir der Reitknecht die Nachricht, daß er Carolinen in der Kirche des Dorfes, in welchem ich mich ingeheim aufhielt, geſehen, aber nicht geſprochen hätte. Ich ſchickte ihn fort, und binnen wenig Stunden ſah ich ſie, zu meinem größten Vergnügen, bey mir. Sie hatte binnen den acht Jahren, da ich ſie nicht geſehen, etwas von ihren äußerlichen Reizungen, doch nichts von ihrer Annehmlichkeit im Umgange, verloren. Ich erzählte ihr mein Schickſal, und fragte ſie, ob ſie mit mir nach Amſterdam gehen wollte. Sie vergoß tauſend Thränen über mein Unglück, und über die Liebe, die

ich noch gegen ſie hatte. Sie verfahren, ſprach ſie, gar zu liebreich mit mir. Sie bezeigen mir die ſtärkſte Gewogenheit, und hätten doch vielleicht Urſache, mich zu haſſen. Ich halte es für mein größtes Unglück, daß ich ihnen nicht folgen kann; allein ich bin ſeit einem Jahre, denn ſo lange iſt es, daß ich mich von ihres Gemahls Gütern an dieſen Ort begeben habe, ſehr krank geweſen, und ſie werden mir es leicht anſehen, daß es mir unmöglich iſt, eine ſo weite Reiſe mit ihnen zu thun. Indeſſen ſchwöre ich ihnen zu, daß mich, wofern ich wieder geſund werde, nichts in der Welt abhalten ſoll, ihnen nachzufolgen. Und damit ich ſie von der Gewißheit meines Verſprechens deſto ſtärker überführe: ſo will ich ihnen meinen Sohn mitgeben, wenn er ihnen nicht zur Laſt wird. Er iſt bey mir. Ich habe mir für das Geld, das der Herr Vater ihres Gemahls zu meiner und meines Kindes Erhaltung ausgeſetzt hat, ein kleines Landguth hier in dieſem Dorfe gekauft, und ich biete es ihnen nicht allein zu ihrem Aufenthalte, ſondern mit dem größten Vergnügen zu ihrem Eigenthume an. Wollte Gott! ſie blieben unerkannt bey mir, wie ruhig wollten wir nicht leben! Das Verlangen, ihnen zu dienen, ſollte mich wieder geſund und munter machen.

Ich wagte es, mich auf ihren kleinen Ritterſitz zu begeben. Ich traf keinen Reichthum, keinen Ueberfluß da an; aber Ordnung und Bequemlichkeit, die von dem guten Geſchmacke der Beſitzerinn zeugten. Ich fand eine Menge ſchöner Bücher in

ihrer

ihrer beſten Stube. Und ſie war ſo beſcheiden, daß ſie ſagte, ſie gehörten ihrem Sohne, da ich doch leicht merken konnte, daß ſie ihr ſelber zugehörten. Es waren faſt alle die Franzöſiſchen und Schwediſchen Bücher, welche mein Gemahl hochzuhalten pflegte, und ich konnte leicht errathen, wem ſie dieſen guten Geſchmack zu danken hatte. Unter ihrem Spiegel hieng das Bildniß meines Gemahls. So bald ſie merkte, daß mirs in die Augen fiel: ſo überreichte ſie mirs zum Geſchenke, und geſtund mir, daß ſie es ſelber gemalet hätte; denn ſie konnte vortrefflich in Miniatür malen. Ich hielt es für eine Grauſamkeit, ſie um dieſes Andenken zu bringen. Darum bat ich ſie, das Bild noch einmal zu malen, und dieſes ſo lange zu behalten.

Ihr Sohn war noch nicht völlig dreyzehn Jahre alt. Er war ein ſehr artiger und lebhafter Knabe. Sie hatte ihn ſchon in ſeinen zarteſten Jahren einem geſchickten Manne zur Aufſicht anvertraut, und ihn itzt nur auf etliche Wochen zu ſich kommen laſſen, weil ſie wegen der anhaltenden Krankheit ihr Ende vermuthet. Sie geſtund mir zu gleicher Zeit, daß ſie von meinem verſtorbenen Gemahle auch eine Tochter gehabt hätte. Sie wäre mit ihr in Holland darnieder gekommen, und hätte ſie bey ihrem Bruder, einem Kaufmanne in Haag, theils auf ſein Bitten, theils aus andern Urſachen, zurück gelaſſen; dieſes Kind aber wäre in ſeinem ſechſten Jahre geſtorben, wie ihr Bruder geſchrieben hätte. Ich wollte wünſchen, fuhr ſie fort, daß ſie ihren Aufenthalt

in

in Holland bey meinem Bruder nehmen könnten. Doch, ſo viel ich weis, iſt er nicht mehr in den beſten Umſtänden. Ich habe lange keine Nachricht von ihm, und weis nicht, ob er ſich von ſeinem ſtarken Bankerotte wieder erholet hat, oder nicht.

Der Herr R = = kam unterdeſſen von ſeiner vergebenen Reiſe wieder. Es war Zeit, daß wir uns von einem Orte weg machten, wo wir länger nicht wohl verborgen bleiben konnten. Ehe wir noch fortgiengen: ſo ſtarb der Bediente des Herrn R = =, deſſen Verluſt uns nicht wenig daurete. Dieſer redliche Menſch gab ſeinem Herrn vor ſeinem Tode vier hundert Stück Ducaten. Dieſes Geld, ſagte er, habe ich in ihrem Dienſte und durch ihre Freygebigkeit geſammlet, und ich bin froh, daß ich es ihnen wieder geben kann. Ihrer Güte, ihrem Unterrichte und ihrem Exempel habe ichs zu danken, daß ich itzt gelaſſen und freudig ſterben kann. Wenn ſie nur wieder einen Menſchen hätten, auf den ſie ſich verlaſſen könnten. So gewiß iſts, daß man auch den niedrigſten Menſchen edelmüthig machen kann, wenn man ihn nicht bloß als ſeinen Bedienten und Sklaven, ſondern als ein Geſchöpf anſieht, das unſerer Aufſicht anvertraut, und zu einem allgemeinen Zwecke nebſt uns gebohren iſt.

Wir verließen nunmehr Carolinen, in Begleitung ihres Sohnes. Sie verſprach, ſo bald es möglich wäre, uns zu folgen, und ihr Landgütchen zu verkaufen. Wir kamen glücklich in Amſterdam an. Der Vetter des Herrn R = =, bey dem wir

uns

uns aufhalten wollten, war zwar geſtorben, doch lebte ſeine Tochter noch. Sie kannte den Herrn R⸗⸗, ſo bald ſie ihn ſah; denn er war, wie ich ſchon geſagt habe, mit meinem Gemahl ehedem durch Holland gereiſet. Sie nahm uns ſehr gütig auf, und ihr Ehemann war ebenfalls ein vernünftiger und dienſtfertiger Mann. Ich entdeckte mich ihnen, und bat, daß ſie meinen Stand nicht allein verſchwiegen halten, ſondern ihn auch vergeſſen, und mich nicht mehr als eine Gräfinn, ſondern als eine unglückliche Freundinn, betrachten möchten. Sie hatten von dem Schickſale meines Gemahls ſchon durch die Zeitungen gehöret. Und wenn ich auch keine Eigenſchaften gehabt hätte, mich bey dieſen Leuten in Gewogenheit und Anſehen zu ſetzen: ſo war doch mein Unglück ſchon die beſte Empfehlung. Ja ich erfuhr, daß ein großes Unglück in den Gemüthern vieler Menſchen faſt eben die Wirkung hervorbringt, welche ſonſt ein großes Glück zu verurſachen pflegt. Man ſchätzt uns hoch, weil wir viel erlitten oder viel verloren haben, und man macht unſern Unfall zu unſerm Verdienſte, ſo wie man oft unſer Glück, ob wir gleich dazu nichts beygetragen haben, als unſre Vollkommenheit anſieht. Mit Einem Worte, dieſe Leute erwieſen mir, ehe ich ſie noch kannte, mehr Hochachtung und Gefälligkeit, als ich fordern konnte. Sie gaben mir einen ganzen Theil von ihrem Hauſe zu meiner Wohnung ein; ich nahm aber nicht mehr, als ein Paar Zimmer. Und damit ich dieſen gutthätigen Leuten nicht zur Laſt werden möchte:

te: ſo entdeckte ich dem Herrn R⸗ ⸗ ⸗, daß ich willens wäre, meine Juwelen zu Gelde zu machen, und das Geld in die Handlung ſeiner Frau Muhme zu legen. Er ſagte, daß er es mit ſeinen vier hundert Dukaten, die ihm ſein Bedienter gegeben, ſchon alſo gemacht hätte. Mein dienſtwilliger Wirth verhandelte die Juwelen für zwölf tauſend Thaler, und ſagte, daß er mir keine Intereſſen, ſondern den ordentlichen Gewinnſt davon abgeben wollte, der bey der Rechnung in ſeinem Handel auf dieſes Capital fallen würde. Ich bat ihn, daß er mir keine Rechnung ablegen, ſondern mich und meine beiden Reiſegefährten, anſtatt der Intereſſen, erhalten ſollte. Ich lebte hier ſo ruhig, daß ich mir keinen andern Ort wünſchte. Herr R⸗ ⸗ hatte den Sohn von Carolinen bey ſich. Weil er kein Amt hatte: ſo gab er ſich ſelber eins, und zog dieſen jungen Menſchen mit ſo vieler Sorgfalt auf, als ein Mann thun kann, der in dem Bewußtſeyn edler Abſichten und nützlicher Thaten ſeine Belohnung ſucht. Und wie ſehr würden nicht die Großen viel niedrige und unberühmte Männer beneiden, wenn ſie die Belohnung kennten, welche ſolchen Leuten das Gedächtniß ihrer rühmlichen Abſichten und guten Thaten zu ſchenken pflegt! Er unterrichtete den jungen Menſchen in den Sprachen und Künſten, und brachte ihm die edelſten Meynungen von der Religion und Tugend bey. Was ſein Unterricht nicht that, das richtete ſein Exempel aus. Der Schüler ward ſeinem Lehrer ähnlich, und belohnte deſſen Mühe durch

einen

einen fähigen Verſtand und durch ein gutes Herz. Ich brachte meine Zeit meiſtens mit Studiren zu, wenn anders ein Frauenzimmer ohne Eitelkeit dieſes von ſich ſagen kann. Ich redte des Tages gemeiniglich eine Stunde mit unſerm jungen Schüler, und ſuchte ihm das Wohlanſtändige beyzubringen, das junge Mannsperſonen oft am erſten von einem Frauenzimmer lernen können. Ich ſuchte ſein flüchtiges und feuriges Weſen der Jugend durch meine Ernſthaftigkeit zu mäßigen. Ich that ſtets fremd gegen ihn, und ſtellte verſchiedne Perſonen vor, damit er meinen Umgang nicht zu gewohnt werden, und in meiner Geſellſchaft immer etwas neues finden ſollte. Mit der Tochter meiner Wirthinn, welche ein Mädchen von etwan acht Jahren war, vertrieb ich mir manche Stunde. Ich lehrte ſie franzöſiſch, zeichnen, ſticken, und auch ſingen. Kurz, ich führte eine ſehr ruhige Lebensart. Mein Wirth und ſeine Frau bequemten ſich nach meinem Geſchmacke, und lernten mir die Vergnügungen ab, mit welchen ſie mich unterhalten wollten. Sie brachten mich niemals in große Geſellſchaften. Sie ſtörten mich nicht in meiner Einſamkeit, als bis ich geſtört ſeyn wollte. Ich durfte weder befehlen, noch bitten, wenn ich ein Vergnügen haben wollte. Ich durfte nur wählen. Man hielt mich in unſerm Hauſe für eine Anverwandtinn der Wirthinn. Und wer ſonſt mit mir umgieng, wußte es auch nicht beſſer. Mein verſchwiegner Stand nöthigte mich alſo nicht, den glänzenden und ſehr beſchwerlichen Charakter einer Stan-

desperſon in Geſellſchaften zu behaupten, und dieſes zu meinem großen Vortheile. Hätte man gewußt, daß ich eine Gräfinn wäre: ſo würde man, anſtatt mich zu bewundern, nur mein Gutes für einen nothwendigen Antheil meines Standes angeſehen haben. Oder wenn es hochgekommen wäre: ſo würde man mich nur verehret haben, da man mich gegentheils itzt zugleich verehrte, und liebte, und meinen Umgang ſuchte.

Vier Jahr hatte ich nunmehr in Amſterdam zugebracht, und zu verſchiedenenmalen an Carolinen geſchrieben, und ſie an ihr Verſprechen, zu mir zu kommen, erinnert; allein ſie blieb aus.

Ihr Sohn ſollte ſich nunmehr eine Lebensart erwählen, welche er wollte. Er bezeigte Luſt zu dem Soldatenſtande, und der Herr R = = war ſo wenig dawider, daß er ſeine Wahl vielmehr billigte. Geſittete und geſchickte Leute, ſagte er, ſind nirgends nöthiger und nützlicher, als wo es viele Ungeſittete giebt. Werden ſie ein Soldat, und zeigen ſie, daß man unerſchrocken, tapfer, ſtrenge, und doch auch weiſe, vorſichtig und liebreich ſeyn kann. So lange ſie die Religion und ein gutes Gewiſſen haben werden: ſo lange werden ſie den Tod zwar nicht gleichgültig anſehen; aber doch ohne Entſetzen erwarten, und nie aus Zagheit vermeiden. Dieſes iſt die wahre Tapferkeit. Wir kauften ihm eine Fähndrichsſtelle; und er gieng zu ſeinem Regiment ab, welches nachmals an die Grenze von Holland zu ſtehen kam.

Nun

Nunmehr kömmt eine von den wunderſamſten Begebenheiten meines Lebens, welche mir von Leuten, die den Stand lieben, und die Menſchen nicht nach ihren Neigungen und Eigenſchaften, ſondern ſtets nach der Geburt und nach dem Range untereinander vergleichen, ſchwerlich wird vergeben werden. Ich war noch in meinen beſten Jahren, und die Annehmlichkeiten in meiner Bildung waren noch nicht verloren gegangen, oder höchſtens zum Theile nur ſo verloſchen, wie die kleinen Züge in einem Gemälde, die man nicht ſehr vermißt. Es fanden ſich verſchiedene Holländer von Anſehen und großem Vermögen, die mich zur Frau begehrten. Allein ihr Suchen war umſonſt. Wer einen ſo liebenswürdigen und vortrefflichen Gemahl, als ich, gehabt, konnte in der Liebe wohl etwas eigenſinnig ſeyn. Ob nun gleich keiner von meinen Freyern ſeine Abſicht erreichte: ſo weckten ſie doch die Erinnerung von der Süßigkeit der Liebe bey mir wieder auf. Du willſt, dachte ich, um dieſer Herren los zu werden, dich ſelbſt zu einer Wahl entſchließen. Dieſe Urſache zu einer Ehe iſt etwas weit hergeholet. Indeſſen war es gewiß, daß ich ſie bei mir ſelber vorwand, weil es mein Herz haben wollte. Der Herr R = = kam an einem Nachmittage zu mir auf meine Stube, und fragte mich, ob ich mich bald der Ehe zum Beſten entſchloſſen hätte. Rathen ſie mir denn, ſprach ich, daß ich wieder heirathen ſoll? Nicht ehe, verſetzte er, als bis ich ſehe, daß es ihnen ihr eigen Herz gerathen hat. Sie kennen meine Aufrichtigkeit, und ſie

wiſſen, daß ich nichts für ein Glück halte, was man nicht verlangt und freywillig wählt. Unter der großen Anzahl Männer, die ſich um ihr Herz bemühen, gefällt mir keiner beſſer, als der Herr von der H = =, nicht deswegen, weil er ſehr gelehrt iſt; ſondern weil er, außer ſeinen Wiſſenſchaften und ſeiner wichtigen Bedienung, ſehr viele Vortheile hat, die ihm Liebe erwerben, und ihn zur Liebe geſchickt machen. Ich habe gewiß Recht, daß er ein liebenswürdiger Mann iſt; allein dieſem Urtheile dürfen ſie darum nicht trauen. Ich betrachte den Mann zwar nach einerley Begriffen mit ihnen, aber nicht nach einerley Empfindungen. Ich liebe ihn, als einen Freund, und als ein Freund kann er ihnen angenehm und liebenswerth vorkommen, aber darum noch nicht als ein Ehemann. Unſer Herz iſt oft ſo beſchaffen, daß es die Liebe gegen eine angenehme Perſon zurück hält, ſo bald es auf das genauſte mit ihr verbunden werden ſoll. Vielleicht, fuhr er fort, gefällt ihnen einer von den andern Herren beſſer zur Liebe, ob ihnen dieſer gleich zu einem guten Freunde beſſer gefällt.

Ich verſicherte ihn, daß ich mich ſeines Raths bedienen würde, ſo bald ich meine eigne Neigung zu Rathe gezogen hätte. Warum, fuhr ich fort, heirathen ſie denn nicht? O, ſagte er, ich würde es gewiß gethan haben, wenn meine Umſtände und die Liebe mir zur Ehe gerathen hätten. Die Liebe und meine Philoſophie ſind einander gar nicht zuwider. Eine recht zufriedne Ehe bleibt, nach allen Ausſprüchen der Vernunft, die größte Glückſeligkeit des geſellſchaft=

ſellſchaftlichen Lebens. Zeigen ſie mir eine Perſon, die mir anſtändig iſt, und die ihnen die Verſicherung giebt, daß ſie mich zu beſitzen wünſcht: ſo werde ich ſie, ſo bald ich ſie kenne, mit der größten Zufriedenheit zu meiner Gattinn wählen. Wir haben alle eine Pflicht, uns das Leben ſo vergnügt und anmuthig zu machen, als es möglich iſt. Und wenn es wahrſcheinlich iſt, daß es durch die Liebe geſchehen kann: ſo ſind wir auch zur Liebe und Ehe verbunden. Allein, verſetzte ich, ſie haben ja, ſo lange ich ſie kenne, gegen unſer Geſchlecht ſehr gleichgültig zu ſeyn geſchienen; wie kömmt es denn, daß ſie der Liebe itzt das Wort reden? Ich bitte, ſprach er, vermengen ſie die Beſcheidenheit nicht mit der Gleichgültigkeit. Ich weis, daß man dem Andern mit ſeiner Liebe oft ſo beſchwerlich fallen kann, als mit ſeinem Haſſe. Und aus dieſem Grunde bin ich ſtets behutſam, aber darum nicht gleichgültig gegen das Frauenzimmer. Ich weis eine Perſon, hub ich an, die ſie liebt, und ich glaube nicht, daß ſie ihnen mißfallen wird. Allein deswegen weiß ich auch noch nicht, ob es eben diejenige iſt, mit der ſie das genaueſte Band der Liebe ſchließen wollen. Er ward beſtürzt, und fragte mich wohl zehnmal, wer ſie wäre. Ich hielt ihn lange auf, und endlich verſprach ich ihm, daß er ſie Nachmittage zu ſehen bekommen ſollte. Nachmittage ſchickte ich ihm mein Portrait, und ſchrieb ein Billet ungefähr dieſes Innhalts an ihn:

So hat die Perſon in ihrer Jugend ausgeſehn, die Sie liebt. Erſt hat ſie nur Freundſchaft und Erkenntlichkeit gegen Sie empfunden. Die Zeit und Ihr Werth hat dieſe Regungen in Liebe verwandelt. Der liebſte Freund meines Gemahls hat das erſte Recht auf mein Herz. Sie ſind ſo großmüthig und tugendhaft mit mir umgegangen, daß ich Sie lieben muß. Antworten Sie mir ſchriftlich. Entſchuldigen Sie ſich nicht mit Ihrem Stande. Sie haben die Verdienſte; was geht die Vernünftigen die Ungleichheit des Standes an? Um die Unvernünftigen dürfen wir uns nicht bekümmern, weil hier niemand von meinem Stande weis.

Er kam den Augenblick zu mir. Und eben der Mann, der ſowohl bey meines Gemahls Lebzeiten, als nach ſeinem Tode, nie ſo gethan hatte, als ob er mir eine Liebkoſung erweiſen wollte, wußte mir itzt ſeine Zärtlichkeit mit einer ſo anſtändigen und einnehmenden Art zu bezeigen, daß ich ihn würde zu lieben angefangen haben, wenn ich ihn noch nicht geliebt hätte. Nunmehr, ſagte er, haben ſie mir das Recht gegeben, ihnen mein Herz ſehen zu laſſen. Und nunmehr kann ich ihnen ohne Fehler das geſtehen, was mich die Ehrerbietung ſonſt hat verſchweigen heißen. Ich habe an das Glück, das ſie mir itzt anbieten, wie der Himmel weis, kaum gedacht. Und wenn ich auch daran gedacht hätte: ſo würde mich meine wenige Eigenliebe niemals dieſen Gedanken haben fortſetzen laſſen. Es fehlt zu meiner Zufriedenheit nichts, als daß Sie mich überzeugen, daß

ich

ich ihrer werth bin: ſo will ich mich für den glücklichſten Menſchen ſchätzen. Kurz, wir giengen zu unſerer Wirthinn, wir ſagten ihr unſern Entſchluß, und ſie war nebſt ihrem Manne über dieſe unvermuthete Nachricht ausnehmend erfreut. Unſere kleinen Capitale hatten ſich binnen ſechs Jahren in der Handlung faſt um noch einmal ſo viel vermehret, und wir hätten beide ſehr gemächlich davon leben können. Allein, unſer freundſchaftlicher Wirth wollte uns nicht aus ſeinem Hauſe laſſen. Er behielt unſer Geld, und erwies uns, wie zuvor, alle mögliche Gefälligkeiten. Alſo war der Herr R ⸗ ⸗ mein Gemahl, oder wenn ich nicht mehr ſtandesmäßig reden ſoll, mein lieber Mann. Ich liebte ihn, wie ich aufrichtig verſichern kann, ganz ausnehmend, und ſo zärtlich, als meinen erſten Gemahl. An Gemüthsgaben war er ihm gleich, wo er ihn nicht noch in gewiſſen Stücken übertraf. Aber an dem Aeußerlichen kam er ihm nicht bey. Er war wohl gewachſen; allein er hatte gar nicht das Einnehmende an ſich, das gleich auf das erſtemal rührt. Nein, man mußte ihn etlichemal geſehen, man mußte ihn geſprochen haben, wenn man ihm recht gewogen ſeyn wollte. Ich will deswegen nicht behaupten, daß er ſich für alle Frauenzimmer geſchickt haben würde. Genug, er gefiel mir, und ich fand jeden Tag in ſeinem Umgange eine neue Urſache, ihn zu lieben. Er war nahe an vierzig Jahre, und er hatte ſeit der Zeit, daß ich ihn bey meinem Gemahle kennen lernen, ſich gar nicht von Perſon geändert. Seine ordentliche und ſtille Lebensart erhielten ihn

ſo

ſo geſund, als ob er erſt zu leben anfieng. Wer war glücklicher, als wir! Unſer Glück fiel niemanden in die Augen, und deſto ruhiger konnten wir es genießen. Wir lebten, ohne zu befehlen, und ohne zu gehorchen. Wir durften niemanden von unſern Handlungen Rechenſchaft geben, als uns ſelbſt. Wir hatten mehr, als wir begehrten, und alſo genug, Andern wohl zu thun. Wir hatten eine Geſellſchaft, die ſich zu unſern Neigungen ſchickte. Wir lebten an dem volkreichſten Orte in der größten Stille. Dieſes war unſer Verlangen. Wir konnten uns beide mit dem edelſten Zeitvertreibe, mit Leſen und Denken, unterhalten. Wir ſtudirten, ohne daß uns deswegen jemand bewundern ſollte. Wir ſtudirten zu unſrer eigenen Ruhe. Und daß ich alles mit einmal ſage, wir wußten in unſrer Ehe von keinem andern Wechſel, als von Gefälligkeiten und Gegengefälligkeiten. Viele können es nicht vertragen, wenn ſie die Liebe verehelichter Perſonen ſo zärtlich abgeſchildert ſehen, als die Liebe zwiſchen unverehelichten, weil man ſieht, daß die meiſten Ehen die Liebe eher auslöſchen, als vermehren. Doch ſolche Leute wiſſen nicht, was Klugheit und Behutſamkeit in der Ehe für Wunder thun können. Sie erhalten die Liebe und befördern ihren Fortgang, wie das Herz durch ſeine Bewegung den Umlauf des Geblüts. Es iſt wahr, eine beſtändige und ſich ſtets gleiche Zärtlichkeit iſt in der Ehe nicht möglich. Doch wenn nur auf beiden Seiten eine gegründete Liebe vorhanden iſt: ſo kann ſie bis in

die ſpäteſten Jahre feurig und lebhaft bleiben. Unſere Empfindungen können wohl etwas abnehmen, allein dieſe Abnahme heißt wenig. Der Menſch hat allemal genug Vergnügen, ſo lange er ſo viel hat, als das Maaß ſeiner Empfindungen verlangt. Genug, wir ſind nach vielen Jahren noch ſo verliebt in einander geweſen, als wenn wir uns erſt zu lieben angefangen hätten. Man denke ja nicht, weil wir die Wiſſenſchaften liebten, daß wir an uns nur unſere Seelen geliebt hätten. Ich habe bey allen meinen Büchern über die metaphyſiſche Geiſterliebe nur lachen müſſen. Der Körper gehört ſo gut, als die Seele, zu unſerer Natur. Und wer uns beredet, daß er nichts als die Vollkommenheiten des Geiſtes an einer Perſon liebt, der redet entweder wider ſein Gewiſſen, oder er weis gar nicht, was er redet. Die ſinnliche Liebe, die bloß auf den Körper geht, iſt eine Beſchäfftigung kleiner und unfruchtbarer Seelen. Und die geiſtige Liebe, die ſich nur mit den Eigenſchaften der Seele gattet, iſt ein Hirngeſpinſte hochmüthiger Schulweiſen, die ſich ſchämen, daß ihnen der Himmel einen Körper gegeben hat, den ſie doch, wenn es von den Reden zu der That käme, um zehn Seelen nicht würden fahren laſſen.

Ich komme wieder zu meiner Geſchichte. Wir lebten, wie ich geſagt habe, ſo vergnügt, als man nur leben kann. Wir meldeten Carlſonen, ſo hieß Carolinens Sohn, der Fähndrich, unſere Heirath und baten ihn, daß er uns beſuchen ſollte, wenn es

möglich

möglich wäre; denn wir hatten ihn nun wohl in vier Jahren nicht geſehen. Er ſchrieb uns, daß er Lieutenant geworden wäre, daß es ihm ſehr wohl gienge, und daß er ſich vor wenig Wochen mit einem Frauenzimmer, die ihm zu gefallen das Kloſter heimlich verlaſſen, verheirathet hätte. Von ihrem Stande könnte er uns nichts ſagen, weil ſie in dem ſechſten Jahre in das Kloſter gekommen, und darinnen bloß unter dem Namen Mariane bekannt geweſen wäre. Sie möchte indeſſen von dem niedrigſten Herkommen ſeyn: ſo wäre ſie doch ſo liebenswürdig, daß er ſich nur einen hohen Stand wünſchen wollte, um ſeine Geliebte darein ſetzen zu können. Denn Carlſon wußte nichts weiter von ſeiner Geburt, als daß ſein Vater ein Aufſeher auf den Gütern meines erſten Gemahls geweſen, und ihm jung geſtorben wäre. Er bat uns unbeſchreiblich, daß wir nach dem Haag kommen ſollten, von welchem Orte er itzt nur etliche Meilen weit in dem Quartier ſtünde. Dieſe Nachricht erſchreckte uns faſt mehr, als ſie uns erfreute. Wir vermutheten bey dieſer Ehe zwar genug Liebe, aber nicht genug Ueberlegung. Indeſſen ſchickten wir ihm etliche hundert Ducaten, daß er ſeine Umſtände deſto bequemer einrichten könnte. Wir verſprachen auch, ihn ſo bald zu beſuchen, als es die Jahreszeit und meine Umſtände erlauben würden; denn ich war mit einer Tochter darnieder gekommen. Wir reiſeten den folgenden Frühling nach dem Haag ab. Wir fanden an unſerm Carlſon und ſeiner Frau ein

Paar Eheleute, die einander werth waren. Mariane war ein ganz außerordentlich ſchönes Frauenzimmer. Sie war blond, und hatte ein Paar große blaue und ſchmachtende Augen, die ſich zu ſchämen ſchienen, daß ſie die Verräther von einem ſehr zärtlichen Herzen ſeyn ſollten. Und wenn auch die übrigen Theile ihres Geſichts nicht ſo ausnehmend wohlgeſtalt und recht abgemeſſen geweſen wären: ſo hätte ſie doch bloß ihrer Augen wegen den Namen einer Schönheit verdient. Von ihrem Verſtande will ich nicht viel ſagen. Sie war in dem Kloſter erzogen. Ihr unſchuldiges und aufrichtiges Herz hätte auch den Mangel des Witzes tauſendmal erſetzt, wenn ſie gleich weniger Einſicht gehabt hätte, als ſie in der That hatte. Es hieng ihr noch etwas Schüchternes aus dem Kloſter an; allein ſelbſt dieſe Schüchternheit ſchickte ſich ſo wohl zu ihrer Unſchuld, daß man ſie ungerne würde vermißt haben. Ja, ich ſage noch mehr, man liebte ſogar an ihr die Schüchternheit; ſo wie oft ein Fehler unter gewiſſen Umſtänden zu einer Schönheit werden kann.

Ich ſuche die Worte vergebens, mit denen ich ihre Zärtlichkeit gegen ihren Mann beſchreiben will. Man ſtelle ſich einen ſehr einnehmenden, feurigen und blühenden Mann, (denn dieſes war Carlſon) und dann ein von Natur zärtliches Frauenzimmer vor, die von Jugend auf eine Nonne geweſen war, und bey der die ſüßen Empfindungen nur deſto mächtiger geworden waren, weil ſie an der ſtrengen Lebensart und an den Regeln einer hohen Keuſch-

heit

heit einen beſtändigen Widerſtand gefunden hatten: ſo wird man die inbrünſtige und ſchmachtende Liebe dieſer jungen Frau einigermaßen denken können. Ich war ſo wohl mit unſers Carlſons Wahl zufrieden, als mein Mann, und wir vergnügten uns an der Zufriedenheit dieſes Paars ſo ſehr, daß wir nicht wieder von ihm kommen konnten. Wir ließen Geld aus Amſterdam kommen, und blieben ein ganzes Jahr, und länger, bey dieſen zärtlichen Eheleuten. Nichts fehlte uns, als Carlſons redliche Mutter. Wir hatten Briefe von ihr, daß es ſich mit ihrer Geſundheit gebeſſert hätte, und daß ſie im Stande wäre, bald zu uns zu kommen. Wir ſchickten auch den Reitknecht, der mir ehemals die Poſt von meines Gemahls Tode gebracht hatte, fort, daß er ſie abholen und zu uns bringen ſollte. Er hatte ſie bereits unterweges angetroffen, und ſie war bey uns, ehe wir es vermutheten. Sie zeigte ſich recht vergnügt, und ſie ward durch die Freude über ihres Sohnes Glück und mein Vergnügen alle Tage belebter und munterer. Indeſſen verſicherte uns dieſe rechtſchaffene Frau, daß ihr Vergnügen gar zu groß ſey, als daß es lange Beſtand haben könnte. Mariane ward mit einer Tochter entbunden. Auch dieſes diente uns zu einer neuen Freude. Doch je mehr wir Urſache hatten, mit Marianen zufrieden zu ſeyn, deſto begieriger wurden wir, etwas gewiſſes von ihrer Herkunft zu erfahren. Gleichwohl war alle unſere angewandte Mühe vergebens, uns dieſes Geheimniß zu entdecken. Mariane

riane hatte ihrem Manne zu Liebe das Kloſter heimlich verlaſſen, und wir mußten bey unſerer Nachforſchung ſehr behutſam gehen, damit wir ſie nicht in Gefahr ſetzten, entdeckt zu werden. Im Kloſter fertigte man diejenigen, die wir insgeheim nachfragen ließen, mit der Antwort ab, daß ihnen Marianens Stand und Geburt unbekannt wäre, daß ſie in ihrem ſechſten Jahre von einem gemeinen Manne in das Kloſter gebracht worden, der ein gewiſſes Geld zu ihrer Erziehung da gelaſſen, und nichts geſagt hätte, als daß ſie die Tochter eines unglücklichen Holländers wäre, der ſie nicht in der Reformirten Religion erziehen laſſen wollte. Vielleicht könnte er der Aebtiſſinn mehr vertraut haben, dieſe aber wäre todt. Kurz, wir erfuhren nichts, und es konnte ſeyn, daß man in dem Kloſter ſelbſt nichts gewiſſes von Marianens Herkunft wußte. Denn wie viele Kinder werden nicht unter einem fremden Namen in die Klöſter gebracht, und durch unbekannte Hände erhalten!

Endlich mußten wir uns doch entſchließen, wieder nach Amſterdam zurück zu gehen. Unſere Umſtände forderten dieſe Trennung. Caroline begleitete uns nach dem Haag. Sie erkundigte ſich hier, ob ſie nicht jemanden antreffen könnte, der ihr von ihrem Bruder, Andreas, Nachricht geben könnte. Allein ſie erfuhr nichts weiter, als was wir ſchon wußten, nämlich, daß er nach ſeiner Frauen Tode unglücklich in ſeiner Handlung geworden, und weil er ſein Vermögen eingebüßet hätte, mit einem Schiffe

nach

nach Oſtindien gegangen wäre, ſein Glück von neuem zu verſuchen. Wir blieben noch etliche Tage in dem Haag, und nahmen unſere Reiſegelder in Empfang. Und eben da wir fort wollten, ließ uns der Kaufmann, der ſie uns ausgezahlt hatte, ſagen, daß in Amſterdam vor etlichen Tagen ein Oſtindienfahrer, und auf dieſem Schiffe zugleich Herr Andreas, der Kaufmann, nach dem wir ehedem gefragt hätten, zurück gekommen, und heute bey ihm geweſen wäre. Dieſe Zeitung war zu wichtig, als daß wir unſere Reiſe hätten fortſetzen ſollen, ohne den Herrn Andreas zu ſprechen. Aber wollte der Himmel, daß wir ihn in unſerm Leben nicht geſehen hätten! Er kam den andern Tag zu uns. Carolinens erſte Frage war, warum er ihr denn vor ſeiner Abreiſe nach Oſtindien nichts ausführliches von dem Tode ihrer Tochter geſchrieben hätte? Iſt denn Mariane todt? rief er. Was willſt du denn mit der Mariane? verſetzte ſeine Schweſter. Meine Tochter hieß ja, wie ich, Caroline. Wo iſt ſie denn? Iſt ſie nicht todt? Ach wenn doch dieſes Gott wollte! Ja doch, ſprach Andreas, ich weis es wohl, ſie hieß Caroline; aber aus Liebe zu meiner Frau, und weil ich ſie an Kindesſtatt angenommen hatte, nennte ich ſie nach meiner Frau, Mariane. Ich will dir alles erzählen; aber verſprich mir, daß du mir auch alles vergeben willſt. Meine liebe Frau ſtarb mir, wie ich dir vor zehen Jahren gemeldet habe. Mariane war ebenfalls tödtlich krank, und ich hielt ſie ſchon für verloren. Al-

lein es beſſerte ſich mit ihr. Indeſſen nöthigte mich mein Bankerott, mein Glück anderwärts zu verſuchen. Ich gieng nach Oſtindien. Du weißt, daß ich der Catholiſchen Religion zugethan bin. Ich liebte deine Tochter, oder vielmehr meine an Kindesſtatt angenommene Mariane, recht väterlich. Um ſie nun theils in meiner Religion erziehen zu laſſen, theils ſie wohl zu verſorgen: ſo nahm ich, was ich noch hatte, und that dieſes liebe Kind vor meiner Abreiſe, und ohne jemanden etwas zu ſagen, in ein Kloſter, an der Grenze der Oeſterreichiſchen Niederlande. Ich war eben im Begriffe, dahin zu reiſen, um zu ſehen, ob Mariane noch lebte, als ich hieher gerufen ward. Ich kann nicht länger warten, ich muß wiſſen, ob ſie noch lebt. Komm mit, ſprach er zu Carolinen. Wir wollen den Augenblick in das Kloſter fahren. In drei Tagen ſind wir wieder hier. Und ohne ein Wort weiter zu ſprechen, giengen ſie beide fort. Mein Mann und ich hatten kaum das Herz, uns anzuſehen, geſchweige zu reden. Ein heimlicher Schauer lief mir durch alle Glieder. Gott! was ſoll das werden! fieng endlich mein Mann an. Mariane, das Kloſter = = und nicht weit von der Grenze. Was ſind dieſes für entſetzliche Nachrichten! Ach der arme, der unglückliche Carlſon! Möchte doch dieſesmal unſere Muthmaßung falſch ſeyn! Wäre doch Andreas wieder da, oder wäre er vielmehr nimmermehr wieder nach Europa gekommen! Seine Gegenwart wird uns ganz gewiß das traurigſte Ge-

heimniß

heimniß offenbaren, das uns ewig hätte verborgen bleiben ſollen. Wird nicht Caroline, um ihre Tochter wieder zu finden, ſie als Frau aus den Armen ihres eignen Sohnes reißen müſſen? Mit dieſen grauſamen Vorſtellungen quälten wir uns, bis Andreas mit ſeiner Schweſter, der Caroline, wieder zurück kam. Ihr Anblick ließ uns zu unſerm Unglücke die Sache auf einmal errathen. Caroline zerfloß faſt in Thränen. Sie that untröſtlich, und ihr Bruder, als ein harter Mann, ließ zwar äußerlich keine Traurigkeit ſpüren; allein er ſaß ganz betrübt. Wir konnten aus beiden lange Zeit kein Wort bringen. Sie hatten, mit Einem Worte, in dem Kloſter erfahren, daß eine Nonne, mit Namen Mariane, welche um das und das Jahr, (Tag und Jahr traf beides ein,) in das Kloſter gebracht wäre, vor anderthalb Jahren daſſelbe heimlich verlaſſen, und, ſo viel man wüßte, ſich mit einem jungen von Adel verheirathet hätte. Was war zu thun? Wir mußten, anſtatt nach Amſterdam zu reiſen, wieder zurück nach Carlſons Quartiere. Wir ſahen alle viere nur mehr, als zu gewiß, daß dieſe Nonne niemand anders, als Carlſons Frau ſeyn würde. Doch man müßte das menſchliche Herz nicht kennen, wenn man glaubte, daß wir zu unſerm Troſte keine Ausflüchte gewußt hätten. Eine Nachricht, von der uns die Gewißheit erſchreckt, und das Gegentheil erfreut, mag noch ſo wahrſcheinlich ſeyn, als ſie will, ſo ſind wir doch ſinnreich genug, ſie zweifelhaft zu machen. Sollte ich,

sagte

ſagte Caroline, denn mein Kind, mein leiblich Kind nicht kennen? Sollte es denn keine Aehnlichkeit mit mir haben? Gleichwohl hatte ſie es verlaſſen, da es kaum einige Monate alt geweſen war. Ein junger von Adel, fieng mein Mann oft unterweges an, ein junger von Adel? Wenn hat ſich denn Carlſon dafür ausgegeben? Er iſt viel zu beſcheiden, als daß er ſich einen Stand andichten ſollte, in dem er nicht erzogen worden iſt. Nein, nein, ſprach ich, das wolle Gott nicht! Hätte er ſich auch für einen Edelmann ausgegeben, warum hätte er nicht geſagt, daß er ein Offizier wäre? Vielleicht iſt in eben dem Jahre noch ein Kind in das Kloſter gekommen, das ebenfalls den Namen Mariane gehabt hat. Andreas, der der Philoſophie wegen nicht nach Oſtindien gereiſet war, meynte, es läge ſchon in der Natur, daß ein Paar ſo nahe Blutsfreunde einander nicht als Mann und Frau lieben könnten. Ich glaube, daß wir uns alle Augenblicke auf dieſer Reiſe widerſprachen, ohne es zu merken. Voll Zittern und Hoffnung kamen wir alſo bey unſerm Carlſon wieder an. Wir hatten uns vorgenommen, recht behutſam zu gehen, und die Urſache unſerer Zurückkunft weder ihm, noch ihr merken zu laſſen. Wir wollten ſagen, daß wir aus Vergnügen über die Ankunft des Herrn Andreas wieder mit umgekehrt wären. Wenn auch, ſprachen wir alle, Mariane, die rechte Mariane ſeyn ſollte: ſo würden dieſe zärtlichen Eheleute doch beide in Verzweiflung gerathen, wenn wir ihnen dieſes traurige Geheimniß auf einmal entdeckten.

Nein,

Nein, fieng ich an, wir bringen Marianen auf dieſe Art um das Leben. Iſt ſie die wahre Caroline: ſo will ich ſie bitten, daß ſie mir zur Liebe auf einige Zeit mit nach Amſterdam reiſen ſoll. Ihr Mann wird ihr dieß Vergnügen nicht abſchlagen. Iſt ſie einmal in Amſterdam: ſo wird es Zeit ſeyn, ihr das Geheimniß nicht ſo wohl zu entdecken, als es ſie nach und nach ſelbſt entdecken zu laſſen. Weis es Mariane: ſo ſoll es Carlſon auch erfahren. Er muß ſie in ſeinem Leben nicht wieder zu ſehen bekommen. Dieſes wird der einzige Troſt ſeyn, mit dem wir ihm in ſeinem mitleidenswürdigen Irrthume beyſtehen können. Er kennt die Religion, und hört die Vernunft. Die Tochter aus dieſer unglücklichen Ehe will ich erziehen laſſen, damit Mariane den traurigen Beweis einer ſo zärtlichen und nunmehr unerlaubten Liebe nicht vor Augen hat. In dieſer Berathſchlagung langten wir bey Carlſon an. Er trat in die Thüre, indem wir ankamen, und lief uns mit Verwunderung entgegen. Wir heiterten unſere Geſichter ſo gut auf, als es möglich war, und ſagten ihm, daß Herr Andreas, Carolinens Bruder, den wir in dem Haag von ſeiner Wiederkunft aus Indien angetroffen hätten, die Urſache unſerer Zurückkunft wäre. Wer war froher, als er! Wir traten in die Stube zu ſeiner Mariane. Kaum hatte Andreas Marianen erblickt: ſo fiel er ihr um den Hals, und ſchrie mit einem entſetzlichen Tone: Ach, das Gott erbarme, ſie iſt es, ſie iſt es! Ich unglücklicher Mann, ich bin an allem Schuld!

Dieſes war die Erfüllung von dem Vorſatze, bey der Sache behutſam zu gehen. Caroline lief als verzweifelnd zur Thür hinaus. Mariane wollte ſich von dem Andreas losmachen; allein er ließ ſie nicht aus ſeinen Armen. Ich hatte nicht ſo viel Gewalt über mich, daß ich hingehen, und ihn von ihr losreißen konnte. Carlſon blieb auf einer Stelle ſtehen, und fragte hundertmal, was es wäre. Mein Mann wollte es ihm ſagen, und kehrte doch bei jedem Worte wieder ein. Mariane kam endlich auf mich zu. Ich ſollte ihr entdecken, was es wäre. Ich fieng an zu reden, ohne zu wiſſen was. Ich bat ſie um Vergebung. Ich verſicherte ſie meiner ewigen Freundſchaft. Ich umarmte ſie. Dieſes war es alles. Indeſſen kam ihr Mann, und wollte ſie aus meinem Armen nehmen. Nein, nein, ſchrie ich, Mariane iſt nicht ihre Frau, Mariane iſt ihre Schweſter. In dieſem Augenblicke ſank Mariane nieder, und ich erwachte darüber, wie aus einem unruhigen Schlafe. Ich und mein Mann waren am erſten wieder bey uns ſelbſt. Wir brachten Marianen auf ein Bette, und ſie erholte ſich aus einer Ohnmacht, um in die andere zu fallen. Wir brachten ſie den ganzen Tag nicht wieder zu ſich ſelbſt.

Mein Mann war indeſſen nach Carolinen gegangen, die wir, ſeit dem ſie aus der Stube gelaufen war, nicht wieder geſehen hatten. Er hatte ſie in dem Gartenhauſe auf den Knien angetroffen. Ich will gleich auf den andern Tag kommen. Das Ge-

waltſame

waltſame unſers Affects hatte ſich gelegt, und ſich ſtatt deſſen das Bange der Traurigkeit eingeſtellt. Thränen und Seufzer, welche die Beſtürzung geſtern zurück gehalten, hatten nun ihre Freyheit, und wir ſuchten unſern Troſt in Klagen und im Mitleiden. Carlſon kam vor das Bette ſeiner Mariane, und mit ihm Wehmuth, Furcht, Schaam, Reue und gekränkte Zärtlichkeit. Es war erbärmlich anzuſehen, wie ſich dieſe beiden Leute gegen einander bezeigten. Die Religion hieß ſie die Liebe der Ehe in Schweſter- und Bruderliebe verwandeln, und ihr Herz verlangte das Gegentheil. Sie hatten einander unbeſchreiblich geliebt. Sie waren noch in dem Frühlinge ihrer Ehe, und ſie ſollten dieſes Band itzt ohne Anſtand zerreißen. Sie hatten einander in ihrem Leben nicht geſehen, und alſo kam ihnen die Vertraulichkeit nicht zu Hülfe, die ſonſt die Liebe unter Blutsverwandten auszulöſchen pflegt. Ihre Natur ſelbſt that den Ausſpruch zu ihrem Beſten. Wie konnten ſie etwas in ſich fühlen, das ihre Liebe verdammte, da ſie den Zug der Blutsfreundſchaft nie gefühlt hatten. Ach, mein Bruder, rief Mariane einmal über das andere aus, verlaßt mich, verlaßt mich! Unglückſeliger Gemahl, fangt mich an zu haſſen. Ich bin eure Schweſter. Doch nein! Mein Herz ſagt mir nichts davon. Ich bin euer, ich bin euer. Uns verbindet die Ehe. Gott wird uns nicht trennen. Ihr Gemahl war nicht beſſer geſinnt. Er hörte die Stimme der Leidenſchaften, um den Befehl der Religion nicht zu hören. Er

hütete

hütete ſich genau, ſie nicht ſeine Schweſter zu nennen. Er hieß ſie ſeine Mariane. Er war beredt und unerſchöpft in Klagen, die bis in das Herz drangen, weil ſie das Herz hervorbrachte. Er fieng zuweilen mitten in ſeinen Klagen an zu philoſophiren, und wie man leicht glauben kann, ſehr eigennützig. Er erwies, daß ihre Ehe von Gott erlaubt wäre, wenn ſie auch die Welt verdammte. Und er that doch nichts, als daß er zehnmal nach einander ſagte, daß ſie öffentlich verbunden wären, und daß nichts, als der Tod, dieſes Bündniß trennen ſollte. Er wünſchte unzähligemal, in der Sprache des Affects, daß Andreas geſtorben ſeyn möchte, ehe er den Athem zur Entdeckung dieſes Geheimniſſes hätte ſchöpfen können. Dieſer ſaß da, als ob er ſein Todesurtheil anhören ſollte. Ich glaube, daß er gern mit etlichen Jahren von ſeinem Leben das zerſtörte Vergnügen dieſer Zärtlichkeit wieder erkauft hätte. Caroline trat endlich zu Marianen an das Bette, und hieß Carlſonen weggehen. Meine Tochter, fieng ſie an, ich habe dich wieder gefunden, um dich aus den Armen deines Bruders zu reißen. Wollte Gott, daß ich dieſer betrübten Pflicht zeitlebens hätte überhoben ſeyn können! Vielleicht iſt es die Strafe, daß ich = = = doch Gott hat es verhänget. Ihr ſeyd beide keines Verbrechens ſchuldig. Eure Unwiſſenheit rechtfertiget eure Liebe, und die Gewißheit verbeut ſie nunmehr. Ich bin eure Mutter, und liebe euch, als meine Kinder; aber ich verabſcheue euch, wenn ihr das Band der Ehe

dem

dem Bande des Bluts vorzieht. Die Anrede war ſehr fromm; allein ſie war zu heftig, und zu früh angebracht. Sie weckte die Verzweiflung in beiden von neuem auf. Mein Mann erwählte einen gelindern Weg, die zärtlichen Gemüther zu beſänftigen. Er bediente ſich eines Scheingrundes, der in der Stunde des Affects eben ſo viel Kraft zu haben pflegt, als die Wahrheit. Er ſagte, es wäre eine Gewiſſensſache, die wir nicht entſcheiden könnten. Wir wollten den Ausſpruch verſtändigen Gottesgelehrten überlaſſen. Er glaubte, daß die Ehe vielleicht noch ſtatt finden könnte. Dieſes war eine Arzney, welche die Wehmuth der beiden Leute verminderte, und zugleich ihrer Liebe Widerſtand that. Sie entſchloſſen ſich, ſich dem Ausſpruche der Geiſtlichen zu unterwerfen; aber gewiß nicht aus Ueberzeugung, ſondern aus Verlangen, deſto ruhiger ihre Liebe fortſetzen zu können. Wir machten uns indeſſen ihre Bereitwilligkeit zu Nutze, und ermunterten Marianen, uns, ſo bald es ihre Umſtände zuließen, nach Amſterdam zu folgen; vielleicht wäre es möglich, daß man von Rom Diſpenſation erlangen könnte. Ihr Mann ſollte ſich Urlaub auf ein halb Jahr ausbitten, und wenn er ihn erhielte, uns nachkommen. Alles dieſes ließen ſich die beiden Leute gefallen. Es ſtrichen einige Tage dahin, und Mariane war in den Umſtänden, die Reiſe mit anzutreten. Indem wir uns dazu anſchickten: ſo erhielt Carlſon Ordre, ſich unverzüglich, und bey Verluſt ſeiner Stelle, zu dem Regi-

mente zu verfügen, weil es marſchiren ſollte. Dieſe Nachricht that eine ungleiche Wirkung. Carlſon war darüber erfreut, und Mariane ward von neuem niedergeſchlagen. Kaum ſahe ſie ſeine Zufriedenheit über dieſe Poſt: ſo machte ſie ihm die grauſamſten Vorwürfe. Sie hieß ihn einen Ungetreuen, der ihrer los zu ſeyn wünſchte. Sollte man wohl glauben, daß eine Frau, die da wußte, daß ihr Mann ihr Bruder war, noch auf einen ſolchen Verdacht fallen könnte? Allein, was iſt in der Liebe und in dem Traume wohl unmöglich? Wir ſahen alſo leider nur mehr, als zu deutlich, wie heftig Mariane ihren Mann noch liebte, und wie ſie in ihrem Herzen nichts weniger beſchloſſen hatte, als ihn fahren zu laſſen. Carlſon verſicherte ſie mit den größten Betheurungen, daß er ſie noch unendlich liebte, und daß er über die Nachricht zum Marſche nur deswegen vergnügt wäre, weil er ihn als eine Gelegenheit anſähe, die der Himmel beſtimmt hätte, der Sache den Ausſchlag zu geben. Vielleicht, ſprach er, verliere ich mein Leben, wenn es zu einem Feldzuge kömmt. Und wer iſt dann glücklicher, als wir? Soll ich den Tod nicht geringer ſchätzen, als die Quaal, euch zu ſehen, und nicht zu lieben? Und wollt ihr nicht lieber mit Gewalt von mir getrennet ſeyn, als die Pein ausſtehen, mich freywillig zu verlaſſen, und doch dieſe Freyheit niemals von eurer Liebe zu erhalten? Seyd getroſt, liebe Mariane! Komme ich wieder zurück: ſo iſt es ein Zeichen, daß der Himmel unſere Ehe billiget.

get. Verliere ich mein Leben: ſo iſt es ein Beweis, daß ihr einen Mann verloren habt, der nur euer Bruder, und nicht euer Ehemann ſeyn ſollte. Welche glückſelige Dienſte leiſtet nicht der Irrthum in gewiſſen Umſtänden! und wie gut iſt es nicht oft, daß wir das Vergnügen haben, uns ſelbſt zu betrügen! Genug, Carlſons Irrthum war in Anſehung des Erfolgs vortrefflich. Er beruhigte ihn, und endlich auch Marianen. Sie ließen die Sache auf den Himmel ankommen; und ſie verſprachen ſich von dieſem Richter nichts, als was ſie wünſchten. Sie flehten Gott um Beyſtand an, nicht anders, als ob ihnen die Menſchen Unrecht thäten. Kurz, ſie waren voll Zuverſicht und Vertrauen, die alle Wahrheit nicht würde zuwege gebracht haben. Carlſon reiſete fort, als ob er in dem Treffen ſeine Mariane gewinnen ſollte, und Mariane that ſo geſetzt, als ob ſie ihn von ſich ließe, um ihn auf ewig wieder zu bekommen. So bald er fort war, ſo folgte ſie uns ganz getroſt nebſt ihrer Tochter und ihrer Mutter nach Amſterdam. Andreas, der ſich in Oſtindien wieder ein kleines Vermögen erworben hatte, blieb in dem Haag, um von neuem ſeinen Handel anzufangen, wozu ihm Caroline einen Theil von ihren Geldern gab, die ſie aus Deutſchland mitgebracht hatte. Wir trafen unſern gütigen Wirth in Amſterdam noch in ſeinen vorigen Umſtänden an. Wir gaben Marianen für Carlſons Frau aus, und Caroline war ſeine Mutter.

In wenig Monaten erhielten wir die Nachricht, daß Carlſon zwar nicht gegen den Feind, ſondern an einer hitzigen Feldkrankheit geblieben wäre. Caroline, ich und mein Mann bedauerten ihn ſehr; aber wenn wir an ſeine Ehe dachten: ſo war uns ſein Tod eine erwünſchte Nachricht. Denn wer konnte die gefährliche Sache beſſer ſchlichten, als der Tod? Die Ausſprüche der Geiſtlichen würden ganz gewiß wider dieſe Ehe geweſen ſeyn. Und Mariane und ihr Mann hätten entweder einander nicht verlaſſen, oder ohne einander das unglückſeligſte Leben geführet. Gleichwohl war uns für Marianen noch ſehr bange. Sie hatte ſich zwar dem Endurtheile des Himmels ergeben; aber, wie ich ſchon erinnert, in keiner andern Hoffnung, als daß es vortheilhaft für ſie ausfallen würde. Wir ſahen, daß Marianens Verzweiflung von neuem wieder aufwachen würde. Dennoch mußte ſie es erfahren. Wir ließen ſie auf unſer Zimmer rufen, und mein Mann nahm es über ſich, ihr ihres Mannes Tod zu entdecken. Nicht wahr, Mariane, fieng er an, ſie errathen ſchon, was ich ihnen hinterbringen will? Erſchrecken ſie nur, denn ſie müſſen doch erſchrecken. Hier iſt ein Brief aus dem Lager. Sagen ſie mir nichts mehr, verſetzte Mariane. Ich kann den Innhalt des Briefs ſchon wiſſen. Mein Gemahl iſt todt. Ich unglückſelige Frau! Doch bin ich zufrieden, daß mir ihn nicht die Welt, ſondern der Himmel entzogen hat. Nun ſehe ich, daß es Gott nicht hat haben wollen. Wie iſt er denn geſtorben? Iſt er im Treffen geblieben? ....

Wir

Wir erſtaunten über dieſe unvermuthete Gelaſſenheit, die einer Gleichgültigkeit nicht unähnlich ſah. Wir hatten uns auf die beſten Troſtgründe vergebens gefaßt gemacht. Gleichwohl wußten wir auch nicht, ob wir Marianen trauen durften. Indeſſen that ſie gelaſſen, und betrauerte ihren Mann mehr durch ſtille Thränen, als durch eine tobende Wehmuth und Ungeduld. In etlichen Tagen erhielten wir wieder einen Brief, und die Aufſchrift war Carlſons Hand. Soll ichs aufrichtig geſtehen, ſo erſchrack ich weit mehr, daß er noch lebte, als ich zuerſt über ſeinen Tod erſchrocken war. Gott, dachte ich, was wird dieſes wieder werden? Carlſon wird ſeiner Krankheit wegen das Lager verlaſſen, und wohl gar abgedankt haben. Die Liebe wird ihn wieder zu Marianen rufen. Mariane nur war vor Freuden ganz außer ſich. Der Brief war an ſie, und ſie brach ihn nicht etwa gleich auf. O nein, ſo viel Zeit ließ ihr ihre vergnügte Unruhe nicht. Sie gab ihn uns auch nicht zu erbrechen. Sie behielt ihn in den Händen, als einen unbekannten Schatz, den man nicht eröffnen will, bis man ſich zehnmal vorgeſtellet hat, wie viel darinnen ſeyn könnte. Da ſie ihn endlich erbrach: ſo war der Brief ſchon viele Wochen älter, als derjenige, der uns Carlſons Tod berichtet hatte. Kurz, es war ein Abſchiedsbrief an Marianen. Ich will die Abſchrift herſetzen.

Liebſte Mariane,

Dieſes ſind ſeit vier Wochen die erſten Stunden, da ich mich beſinnen und euch meine Krankheit melden kann. Wie glückſelig bin ich, daß ich krank geweſen, und dem Tode ſo nahe gekommen bin, ohne beides zu wiſſen! wie viel würde ich eurentwegen binnen der Zeit ausgeſtanden haben, wenn ich meiner mächtig geweſen wäre! Gott ſey für dieſe Art des Todes gedankt! Ich bin völlig ausgezehrt, völlig entkräftet. Und ich ſehe die Stunden, da ich mir wieder bewußt bin, für nichts als Augenblicke an, die mir Gott gönnt, mich noch einmal in der Welt, und in meiner eignen Seele umzuſehen, und an das Zukünftige zum letztenmale zu denken. So lebt denn wohl, Mariane, lebt ewig wohl! Beweint mich nicht als euern Mann, ſondern als euern Bruder. Trauriger Name! Verſchweigt unſerer Tochter unſer Schickſal, wenn ſie leben bleibt. Verbergt es, wenn es möglich iſt, vor euch ſelbſt. Mein Gewiſſen macht mir keinen Vorwurf, daß ich euch geliebt habe; allein es beunruhiget mich, daß ich euch, nach der traurigen Entdeckung, als meine Frau zu lieben nicht habe aufhören wollen. Gott, wie viel anders denken wir auf dem Todbette, als in unſerm Leben! Was ſieht nicht unſere Vernunft, wie viel ſieht ſie nicht, wenn unſere Leidenſchaften ſtille und entkräftet ſind! Ja, ja, ich ſterbe, ich ſterbe getroſt. Doch Gott! ich ſoll euch nicht wieder ſehen? Ich ſoll euch verlaſſen, liebſte Mariane?

Ich

Ich ſoll ſterben? Welche entſetzliche Empfindungen fangen itzt in mir an zu entſtehen! Ach ich kann nicht mehr ſchreiben! = = = So weit war ich vor einer halben Stunde gekommen. Ich bin wieder beruhiget. Die Liebe zum Leben hat ſich zum letztenmale geregt. Lebt wohl, meine Mariane! Grüßt meine Mutter, und meine beiden großmüthigen Freunde. Mein liebſter Freund, Dormund, den ihr ſo vielmal bey mir geſehen habt, iſt itzt bey mir. Er will mich nicht eher verlaſſen, als bis ich todt bin. Könnt ihr euch entſchließen, wieder zu lieben: ſo vergeßt nicht, daß euer ſterbender Mann euch niemanden gegönnet hat, als ihm. Er wird euch meine Uhr mit eurem Portrait überbringen. Die andern Sachen habe ich meinen armen Soldaten geſchenkt. Ich fühle meinen Tod. Lebt wohl!

So bald ſie geſehen hatte, daß es ein Abſchiedsbrief war, und daß ſie ſich in der bey dem Titel gefaßten Hoffnung betrogen: ſo gieng das Wehklagen erſt recht an. Ich will ihre Troſtloſigkeit und etliche ſchlimme Folgen, die für ſie und uns daraus entſtunden, nicht erzählen. Es ſind Umſtände, an denen wir Theil nahmen, weil wir gleichſam darein geflochten waren. Sie waren in Anſehung unſerer Empfindung wichtig. Allein, ich würde übel ſchlieſſen, wenn ich glauben wollte daß ſie deswegen dem Leſer merkwürdig vorkommen, und ihn rühren würden. Ich will daher vieles übergehen.

Wir lebten wieder ruhig. Es ſchien, als ob uns der Himmel mit Gewalt reich machen wollte.

Unſere Capitale brachten mehr ein, als wir verlangten, und weit mehr, als wir brauchten. Und ich dachte nicht einmal daran, meine bey der Krone ſtehenden Gelder zu fordern. Ich war vielmehr ruhig, wenn ich nicht an dieſes Land denken durfte. Ueber dieſes war es auch durch den Krieg ganz erſchöpft und entblößt. Genug, ich lebte unbekannt und zufrieden. Ich war die Frau eines angenehmen und klugen Mannes. Das Unglück, das uns zeither betroffen, hatte unſere Gemüther gleichſam aufgelöſet, die Ruhe nunmehr deſto ſtärker zu ſchmecken. Man dürfte faſt ſagen, wer lauter Glück hätte, der hätte gar keines. Es iſt wohl wahr, daß das Unglück an und für ſich nichts angenehmes iſt; allein es iſt es doch in der Folge und in den Zuſammenhange. Wenigſtens gleichet es den Arzeneyen, die unſerm Körper einen Schmerz verurſachen, damit er deſto geſünder wird.

Mitten in unſrer Zufriedenheit, die nunmehr über ein Jahr gedauert hatte, kam Herr Dormund, Carlſons guter Freund, und überbrachte Marianen die in dem Briefe erwähnte goldne Uhr mit ihrem Portrait. Mariane hatte ihn oft bey ihrem Manne, wir ihn aber noch gar nicht geſehen. Doch was brauchte er zu ſeiner Empfehlung mehr, als den Namen eines guten Freundes von unſerm Carlſon? Er war ein Holländer von Geburt, und von Perſon ſehr angenehm. Er gewann unſere Vertraulichkeit ſehr bald. Er war ein Stabsofficier, hatte nunmehr abgedankt, und wollte von ſeinen Renten für ſich

leben. Er war noch jung. Er hatte nicht ſtudirt; allein er hatte doch etlichen Büchern und dem Umgange einen gewiſſen Witz zu danken, der im Anfange sehr einnahm. Er konnte etliche Sprachen, und auch gut deütſch. Er ließ ſich in Amſterdam nieder, und wir konnten ſeine Abſicht leicht merken. Mariane war ſein Wunſch, und Mariane verdiente in der That, daß man ihrentwegen Feld und Hof verließ. Sie war noch vollkommen ſchön. Das Unglück hatte ihr von ihren äußerlichen Reizungen nichts entzogen, und zu der Schönheit ihres Gemüths noch vieles hinzugeſetzt. Sie war durch den Umgang nur noch liebenswürdiger geworden. Sie war erſt achtzehn oder neunzehn Jahr alt, und noch in ihrem völligen Frühlinge. Dormund wußte ſich bald bey ihr gefällig zu machen. Vielleicht liebte ſie in dem Freunde ihres verſtorbenen Mannes noch ihren Mann. Genug, er gewann ihr Herz. Sie kam einmal zu mir, und fieng mit einer vielbedeutenden Stimme an: Madame, es wäre doch wohl billig geweſen, daß wir Herr Dormunden die Uhr, die er mir von meinem Manne überbracht, zu einem Andenken gelaſſen hätten. Ich würde es gewiß gethan haben, wenn mein Portrait nicht darinne geweſen wäre; allein ſo ſchickt ſichs wohl nicht. Ich verſtund dieſe Sprache ſehr gut. Mariane, ſagte ich, was machen ſie ſich für ein Bedenken, dem ihr Portrait zu geben, dem ſie unſtreitig ihr Herz ſchon überlaſſen haben. Ich merke, ſie wollen Herr Dormunden gern eine Gefälligkeit erweiſen, die das An-

ſehen

ſehen einer Erkenntlichkeit haben ſollte, ob ſie gleich die Liebe zum Grunde hat. Ich will ihnen bald aus der Sache helfen. Geben ſie mir die Uhr. Es wird ſich ſchon eine Gelegenheit zeigen, die nicht ſtudirt läßt, bey der ich ſie ihm anbieten kann. Auf die Uebergabe der Uhr folgte bald die Uebergabe des Herzens. Mariane ward Dormunden zu Theil, und ſie ſchienen beide einander zum Vergnügen gebohren zu ſeyn. Und wenn ja Mariane ihren Mann zuweilen beunruhigte: ſo geſchahe es doch aus einem Grunde, den ein Ehemann ſchwerlich übel nehmen kann. Ihr Fehler war die Eiferſucht, der erbliche Fehler unſers Geſchlechts. Ich beſinne mich, daß Mariane einmal mit Thränen auf meine Stube kam. Sie konnte vor Wehmuth nicht reden, und ich befürchtete das größte Unglück von ihr zu hören. Allein, was kam endlich heraus? Sie ſeufzete über die Gleichgültigkeit ihres Ehemannes, und hätte lieber von ſeiner Untreue geſprochen. Ich fragte nach der Urſache. Da erfuhr ich folgende Kleinigkeiten. Ihr Mann hätte kurz vorher Briefe geſchrieben; Sie wäre zu ihm an den Tiſch getreten: Sie hätte ihn einigemal recht zärtlich geküſſet, er aber hätte ihr weder mit einem Gegenkuſſe, noch mit einem Blicke geantwortet, ſondern immer fortgeſchrieben, nicht anders, als wenn er ſie nicht ſehen wollte. Ach Gott! fuhr ſie fort, wer weis, an wen der Untreue ſchreibt? Konnten ſie denn nichts in dem Briefe leſen? fieng ich an. Nein, nichts, nichts, als daß der Anfang hieß: Mein Herr. Wer ſollte wohl

glau-

glauben, daß eine vernünftige Frau keine ſtärkere Urſache zur Eiferſucht nöthig hätte, als ſo eine? Doch, warum kann ich noch fragen? Wie oft thut nicht die Liebe einen Schritt über die Grenzen der Vernunft! Und wenn dieſer Schritt gethan iſt: ſo hilft es nichts, daß wir eine gute Vernunft haben. Ueberhaupt entſtehen wohl die meiſten Uneinigkeiten, die in der Ehe vorkommen, aus Kleinigkeiten. Sie heißen im Anfange nichts; allein ſie nehmen im Fortgange unſere Einbildung und andere Dinge zu Hülfe, und werden alsdann wichtige Urſachen zur Gleichgültigkeit, oder zur Eiferſucht.

Marianens Ehe hatte nunmehr etwa drey Vierteljahre gedauret, als ihr Mann gefährlich krank ward. Er ſtund zween Monate große Schmerzen aus, und man merkte ſehr deutlich, daß ihn eine Gemüthsunruhe eben ſo ſtark quälte, als die Krankheit. Er bat ſeine Frau oft mit Thränen, daß ſie ihn verlaſſen ſollte. Er konnte auch Carolinen nicht leiden, vielweniger Marianens Kind, das ſie mit Carlſonen erzeuget hatte. Ich und mein Mann ſollten ohne Aufhören bey ihm bleiben, und ihm Troſt zuſprechen. Er wollte getröſtet ſeyn, und wir wußten doch nicht, was ihn beunruhigte, viel weniger hatten wir das Herz, ihn zu fragen. Sein Ende ſchien immer näher herbey zu kommen, und die Aerzte ſelbſt kündigten es ihm an. Es war um Mitternacht, da er uns beide plötzlich zu ſich rufen ließ. Er rang halb mit dem Tode. Alles mußte aus der Stube. Darauf fieng er mit gebrochenen und er-

preßten

preßten Worten an, ſich und die Liebe auf das ab=ſcheulichſte zu verfluchen. Gott, wie war uns dabey zu Muthe! Er nannte ſich den größten Miſſethäter, den die Welt geſehen hätte. Ich bin, ſchrie er, Carlſons Mörder. Ich habe ihm mit eigener Hand Gift beygebracht, um Marianen zu bekommen. Ich Unſinniger! Welche Gerechtigkeit, welches Urtheil wartet auf mich! Ich bin verloren. Ich ſehe ihn, ich ſehe ihn! Bringt mich um, rief er wieder. Mein Mann redte ihm zu, er ſollte ſich beſinnen, er würde in einer ſtarken Phantaſie gelegen haben. Nein, nein, rief er, es iſt mehr als zu gewiß. Mein Gewiſſen hat mich lange genug gemartert. Ich bin der Mörder meines beſten Freundes! ich Barbar! ich Böſewicht! Carlſon beſſerte ſich nach dem Abſchiedsbriefe an Marianen wieder; und weil ich mir ſchon Hoffnung auf ſeinen Tod und auf Marianen gemacht hatte: ſo brachte ich ihm Gift bey. Mein Mann nahm alle ſeine Vernunft und Religion zu Hülfe, und ſuchte dieſem Unglückſeligen damit beyzuſtehen. Seine Verzweiflung wollte ſich nicht ſtillen laſſen. Er verlangte Marianen noch einmal zu ſehen, und ihr ſeine Bosheit ſelbſt zu entdecken. Wir baten ihn um Gottes willen, daß er Marianen dieſe That nicht offenbaren ſollte; er würde ſeinem Gewiſſen dadurch nichts helfen, und durch ſein Bekenntniß nur noch einen Mord begehen. Mariane kam, ehe ſie gerufen ward. Dormund redete ſie an; allein ſie hörte und ſah vor Wehmuth nicht. Er nahm ſie bey der Hand, und wollte das entſetzliche Be=

kennt=

kenntniß wiederholen. Ich hielt ihm den Mund zu. Wir fiengen an zu beten und zu ſingen. Doch er ſchrie nur deſto mehr. Mariane mußte es erfahren, was er gethan hatte. Er wiederholte ſeinen Mord umſtändlich. Er berief ſich auf den Regimentsfeldſcheerer und auf den Feldmedicum, die Carlſonen, weil er es befohlen, nach ſeinem Tode geöffnet, und das Gift gefunden, und geglaubt hatten, daß er ſich ſelbſt damit vergeben. Mariane gerieth in eine ordentliche Raſerey. Sie ſtieß die grauſamſten Namen wider ihn aus. Wir mußten ſie endlich mit Gewalt bey Seite bringen. Er ſchlief zween Tage und Nächte nach einander, ohne ſich zu ermuntern. Wir glaubten auch gewiß, daß er nicht wieder aufwachen würde; allein er erholte ſich. Wir kamen zu ihm. Wir mußten ihn, als einen Mörder, haſſen; doch die allgemeine Menſchenliebe verband uns auch zum Mitleiden. Er war ruhiger, als zuvor, und bat uns mit tauſend Thränen um Vergebung. Er verſicherte uns, wenn er leben bliebe, daß er uns nicht zum Entſetzen vor den Augen herumgehen, ſondern ſich den entlegenſten Ort zu ſeinem Aufenthalte, und zur Reue über ſeine Schandthat, ausſuchen wollte. Er bat, daß wir ihn Marianen nicht möchten wieder ſehen laſſen. Dieſe war auch ſchon in unſrer Wohnung; denn Dormund hatte ein Haus allein bezogen. Wir hatten nun genug an Marianen zu tröſten, und konnten Dormunden in zween Tagen nicht beſuchen. Doch hörten wir, daß es ſich beſſerte. Mein Mann gieng den dritten Tag zu ihm. Allein

Dor=

Dormund war fort, und hatte folgenden Brief an ihn zurück gelaſſen:

Ich gehe, ſo weit als mich die Rache des Himmels kommen läßt. Mariane ſoll mich nicht wieder ſehen. O Gott, wozu kann einen nicht die Liebe verleiten! Der Schatten meines ermordeten Freundes wird mich auf allen Schritten verfolgen. Doch ich will lieber alles ausſtehen, als dieſen Mord durch einen Selbſtmord häufen. Verfluchen Sie mein Gedächtniß in Ihrem Herzen. Ich bin es werth; doch entdecken Sie meine Schande der Welt nicht. Ich bin beſtraft genug, daß ich Marianen und ihre großmüthigen Freunde verlaſſen muß. Ich will wieder in den Krieg gehen. Vielleicht verliere ich bald ein Leben, das mir eine Marter iſt. Mein zurückgelaſſenes Vermögen ſoll Marianen. Wollte Ihnen doch Gott die Freundſchaft vergelten, die Sie mir in meiner Krankheit erwieſen haben! Doch Sie haben ſie ja einem Unmenſchen erwieſen. Ich bin nicht werth, daß Sie mich bedauren. Ach die unglückſelige Mariane!

Dormund war fort, ohne daß wir wußten, wohin. Unſere Mariane war in eine ordentliche Schwermuth gerathen. Sie weinte Tag und Nacht, und wir mußten ihr auf einmal zwo Adern ſchlagen laſſen. Sie ſchlief in meiner Stube, und verſicherte mich, daß ihr viel beſſer zu Muthe wäre, und daß ſie dieſe Nacht wohl zu ſchlafen hoffte. Der Morgen wies dieſe Prophezeihung aus. Ich warf kaum die Augen auf ihr Bette: ſo ſah ich ganze

Ströme

Ströme Blut davon herunter laufen. Was konnte ich anders vermuthen, als daß ihr die Adern im Schlafe aufgegangen ſeyn würden? Mariane lag in einem fühlloſen Schlummer, oder vielmehr in einer Ohnmacht. Ich ſchrie nach Hülfe, und wir banden ihr die Adern zu. Das Entſetzlichſte war, daß die Binden nicht abgefallen, ſondern mit Fleiß aufgemacht zu ſeyn ſchienen. Mariane kam gegen Abend etwas wieder zu ſich. Sie geſtund, daß ſie die Binden, aus Luſt zum Tode, ſelbſt aufgemacht hätte, und wünſchte nichts mehr, als daß ihr Ende bald da ſeyn möchte. Sie küßte mich und ſank, ohne ein Wort weiter zu reden, in einen Schlummer, und in etlichen Stunden darauf war ſie todt.

Mir ging es, wie denen Leuten, die in einer Gefahr heftig verwundet werden, und es doch nicht eher fühlen, bis ſie aus der Gefahr ſind. So bald Mariane todt war: ſo gieng erſt meine Marter an. Ich hätte mir lieber die Schuld von ihrem Tode beygemeſſen, weil ich dieſelbe Nacht nicht genauer auf ſie Achtung gegeben hatte. Allein welche menſchliche Klugheit kann alles voraus ſehen? Ich hatte Marianen in der That zur Heirath mit Dormünden gerathen. Ich ſah, daß dieſer Mann Schuld an ihrem Selbſtmorde war. Ich dachte an Marianens Schickſal in der andern Welt und ich würde noch tauſendmal mehr ausgeſtanden haben, wenn mir die Liebe zu Marianen verſtattet hätte, ſie für unglücklich zu halten. Ihre Mutter war noch weit gelaßner, als ich. Ich weis nicht, wem ſie ihren

Bey=

Beyſtand zu danken hatte; vermuthlich der Religion. Sie ſah alles für ein Verhängniß an, deſſen Urſachen ſie nicht ergründen konnte. Sie tröſtete ſich mit der Weisheit und Güte des Schöpfers, und verherrlichte ihr Unglück durch Standhaftigkeit. Es iſt gewiß, daß der Beyſtand der Religion in Unglücksfällen eine unglaubliche Kraft hat. Man nehme nur den Unglücklichen die Hoffnung einer beſſern Welt: ſo ſehe ich nicht, womit ſie ſich aufrichten ſollen.

Unſer Unglück ſchien nunmehr beſänftiget zu ſeyn. Wir ſchmeckten die Ruhe eines ſtillen Lebens nach und nach wieder. Wir kehreten zu unſern Büchern zurück, und die Liebe verſüßte uns das Leben, und benahm den traurigen Erinnerungen des Vergangenen ihre Stärke. Mein Mann ſchrieb um dieſe Zeit ein Buch: Der ſtandhafte Weiſe im Unglück. Etwan ein Vierteljahr nach Marianens Tode ſtarb unſer Wirth, und ſeine Frau hatte auch bereits die Welt verlaſſen. Dieſer Todesfall machte eine große Veränderung in unſern Umſtänden. Wir mußten unſre Capitale übernehmen, die durch Dormunds Verlaſſenſchaft ſehr hoch angewachſen waren. In der That war dieſes eine ſehr große Laſt für uns. Weder ich, noch mein Mann, noch Caroline wußten recht mit dem Gelde umzugehen. Und ich glaube, wir hätten eher die Hälfte weggeſchenkt, als daß wir es in unſerer Verwahrung hätten behalten ſollen. Andreas, Carolinens Bruder, hatte wieder eine Handlung in dem Haag angefangen. Wir ſchenkten ihm einige tauſend Thaler, und von dem übrigen Gelde

boten

boten wir ihm die Hälfte in ſeine Handlung an; mit der andern Hälfte dienten wir guten Freunden. Wenn die Vorſichtigkeit bey dem Gelde eine Tugend ohne Ausnahme iſt: ſo muß ich ſagen, daß wir oft nachläßig damit umgiengen. Es war uns oft genug, es hinzugeben, wenn wir wußten, daß derjenige, der uns darum bat, ein rechtſchaffner Mann war, der das Geld nöthiger brauchte, als wir. Ein Wort galt bey meinem Manne ſo viel, als ein Wechſel. Wir haben in der That auf dieſe Art viel Geld eingebüßt; aber wir ſind niemals darum betrogen worden. Unſre Schuldner hatten ein gutes Herz; aber wenig Glück. Sie wollten gern wieder bezahlen, je mehr ſie unſere Dienſtfertigkeit ſahen. Und ſie machten uns durch ihre Aufrichtigkeit freygebig, wenn wir es auch von Natur nicht geweſen wären. Man glaubt es kaum, was es für ein Vergnügen iſt, wenn man wackern Leuten dienen kann. Und es gehört, wie mich deucht, weit mehr Ueberwindung dazu, das Vermögen zu dienen zurück zu halten als es zu befriedigen.

Endlich verließen wir aus verſchiedenen Urſachen Amſterdam, und wandten uns mit unſerer Tochter, nebſt Carolinen und Carlſons Tochter, nach dem Haag zu dem Herrn Andreas. Unſer verſtorbener Wirth hatte uns bey ſeinem Tode ſeine Tochter, als die unſrige, anbefohlen. Dieſe nahmen wir alſo mit uns. Ihr Vermögen blieb in Amſterdam in guten Händen. Dieſes Frauenzimmer, welches nunmehr etwan funfzehn Jahr alt war, ſah eben nicht

ſchön aus: ſie hatte aber ſehr gute natürliche Gaben. Sie gefiel, ohne daß ſie ſich einbildete, gefallen zu haben. Die Artigkeit vertrat bey ihr die Stelle der Schönheit. Und wenn man die Wahl hat, ob man ein ſchönes Frauenzimmer, das nicht artig iſt, oder ein artiges, das nicht ſchön iſt, lieben ſoll: ſo wird man ſich leicht für das letzte entſchließen. Ich kann ohne Pralerey ſagen, daß ich dieſes Kind, welches Florentine hieß, meiſtens erzogen hatte. Und wenn ich geſtehe, daß ſie außerordentlich viel Geſchicklichkeit beſaß; ſo will ich nicht ſagen, daß ich ſie ihr beygebracht, ſondern ihr nur zur Gelegenheit gedienet habe, ſich ſolche zu erwerben. Sie hatte Carolinen und dem Umgange mit meinem Manne ſehr vieles zu danken. Sie war mehr unter Mannsperſonen, als unter ihrem Geſchlechte aufgewachſen. Dieſes halte ich allemal für ein Glück bey einem Frauenzimmer. Denn wenn es wahr iſt, daß die Mannsperſonen in dem Umgange mit uns artig und manierlich werden; ſo iſt es ebenfalls wahr, daß wir in ihrer Geſellſchaft klug und geſetzt werden. Ich meyne aber gar nicht ſolche Mannsperſonen, die insgemein für galant ausgeſchrieen werden, und die ſich bemühen, ein junges Mädchen durch niederträchtige Schmeicheleyen zu vergöttern; die ihm durch jeden Blick, durch jede Bewegung des Mundes und der Hand, von nichts, als einer abgeſchmackten Liebe, ſagen. Solche Leute müſſen freylich nicht die Sittenlehrer der Frauenzimmer werden, wenn man haben will, daß eine

junge

junge Schöne keine Närrinn werden ſoll. Mir wäre es am wenigſten zu vergeben geweſen, wenn ich Florentinen nicht ſo wohl erzogen hätte, als es ſeyn kann, da ich Zeit, Gelegenheit, und ihre gute Fähigkeit vor mir hatte, und ſeit ihrem ſiebenten Jahre faſt beſtändig um ſie geweſen war. Ihre guten Eigenſchaften machten ſie nachgehends zur Frau eines Mannes, der in Holland eine der höchſten Ehrenſtellen bekleidete, und an dem ſein Stand noch das wenigſte war, was ihn groß und hochachtungswerth machte. Doch ich will von unſerer Florentine ein andermal reden.

Wir waren kaum einige Monate in dem Haag; ſo lief ein Schiff aus Rußland mit Waaren für unſern Andreas ein. Er bat uns, daß wir mit an Bord gehen, und die Ladung anſehen möchten. Wir ließen uns dieſen Vorſchlag gefallen, und fuhren dem ankommenden Schiffe etwan eine halbe Stunde auf der See entgegen.

Nunmehr komme ich auf einen Perioden aus meinem Leben, der alles übertrifft, was ich bisher geſagt habe. Ich muß mir Gewalt anthun, indem ich ihn beſchreibe; ſo ſehr weigert ſich mein Herz, die Vorſtellung einer Begebenheit in ſich zu erneuern, die ihm ſo viel gekoſtet hat. Ich weis, daß es eine von den Haupttugenden einer guten Art zu erzählen iſt, wenn man ſo erzählt, daß die Leſer nicht die Sache zu leſen, ſondern ſelbſt zu ſehen glauben, und durch eine abgenöthigte Empfindung ſich unvermerkt an die Stelle der Perſon ſetzen, wel-

cher die Sache begegnet iſt. Allein ich zweifle, daß ich dieſe Abſicht erhalten werde. Wir fuhren, wie ich geſagt habe, dem ankommenden Schiffe eine halbe Stunde entgegen. Es waren zehn bis zwölf Deutſche Reiſende auf demſelben, und auch etliche Ruſſen. Dieſe ſtiegen in unſerm Angeſichte ans Land, und gratulirten dem Herrn Andreas zur glücklichen Ankunft ſeines Schiffes, weil ſie hörten, daß er der Herr davon war. Andreas, der die See ſtets in Gedanken hatte, hörte ihnen begierig zu. Nur mir ward die Zeit zu lang. Ich trat daher mit meinem Manne auf die Seite, und bat ihn, daß er wieder zurück fahren möchte. Da ich noch mit ihm rede, ſo kömmt einer von den Paſſagierern auf mich zugeſprungen, umarmt mich, und ruft: Ja, ja, ſie ſind es, ich habe meinen Augen nicht trauen wollen; aber ſie ſind meine liebe Gemahlinn. Er drückte mich einige Minuten ſo feſte an ſich, daß ich nicht ſehen konnte, wer mir dieſe Zärtlichkeit erwies. Das Schrecken kam darzu, und ich glaubte nicht anders, als daß ein unſinnig Verliebter mich angefallen hätte. Aber, ach Himmel, wen ſah ich endlich in meinen Armen! Meinen Grafen in Ruſſiſcher Kleidung, meinen erſten Mann, den ich zehen Jahr für todt gehalten hatte. Ich kann nicht ſagen, wie mir ward. So viel weis ich, daß ich kein Wort aufbringen konnte. Mein Graf ſtund und weinte. Er erblickte endlich ſeinen ehemaligen Freund, als meinen itzigen Mann. Er umarmte ihn; doch von beiden habe ich kein Wort gehört,

oder

oder vor Beſtürzung nichts verſtehen können. Unſer Wagen hielt gleich neben uns. Nach dieſem lief ich zu, ohne meine beiden Männer mit zu nehmen; aber beide folgten mir nach. Ich umarmte den Grafen unzähligemal in dem Wagen; was ich ihm aber geſagt habe, das iſt mir unbekannt. Wir waren nunmehr in unſerer Behauſung, und ich fieng an, mich wieder ſelbſt zu verſtehen. Mein Graf bezeigte eine unendliche Zufriedenheit, daß er mich wieder gefunden hatte, und zwar an einem Orte, wo er mich am wenigſten vermuthet. Er ſagte mir wohl tauſendmal, daß ich noch eben ſo liebenswürdig wäre, als da er mich verlaſſen hätte. Sein Vergnügen war um deſto ſtärker, weil er mich für todt gehalten hatte, da ich ihm auf etliche Briefe nicht geantwortet. Er glaubte, ich hätte es erfahren, daß er noch am Leben wäre. Kurz, er hatte von mir eben ſo wenig gewußt, als ich von ſeinem Leben. Herr R — hatte uns verlaſſen, ohne daß wir es gemerkt. Wir waren alſo ganz allein. Mein Graf erzählte mir ſein gehabtes Schickſal, davon ich bald reden will, und verlangte nunmehr zu wiſſen, wie es mir gegangen wäre. Er fragte mich hundertmal, und ich konnte ihm mit nichts, als Thränen und Umarmungen, antworten. Liebe und Schaam machten mich ſprachlos. Einen Mann hatte ich wieder gefunden, den ich ausnehmend liebte, und einen ſollte ich verlaſſen, den ich nicht weniger liebte. Man muß es fühlen, wenn man wiſſen will, was es heißt,

von zween Affecten zugleich beſtürmt zu werden, von denen einer ſo groß, als der andere iſt. Mein Gemahl muthmaßte aus meiner Wehmuth etwas widriges für ſich. Er hielt noch innſtändiger an, daß ich ihm mein Herz entdecken, und ihm ſein Glück oder Unglück wiſſen laſſen ſollte. Aber umſonſt. Was konnte ich ihm ſagen, wenn ich nicht ſagen wollte, daß ich verheirathet wäre? Ich ſchwieg, ich ſeufzte; doch dieſes war genug geſagt. Sind ſie nicht mehr meine Gemahlinn? fieng er an. Das wolle Gott nicht! Lieber meinen Tod, als dieſe Nachricht. In eben dem Augenblicke trat meine kleine Tochter, ein Kind von fünf Jahren, in das Zimmer, und vermehrte meine Beſtürzung, und entdeckte zu gleicher Zeit das Geheimniß, vor welchem ich zitterte. Sie ſah mich weinen; ſie trat zu mir. Was fehlt ihnen denn, liebe Mama, fieng ſie an, daß ſie weinen? Ich komme von dem Papa, der weint auch, und will gar nicht mit mir reden. Ich habe ihnen doch nichts gethan. Mein Gott, ſprach der Graf zu mir, ſie ſind verheirathet! Ich unglückſeliger Mann! Habe ich ſie darum wieder finden müſſen, damit meinem Herzen keine Art von Marter unbekannt bliebe? Wer iſt denn ihr Gemahl? Sagen ſie mirs nur. Ich will ſie durch meine Gegenwart nicht länger quälen. Ich will ſie gleich verlaſſen. Sie ſind mir nicht ungetreu worden. Sie haben mich für todt gehalten. Ich mache ihnen keine Vorwürfe. Niemand iſt an meinem Unglücke Schuld, als das Verhängniß. Viel-

leicht

leicht iſt dieſes die Strafe für die Liebe mit Carolinen. Ueberwinden ſie ſich und reden ſie mit mir, fuhr er fort. Ich kann es von niemanden, als von ihnen anhören, wer ihr Mann iſt. Ich ſprang von dem Stuhle auf, und fiel ihm in die Arme, aber ich ſagte noch kein Wort. Nein, fieng er an, erweiſen ſie mir keine Zärtlichkeiten. Ich verdiene ſie, das weis mein Herz; aber ihr itziger Ehegemahl kann ihre Liebe allein fordern, und ich muß dem Schickſale und der Tugend mit meiner Liebe weichen. Durch dieſes Geſtändniß brachte er mich nur mehr in Bewegung. Er fragte endlich das kleine Kind, wo der Papa wäre, und warum er nicht herein käme? Er iſt ja mit ihnen in dem Wagen gekommen, hub ſie an. Er iſt in ſeiner Stube und weint. Alſo, fieng der Graf zu mir an, iſt mein liebſter Freund ihr Gemahl? Dieſes macht mein Unglück noch erträglich. Darauf bat er meine kleine Tochter, daß ſie ihren Papa rufen ſollte. Allein er kam nicht, ſondern ſchickte durch eben dieſes Kind dem Grafen ein franzöſiſches Billet von dieſem Innhalte:

Mein lieber Graf,

Sie dauern mich unendlich. Ich habe Sie durch die unſchuldigſte Liebe ſo ſehr beleidigt, als ob ich Ihr Feind geweſen wäre! Ich habe Ihnen Ihre Gemahlinn entzogen. Können Sie dieſes wohl von mir glauben? Der Irrthum, oder vielmehr die Gewißheit, daß Sie nicht mehr am Leben wären, hat

mir

mir den erlaubten Beſitz Ihrer Gemahlinn gegönnt; Ihre Gegenwart aber verdammt nunmehr das ſonſt ſo tugendhafte Band. Sie ſind zu großmüthig, und wir zu unſchuldig, als daß Sie uns mit Ihrem Haſſe beſtrafen ſollten. Unſere Unſchuld verringert Ihr Unglück; allein ſie hebt es nicht auf. Das einzige Mittel mich zu beſtrafen iſt, daß ich fliehe. Ich verlaſſe Sie, liebſter Graf, und werde mich zeitlebens vor mir ſelber ſchämen. Wollte Gott, daß ich durch meine Abweſenheit und durch die Marter, die ich ausſtehe, Ihren Verluſt erſetzen könnte! Entfernen Sie das Kind, das Ihnen dieſen Brief bringt, damit Sie das traurige Merkmaal Ihres Unglücks nicht vor den Augen haben dürfen. Iſt es möglich, ſo denken Sie bei dieſem Briefe zum letztenmale an mich. Sie ſollen mich nicht wieder ſehen.

Der Graf verließ mich, ſo bald er dieſen Brief geleſen hatte, und ſuchte meinen Mann. Doch, er war fort, und niemand wußte, wohin. Dieſe Nachricht ſetzte mich in eine neue Beſtürzung. Mein ganzes Herz empörte ſich. Ich hatte meinen erſten Mann wieder gefunden. Ich wußte, daß ich ſie beide nicht beſitzen konnte; allein, welcher Trieb hört die Vernunft weniger, als die Liebe? Es war in meinen Augen die grauſamſte Wahl, wenn ich daran dachte, welchen ich wählen ſollte. Ich gehörte dem letzten ſo wohl, als dem erſten zu. Und nichts war mir entſetzlicher, als einen von beiden zu verlaſſen, ſo gewiß ich auch von dieſer Noth-

wendig-

wendigkeit, überzeugt war. Der Herr R = = war indeſſen fort; und der Graf wollte nicht ruhen, bis er ſeinen Freund wieder ſähe. Er ſchickte ſo gleich nach dem Hafen, damit er nicht etwan mit einem Schiffe abgehen ſollte. Ich hatte ihm indeſſen erzählt, daß ich den Herrn R = = freywillig zu meinem Manne erwählt, und daß ich ſeine großmüthige Freundſchaft nicht beſſer zu belohnen gewußt hätte, als durch die Liebe. Ich weis genug, fieng der Graf an, weder ſie, noch mein Freund haben mich beleidiget. Es iſt ein Schickſal, das wir nicht erforſchen können. In wenig Stunden kam Herr R = = zurück. Er war ſchon im Begriffe geweſen, mit einem Schiffe fortzugehen. Er dankte dem Grafen auf das zärtlichſte, daß er ihn wieder hätte zurück rufen laſſen. Ich will nichts als Abſchied von ihnen nehmen, fieng er an, von ihnen, und ihrer Gemahlinn. Gönnen ſie mir dieſe Zufriedenheit noch, es wird gewiß die letzte in meinem Leben ſeyn. So gleich nahm er mich bey der Hand, und führte mich zu dem Grafen. Hier, ſprach er, übergebe ich ihnen meine Gemahlinn, und verwandle meine Liebe von dieſem Augenblicke an in Ehrerbietung. Hierauf wollte er Abſchied nehmen; doch der Graf ließ ihn nicht von ſich. Nein, ſagte er, bleiben ſie bey mir. Ich fange auf ihr Verlangen mit meiner Gemahlinn die zärtlichſte Ehe wieder an. Sie iſt mir noch ſo koſtbar, als ehedem. Ihr Herz iſt edel und beſtändig geblieben. Sie hat nicht gewußt, daß ich noch lebe. Nein,

mein

mein lieber Freund, bleiben ſie bey uns. Wollen ſie mich etwan darum verlaſſen, daß ich nicht eiferſüchtig werden ſoll: ſo beleidigen ſie die Treue meiner Gemahlinn und mein Vertrauen. Bitten ſie ihn doch, Madame, fieng er zu mir an, daß er bleibt. Ich hatte kaum ſo viel Gewalt über mich, daß ich zu ihm ſagte: Warum wollen ſie uns verlaſſen? Mein lieber Gemahl bittet ſie ja, daß ſie hier bleiben ſollen. Und ich müßte ſie niemals geliebt haben, wenn mir ihre Entfernung gleichgültig ſeyn ſollte. Bleiben ſie wenigſtens in Amſterdam, wenn ſie nicht in unſerm Hauſe bleiben wollen. Ich werde ſie lieben, ohne es ihnen weiter zu ſagen; und ob ich gleich aufhören werde, die Ihrige zu ſeyn: ſo unterſagt mir doch die Liebe zu meinem Gemahle nicht, ihnen beſtändig Zeichen der Hochachtung und Freundſchaft zu erkennen zu geben. Er blieb auf unſer Bitten auch wirklich in Amſterdam. Er ſpeiſte oft mit uns, und ſeine Aufführung war ſo edel, als man nur denken kann. Wenn ich auch weniger tugendhaft geweſen wäre: ſo hätte mich doch ſein großmüthiges Bezeigen tugendhaft erhalten müſſen. Er that gar nicht, als ob er jemals mein Mann geweſen wäre. Kein vertrauliches Wort, keine vertrauliche Miene durfte ihm entfahren. Wie er vor meiner Ehe mit mir umgegangen war, ſo gieng er itzt mit mir um. Er unterhielt mich mit Freundſchaft und Hochachtung, und beförderte mein und meines Grafen Vergnügen mit Aufopferung des ſeinigen. Er war

oft

oft ganze Tage bey mir allein. Ich glaube, daß ich ſo viel Schwachheit gehabt hätte, ihn anzuhören, wenn er an die vorigen Zeiten gedacht hätte. Und wer weis, ob ich ihm nicht wider meinen Willen durch manchen Blick ein ſtummes Bekenntniß von meiner Liebe gethan habe: ſo gewiſſenhaft ich auch mit ihm umgieng, und ſo ſehr ich meinen Grafen liebte. Ueber die Gegenwart der Caroline erſtaunte der Graf ſehr. Er hätte es lieber geſehen, wenn ſie unſre Wohnung verlaſſen hätte. Allein ich bat ihn, daß er mir ihre Geſellſchaft nicht entziehen ſollte. Können ſie meiner Tugend trauen, ſagte ich zu ihm: ſo müſſen Sie wiſſen, daß ich der ihrigen gewiß bin. Das Schickſal der beiden Kinder, die er mit Carolinen erzeugt, war eine Sache, die ihn oft ganze Stunden niedergeſchlagen machte. Er führte ſich indeſſen gegen Carolinen ſehr liebreich auf. Er ſcherzte oft mit uns beiden; allein ſein Scherz war ſo behutſam, daß er weder ſie kränken, noch mich beleidigen konnte. Wie es uns ferner gegangen, will ich künftig erzählen. Itzt muß ich nur von meines Gemahls, des Grafen, Abweſenheit, noch kürzlich ſo viel erwähnen. Die Ruſſen hatten von dem Dorfe Beſitz genommen, darinne mein Gemahl auf den Tod gelegen, und von den Schweden als todt war zurück gelaſſen worden. Da er nach und nach wieder geſund worden, hatte man ihn als einen gefangenen Offizier mit nach Rußland geſchickt. Er hatte ſeinen Namen aus Furcht, daß man ihn

deſto

deſto eher an die Schweden ausliefern möchte, verſchwiegen, und ſich für einen Capitain ausgegeben. Seine erlittene Unglücksfälle, und wie er fünf Jahre in Siberien hat zubringen müſſen, damit will ich die Fortſetzung von meiner Geſchichte anfangen. Der arme Graf hat viel ausſtehen müſſen. Er ſtarb. . . . Doch ich will itzt nichts mehr ſagen.

Ende des erſten Theils.

Leben

Leben
der
Schwediſchen Gräſinn
von G**.

Zweyter Theil.

Zweyter Theil.

Ich bin gegen das Elend, das der Graf in Rußland ausgeſtanden, zu empfindlich, als daß ichs nach ſeiner Länge erzählen und in eine gewiſſe Ordnung bringen ſollte. Allein ich brauche auch dieſe betrübte Mühe nicht. Ich habe ein halb Jahr nach ſeiner Zurückkunft noch zween von denen Briefen erhalten, die er in ſeiner Gefangenſchaft an mich geſchrieben. Den einen hatte er an einen Geiſtlichen auf ſeinen Gütern in Liefland addreſſiret, der aber nichts von meinem Aufenthalte erfahren können. Den andern brachte mir ein Jude, wie man in dem Verfolge dieſer Erzählung ſehen wird. Dieſe Briefe enthalten den größten Theil von dem, was ihm in Moskau und Siberien begegnet iſt. Ich will ſie alſo unverändert hier einrücken. Es iſt immer, als wenn man mehr Antheil an einer Begebenheit nähme, wenn ſie der ſelbſt erzählet, dem ſie zugeſtoßen iſt. Sie werden über dieſes den edlen Charakter des Grafen und ſeine beſtändige Liebe gegen mich in ein größer Licht ſetzen. Wie groß iſt ſie nicht geweſen! Und eben zu der Zeit, da er mich ſo brünſtig geliebt und alles für mich gefühlt hat, was nur ſein Elend hat vergrößern können, habe ich in den Armen eines andern Gemahls der Freuden der Liebe und des Lebens genoſſen. Wie viel tauſend Thränen hat mich dieſer Gedanke ſchon gekoſtet, und wie oft bin ich vor meiner un-

ſchuldi-

ſchuldigen Liebe zu dem Herrn R = = als vor einem Verbrechen erröthet!

Der erſte Brief iſt aus der Stadt Moskau geſchrieben.

Euer unglücklicher Gemahl lebt noch. Wollte doch Gott, daß ihr dieſe Nachricht ſchon wüßtet, oder ſie wenigſtens durch einen Brief erführet! Ein plötzlicher Ueberfall, den die Ruſſen drey Tage vor meiner angeſetzten Hinrichtung auf das Dorf thaten, in welchem ich gefangen und krank lag, hat mir das Leben errettet. Ja, liebſte Gemahlinn, dieſe Vorſehung iſt eine Frucht eurer Thränen und meiner Unſchuld. Ich habe etliche Tage nach dem geſchehenen Ueberfall kaum mehr gewußt, daß ich lebte. Nachdem ich von meiner Krankheit wieder zu mir ſelber kam, und mich in den Händen der Ruſſen ſah: ſo gab ich mich zu meiner Sicherheit für einen Capitain aus, und nannte mich Löwenhoek. Unter allen denen Gefangenen, mit welchen ich bald in dieſe, bald in jene Feſtung, und endlich nach der Stadt Moskau geſchleppt worden bin, ſind nicht mehr, als zween Officiere, die mich kennen. Sie ſind beide Engelländer von Geburt, und die treuſten und beſten Gefährten meines Elends, die ich mir nur wünſchen kann. Der eine von ihnen, Steeley, hat vor wenig Tagen die Freyhalt erhalten, einige von ſeinen Landsleuten, die hier handeln, zu ſprechen, und durch dieſe hat er mir einen

Brief nach Liefland zu beſtellen, die ſicherſte Gelegenheit ausgemacht. Wenn er doch ſchon in euren Händen wäre! Wenn ich doch nur eine von den Thränen der Freude ſehen ſollte, die euch die Nachricht von meinem Leben auspreſſen wird! Wo habt ihr euch denn nach meinem letzten traurigen Briefe hingewandt? Hat euch die Rache des ungerechten Prinzen nicht verfolgt? Iſt mein Freund R = = mit euch geflüchtet? Und wohin? Arme und unglückliche Gemahlinn! Gönnt mir doch den Troſt, daß ich alle mein gegenwärtiges Unglück und das noch künftige eurer Tugend und eurer Liebe gegen mich zuſchreiben darf. Nichts, als dieſe Urſache iſt vermögend, mir mein Elend zu verſüßen, und mir die Schande, und das ſchreckliche Andenken eines gewaltſamen Todes, den mir der Prinz zugedacht, zu erleichtern. Ertraget meine Abweſenheit gelaſſen, ich bitte euch bey unſerer Liebe, und hofft, wir werden uns gewiß wieder ſehen. Aber, o Gott! wenn? Und ach wo weis ich denn, ob ihr mein Unglück habt überleben können? Schrecklicher Gedanke, den ich ohne Zittern nicht niederſchreiben kann! Nein, mein einziger Wunſch in der Welt, ihr lebt noch. Mein Herz ſagt mirs, und es verſpricht mir die Wolluſt, euch noch einmal, ehe ich ſterbe, zu umarmen. Um dieſe Glückſeligkeit bitte ich die Vorſehung alle Tage und in dem Augenblicke, da ich dieſes ſchreibe. Kann mir Gott mein Leben wohl zu einem geringern Vergnügen gelaſſen haben, als daß ich noch einen Theil davon,

und

und wenn es auch nur etliche Tage wären, mit euch zubringen ſoll? Stellt euch doch die Zufriedenheit vor, die wir ſchmecken werden, wenn uns die Zeit einander wieder geben wird. Wie lange werden wir vor Entzückung nicht reden! und wie lange werden wir nach tauſend Umarmungen ſprechen, ehe wir uns ſatt reden und unſer Herz und unſer Schickſal einander ausſchütten werden! Bekümmert euch nicht zu ſehr um mich. Mir fehlt zur Erleichterung meines Elends nichts, als die Nachricht von euch und meinem lieben Freunde R ⸗ ⸗. Erlauben es eure Umſtände: ſo überſchickt mir einen Wechſel, ob ich vielleicht dadurch meine Zurückkunft bewerkſtelligen kann. Ich bin ſeit meinem Arreſte von allem entblößt geweſen. Ich habe alle Beſchwerlichkeiten ausgeſtanden, die einem Gefangenen auf einem Wege von mehr, als hundert Meilen begegnen können. Eben der kümmerliche Proviant, der noch etliche hundert gemeine Mitgefangene geſättiget hat, iſt die ganze Zeit über gut genug für mich geweſen. Die Erbitterung der Ruſſen gegen die Schwediſche Nation hat uns das Elend, gefangen zu ſeyn, am beſchwerlichſten gemacht. Sie nennen ihre Sorgloſigkeit gegen uns, ihre Unempfindlichkeit gegen unſere Klagen, eine gerechte Vergeltung für das barbariſche Bezeigen, womit unſer König, wie ſie ſagen, den gefangenen Ruſſen begegnen ließ. Das Schrecklichſte, was wir, nachdem wir über die Pohlniſchen Grenzen waren, erfahren haben, iſt der Mangel an friſchem Waſſer geweſen; weil wir oft,

am die Moräſte zu umgehen, einen Unweg durch ſandichte Gegenden nehmen mußten.

Mein ganzes Vermögen ſeit meiner Gefangenſchaft hat in zwanzig Thalern beſtanden, mit denen mich ein gemeiner Schwediſcher Soldat unlängſt beſchenkt hat. Er ſtarb einen Monat zuvor, ehe wir in der Stadt Moscau ankamen, an einer Wunde, und zwar in einer Nacht, die wir unter freyem Himmel zubringen mußten. Er hatte mir auf dem Marſche viele Dienſte erwieſen, und ich belohnte ſeine Treue dadurch, daß ich die ganze Nacht bey ihm blieb, und auf ſein Verlangen mit ihm betete. Er hatte in ſeinem Bruſttuche ein Goldſtück von zwanzig Thalern eingenäht, womit ihn ſeine Braut in Stockholm bey ſeinem Abſchiede beſchenkt. Dieſes gab er mir, und bat mich, wenn ich wieder nach Stockholm kommen ſollte, ſeiner Braut ſeinen Tod zu melden, und ihr einige Wohlthaten zu erzeigen. Ich ſchicke euch den Zeddel, in welchem das Geld eingewickelt war, und in welchem der Braut ihr Name ſteht. Wenn es möglich iſt; ſo laßt ihr den Tod ihres Bräutigams melden, und ſchickt ihr für die zwanzig Thaler, die mir und meinem lieben Steeley ſo viele Dienſte gethan haben, hundert. Als mein Landsmann, der mich bis auf den letzten Augenblick bey der Hand hielt, todt war: ſo ſchlief ich neben ihm ein. Damals träumte mir, ihr kämet mir an einem Fluſſe entgegen. Wie erſchrackt ihr, meine Liebenswürdige, wie ſchön entſetztet ihr euch,

mich wieder zu finden! Ich erwachte über dieſem Traume und lag auf dem todten Landsmanne, und dankte dem Himmel, ehe ich noch aufſtund, für dieſen glücklichen Traum. Die Freundſchaft, die ich dem Sterbenden erwies, brachte mir die Liebe von ſechs andern gemeinen Schweden zuwege, die bey ſeinem Tode zugegen waren. Es gefiel ihnen, daß ich ihren Cameraden ſo wohl zum Tode bereitet hatte. Sie baten mich, daß ich eben das an ihnen thun möchte, wenn ſie etwan auf dem Marſche ſterben ſollten; ſie beeiferten ſich recht von dieſem Tage an, mir zu dienen, und darbten ſich oft das friſche Waſſer ab, damit ſie es mir und Steeleyen im Nothfalle anbieten könnten. Ich ward kurz darauf krank, und konnte nicht mehr gehen, ſo hinfällig war ich. Allein ehe mich meine ſechs Landsleute zurück ließen: ſo trugen ſie mich lieber etliche Tage lang in Stöcken, an Stricken gebunden und mit Binſen durchflochten, fort, und nahmen alle die Mühe aus gutem Herzen über ſich, zu der ſie außerdem weder Furcht noch Belohnung würde fähig gemacht haben. Ich habe in dieſer Krankheit insonderheit den großen Unterſchied geſehen, der unter den Dienſten iſt, die man uns aus Gehorſam und Hoffnung erzeigt, und unter denen, die man dem Andern aus einem geheimen Triebe der Freundſchaft und des Mitleidens erweiſet. Ihre Begierde zu dienen wuchs mit meiner Gefahr, und Leute, die niemals ſinnreich in Anſchlägen, noch geübt in Gefälligkeiten geweſen waren, wurden ſorgfältig und ſinnreich an Mitteln,

mir das Leben zu erhalten, weil ſie es gern erhalten wiſſen wollten. Dieſes iſt die einzige Krankheit geweſen, die mir auf dem Wege nach Rußland zugeſtoßen. Vor ſechs Wochen ſind wir hier in der Stadt Moskau angekommen, und die erſten gefangnen Schweden in dieſem Kriege geweſen, an denen die wilden Einwohner dieſes Orts ihre rachſüchtigen Augen befriedigt haben. Wir mochten unſrer wohl drey bis vier hundert ſeyn, die man in einem ſehr traurigen Aufzuge dem Pöbel einen halben Tag lang öffentlich darſtellte. Er würde uns mit Freuden umgebracht haben, wenn wir nicht von einer ſtarken Wache umgeben geweſen wären. Indem wir eine Zeitlang auf einem freyen Platze geſtanden und tauſend Schimpfreden, die wir aus den Gebehrden unſrer Feinde errathen konnten, angehört hatten: drängte ſich eine alte Frau zu einem Ruſſen, der mit uns angekommen war. Sie fragte, wo ſein Camerad, ihr Sohn, wäre. Der Ruſſe, der vielleicht nicht wußte, nach wem ſie fragte, antwortete ihr, daß ihn die Schweden todt geſchlagen hätten. In dem Augenblicke fuhr ſie auf mich und ſchrie: was? haſt du meinen Sohn umgebracht? und riß mich, der ich vor Mattigkeit mich kaum ſelbſt mehr aufrecht halten konnte, zur Erde, bis die Soldaten mich von ihrer Wut befreyten. Bedenkt nur, meine liebe Gemahlinn, wie mir damals zu Muthe geweſen ſeyn muß. In eben der Stadt, in welcher mein Vater in ſeiner Jugend die Ehre eines Königlichen Abgeſandten genoſſen, war ich ein nichtswürdiger Schwe-

de, und vielleicht auf eben dem Platze, wo er ſeinen Einzug gehalten, war ſein Sohn itzt der Raſerey eines Weibes ausgeſetzt.

Wodurch habe ich doch das traurige Schickſal verdient, fern von euch, in einer öden Mauer eingeſchloſſen zu ſeyn, in einem Behältniſſe, in dem ich außer der Geſellſchaft meines Steeley, alles entbehre, was das Leben angenehm macht, und von keiner Freude weis, als von der, mich eurer mit ihm zu erinnern, und mit ihm über unſer Schickſal zu ſeufzen? Er hat, wie ich euch ſchon geſagt, durch ein Geſchenke, das er dem Aufſeher über die Gefangnen von dem Reſte unſrer zwanzig Thaler gemacht, endlich die Freyheit erhalten, mit einigen Kaufleuten aus London zu ſprechen. Dieſe haben ihm hundert Thaler vorgeſchoſſen, und alles für ihn zu thun verſprochen. Durch dieſes Geld hoffen wir uns von unſerm Gebieter zuweilen den Schatten einer Freyheit zu erkaufen; denn durch Geld laſſen ſie ſich, wenn ſie anders mitleidig ſeyn könnten, am erſten mitleidig machen. Er brachte mir bey ſeiner Zurückkunft eine Flaſche Wein und etwas Zwieback mit. Ihr denkt etwan, ſprach er, da er die Flaſche aus der Taſche zog, daß ich bey meinen Landsleuten ſchon Wein getrunken habe. Nein, mein lieber Graf, ich würde mir nicht die Freude entzogen haben, das erſte Glas in eurer Geſellſchaft zu trinken. Ich habe noch keinen Tropfen gekoſtet. Aber nun kommt, nun kann ich nicht länger warten, Kommt, wir wollen unſer Unglück einige Augenblicke vergeſſen und die

Freu-

Freuden des Weins fühlen, und uns alles das als gewiß vorſtellen, was wir wünſchen. Wir tranken ein Glas. Welche Wolluſt war das für uns! Wir ehrten durch unſere Entzückung den Gott, der dem Weine die Kraft geſchenkt, unſere Herzen zu begeiſtern, und dankten ihm durch ein ſtilles Nachdenken für ein Vergnügen, das wir ſeit ganzen Jahren nicht genoſſen hatten. Wir brachten einen ganzen Nachmittag über unſrer Flaſche Wein zu. Wir wollten nicht an unſer ausgeſtandnes Schickſal denken; aber es war uns unmöglich. Es war, als ob uns eine große Zufriedenheit fehlte, daß wir nicht mit einem Blicke die Reihe unſrer betrübten Begebenheiten überſehen ſollten. Wir wiederholten ſie einander, als ob wir ſie einander noch nicht geſagt hätten. Wir richteten uns bey unſern Klagen mit der Wahrheit auf, daß ein gütiger und weiſer Gott dieſes Schickſal über uns verhängt hätte, daß wir uns unſer Elend nicht leichter machen könnten, als wenn wir uns ſeinen Schickungen geduldig überließen, bis es ihm gefiele, uns das Unglück, oder das Leben zu nehmen. Wir gaben einander die Hände darauf, alles, was uns begegnen würde, mit einer uns anſtändigen Gelaſſenheit zu ertragen. Aber, fieng Steeley an, indem er meine Hand betrachtete, dürfen wir denn nicht wünſchen, dieſe Hände denen noch einmal zu reichen, die wir in unſerm Vaterlande lieben? Und wenn Gott dieſes nicht wollte, werden wir auch da gelaſſen bleiben? Wenn Gott dieſes nicht wollte = = ſprach ich, und konnte nichts mehr

ſpre=

ſprechen. Es ward finſter in meinem Verſtande. Ich ſah keine Gründe zur Gelaſſenheit mehr, aber Urſachen genug, mich zu beklagen und euern Verluſt zu beſeufzen. Wir ſchwiegen eine Zeit lang ſtill, als ob wir uns ſchämten, den Entſchluß zu wiederrufen, den wir nach langen Betrachtungen gefaßt hatten. Wie G. tt will, fieng endlich mein Freund mit einem Tone an, der doch die größte Unruhe verrieth: wie Gott will! Ich will durch meine Gelaſſenheit gar nicht einen Anſpruch machen, daß er ſeine Schickungen nach meinem Wunſche einrichten ſoll. Nein; er ſoll ſie ordnen. Aber iſt denn das Verlangen, unſer Vaterland wieder zu ſehen und aus dieſer Barbarey erlöſet zu ſeyn, ein ungerechter Wunſch? Sollen wir denn in dieſem kläglichen Zuſtande unſer ganzes Leben zubringen und nur den Tod hoffen? So ſah es mit unſrer Gelaſſenheit aus, und ſo iſt es uns oft gegangen. Wenn wir uns bemüht haben, recht ruhig zu ſeyn, ſind wir am unzufriedenſten geworden. Man ſieht, wenn man den Betrachtungen über die Vorſehung nachhängt, die Unmöglichkeit, ſich ſelbſt zu helfen, deutlicher, als wenn man ſich ſeinen Empfindungen überläßt; man ſieht die Nothwendigkeit, ſich ihren Führungen zu überlaſſen, und man will doch zugleich nicht von dem Plane ſeiner eignen Wünſche abgehen. Man will ihn gewiß, man will ihn bald ausgeführet wiſſen, und man ſieht doch, daß die Umſtände dazu nicht in unſerer Gewalt ſtehen. Für dieſe traurige Entdeckung will ſich unſer Herz gleichſam durch die Unzufriedenheit rächen,

und

und es umnebelt den Verſtand, damit es von ſeinem Lichte nicht noch mehr zu befürchten habe.

Zur Arbeit hat man uns, wie die gemeinen Gefangnen, noch nicht gezwungen, und gleichwohl verſtattet man uns nicht die geringſte Freyheit auszugehen. Mein erſtes Geſchäffte in meinem itzigen Gefängniſſe iſt dieſer Brief; und daß wir keine Geſchäffte haben, über denen wir uns zuweilen vergeſſen könnten, dieſes macht unſer Elend vollkommen. Wenn auch die Erlaubniß, die ſich Steeley erkauft hatte, ſeine Landsleute einige Stunden zu ſehen, uns nichts zuwege gebracht hätte, als etliche Bogen Papier und Dinte und Feder: ſo würde ſie uns doch ſchon koſtbar genug ſeyn; denn dieſes haben wir für alles Geld nicht erhalten können. Sidne, Steeleys Landsmann und Vetter, iſt zu unſerm Unglücke in ein ander Theil der Stadt gelegt worden; und ſo elend wir beide daran ſind: ſo muß es ihm doch noch weit kümmerlicher gehen, da er von allem Gelde entblößt iſt. Steeley grüßt euch tauſendmal, und iſt ſo ſehr euer Freund, als der meinige. Wenn ich ihn nicht hätte: ſo würde mir die Gefangenſchaft eine Hölle ſeyn. Er hat bey einem redlichen und zärtlichen Herzen gewiſſe Fehler, für die ich ihm recht verbunden bin, weil ſie oft unſere traurige Stille unterbrechen und uns etwas zu thun geben. Er liebt die Verdienſte ſeiner Nation auf Unkoſten der übrigen Völker. Dieſe Partheylichkeit, ein natürlicher Ungeſtüm, und der Fehler des Widerſprechens machen mir ihn nothwendig und zugleich ſchätzbarer.

barer. Seine Widerſprüche kommen aus einer Fülle des Geiſtes und der Lebhaftigkeit, aus einer Liebe zur Freyheit im Denken, aus einem Haſſe gegen alles niederträchtige Nachgeben, und aus einem Ueberfluſſe der Aufrichtigkeit und leicht aufwallenden Empfindungen her. In ſeinem Charakter und in ſeinem Munde verliert alſo das Widerſprechen das meiſte von ſeiner beleidigenden Natur, und wird eine Quelle zu vertrauten Geſprächen und kleinen Zänkereyen, deren Mangel uns die lange Zeit und die Gefangenſchaft noch weit verdrießlicher machen würde. Kurz, wir ſind für einander gemacht. Seine Fehler ſind von den meinigen das Gegengewicht, und machen ſeine gute Eigenſchaften nur deſto ſichtbarer. Er iſt ſehr vortheilhaft gebildet, und ſeine Miene iſt ſo lebhaft, als ſein Herz. Er iſt noch jung. Das Unglück in der Liebe iſt Urſache, daß er ſein Vaterland verlaſſen und wider ſeine Neigung, bloß aus Unzufriedenheit, in Schweden Kriegsdienſte angenommen hat. Ich will euch ſein Unglück kurz erzählen, und ihm euer Mitleiden dadurch verdienen. Als er nebſt ſeinem Vetter Sidne die Univerſität zu Oxford verlaſſen, begiebt er ſich auf ſeines Vaters Landgut, etliche Meilen von London, um deſto ruhiger ſtudiren zu können. Hier wird er mit einem liebenswürdigen Frauenzimmer, der Tochter eines benachbarten Landedelmannes bekannt, und fängt an, das erſtemal zu lieben. Nach zwey Jahren, nach tauſend beſiegten Hinderniſſen, und nach tauſend Beweiſen ihrer Treue, erhält er endlich von ihren Eltern

tern das Ja, und von ſeinem Vater die Einwilligung. Der Tag zur Vermählung mit ſeiner geliebten Antonia wird angeſetzt. Sie ſoll morgen auf ſeines Vaters Landgute vor ſich gehen, und heute reiſt er mit ihm zu ihr, um ſie nebſt den Ihrigen abzuholen. Sie kommen um die Mittagsmahlzeit an, und nach derſelben ſoll die Rückreiſe erfolgen. Er ſitzt mit ſeiner Antonia in der zärtlichſten Vertraulichkeit unter einer Laube, als man ihnen meldet, daß die Wagen angeſpannet würden. Verlaßt mich einen Augenblick, fängt ſie zitternd zu ihm an, und wenn alles fertig iſt: ſo holet mich ab. Er kömmt wieder und fordert ſie zur Abreiſe auf. Nun bin ich, ſpricht ſie, indem ſie ihm die Hand reicht, bereit, euch zu folgen. Es war mir ſo bange, und ich weis nicht warum. Bin ich denn nicht glücklich genug, da ich in euern Armen der Zufriedenheit der Ehe entgegen eile? Kommt, ich bin die Eurige. Er ſetzt ſich darauf mit ihr in die Kutſche, und die übrigen folgen in zween andern Wagen nach. Die Liebe, die unſchuldigſte und seligſte Liebe, ihr Urſprung, ihr Fortgang, alles, was ſie für einander gefühlt haben, iſt in dem Wagen ihr Geſpräch. Indem ſie noch ſo reden, und etwan noch eine Stunde bis auf ſeines Vaters Landgut haben, zieht ſich ein Gewitter auf. Im kurzen wird der ganze Himmel ſchwarz und ein Schlag folgt auf den andern. Der Donner erſchlägt eins von ihren Pferden. Antonia ſpringt darauf in der größten Angſt aus dem Wagen, und reicht Steeleyn die Hand, ihr nachzufolgen und mit

ihr in das nächſte Dorf zu eilen. Indem ſie ihn bey der Hand nimmt, thut es einen entſetzlichen Schlag, und er ſinkt in den Wagen zurück. Als er wieder zu ſich ſelbſt kömmt, ſieht er ſeine Braut noch an der Thüre des Wagens, vom Blitze getödtet, lehnen, ſo wie ſie ihm die Hand reichte. Kann wohl ein größer Unglück ſeyn? Der arme Freund! Ein halb Jahr darauf nöthigte ihn ſein Vater, eine Reiſe vorzunehmen, um ſeine Schwermuth zu zerſtreuen. Er thut ihn in das Gefolge des Engliſchen Geſandten, der nach Stockholm geht, und giebt ihm ſeinen Vetter zum Gefährten mit. Und eben in dieſer Stadt entſchließt er ſich aus Schwermuth, und aus Verdruß gegen ſein Leben, ohne Wiſſen des Geſandten, Kriegsdienſte anzunehmen, und muntert ſeinen Vetter zu eben dieſem Entſchluſſe auf. Er hat nunmehr an dieſen Geſandten geſchrieben, und ihm ſein Unglück und ſeine Gefangenſchaft geklagt, und zugleich für mich, unter dem Namen des Capitains Loewenhoek, gebeten. Vielleicht vermag dieſer Mann etwas zu unſerer Befreyung. Addreſſirt eure Briefe nach der beygelegten Abſchrift an den Sekretair dieſes Geſandten; er iſt Steeleys guter Freund. Ich würde noch nicht zu ſchreiben aufhören, wenn wir mehr Papier hätten. Wird euch denn dieſer Brief auch antreffen? Ja, ich hoffe es und tröſte mich ſchon mit einer Antwort von euch. = =

Mein Gemahl hat, wie er mir erzählt, in allen dreymal an mich geſchrieben. Zweymal aus Moskau,

und

und einmal aus Siberien. Der andere Brief aus Moskau iſt ganz verloren gegangen. Er iſt ohngefähr ein Jahr nach dem vorhergehenden und zu einer Zeit geſchrieben geweſen, in der es ihm in ſeiner Gefangenſchaft am erträglichſten gegangen. Steeley hatte nämlich durch ſeine Landsleute und durch ihr Geld den Aufſeher der Gefangenen immer mehr gewonnen. Er hatte es ſo weit gebracht, daß ſein Vetter Sidne ihm und meinem Gemahle beygeſellet worden war. Durch den Beytritt dieſes Unglückſeligen, von dem in dem folgenden Briefe eine traurige Nachricht enthalten iſt, war ihr Ungemach einige Zeit ſehr gemildert worden. Mein Gemahl hat mir von dieſem Sidne nicht gutes genug erzählen können. Er war von Natur liebreich und furchtſam geweſen, und bloß Steeleyn zu Liebe ein Soldat geworden. Er hatte nach ſeiner natürlichen Beſchaffenheit die Beſchwerlichkeiten der Gefangenſchaft empfindlicher gefühlt, als ſie beide; und ſo traurig er ſelbſt geweſen war: ſo war er doch, wenn Steeley und mein Gemahl ihren Muth verloren hatten, aus Liebe für ſie, gelaſſen und ihr Beruhiger geworden. Der Brief, den mein Gemahl aus der Stadt Tobolskoy in Siberien an mich geſchrieben, iſt folgender:

Liebſte Gemahlinn,

Ich hoffe, daß ihr noch lebet, weil es mein Herz wünſcht, und ich hoffe ſogar, daß dieſer Brief, den ich in dem entfernteſten und ſchrecklichſten Theile der

Welt

Welt ſchreibe, gewiß in eure Hände kommen ſoll. Ein Pohlniſcher Jude, der nach Tobolskoy handelt, und im Begriffe ſteht, wieder nach Pohlen abzureiſen, iſt mein Freund und großer Wohlthäter geworden, und vielleicht wird er gar mein Befreyer aus der Gefangenſchaft. Ich habe ihm vor einem Jahre in einem nah an der Stadt gelegenen Gehölze, wo ich nach dem Willen meines Schickſals noch, wie andere Unglückliche, auf Zobel ausgehen mußte, das Leben erhalten, und ihn aus dem Schnee, in den er mit dem Pferde gefallen und faſt ſchon erfroren war, mit der größten Gefahr errettet. Dieſer Mann iſt auf die edelſte Art dankbar geweſen, und hat mir bewieſen, daß es auch unter dem Volke gute Herzen giebt, das ſie am wenigſten zu haben ſcheint. Er hat nicht eher geruht, bis er mich vor den Gouverneur gebracht, bey dem er ſeines Reichthums wegen in Anſehen ſteht. Herr, ſprach er, dieſer Schwediſche Officier hat mir, wie ihr wißt, das Leben erhalten, und ich habe Dankbarkeit und Geld genug, ihn zu ranzioniren. Der Gouverneur antwortete, daß dieſes nicht bey ihm ſtünde, und daß er ohne Befehl von dem Hofe keinen Menſchen freygeben könnte. Darauf gab ihm der Jude einen Beutel mit Golde und bat, daß er mir die beſchwerlichen Dienſte eines ins Elend Verwieſenen erlaſſen möchte. Der Gouverneur verſprach ihm dieſes, doch unter der Bedingung, daß er täglich etliche Copiken für mich erlegen ſollte. Mein Wohlthäter bezahlte das Geld mit Freuden auf ein ganzes Jahr voraus, und bat ſich

zu=

zugleich aus, daß er mich in dem Gefangenhofe einen Tag um den andern beſuchen dürfte. Doch ehe ich euch meine itzigen Umſtände weiter beſchreibe: ſo muß ich euch erſt ſagen, wie mirs ſeit drey Jahren in Siberien gegangen iſt, und wie ich in dieſes Land gekommen bin.

Wenn ihr meinen letzten Brief aus Moskau erhalten habt: ſo werdet ihr wiſſen, daß Sidne, Steeleys Anverwandter, nunmehr mit uns an einem Orte verwahret wurde. Das Geld, das Steeley von ſeinen Landsleuten aufs neue bekommen, langte einige Monate zu, unſere äußerlichen Umſtände zu verbeſſern. Wir durften nicht bloß von der elenden Koſt leben, die man den Gefangnen reichte. Wir konnten wenigſtens zu Mittage etwas beſſers haben. Wir hatten dem Aufſeher lange angelegen, uns einige engliſche oder franzöſiſche Bücher zum Leſen zu verſchaffen: allein wir erhielten keine. Er gab uns etliche Ruſſiſche Chroniken, und einen Popen, oder Geiſtlichen, der uns dieſe Sprache lehren ſollte. Wie froh waren wir, daß wir etwas zu thun bekamen! Es waren ſehr mittelmäßige Bücher, und dennoch laſen wir ſie wohl zehnmal durch. Wir konnten wenigſtens, ſo lange wir ſie laſen, nicht an unſer Elend denken, und dieſer Vortheil war groß genug für die Mühe, die wir anwenden mußten, wenn wir die Geſchichte der alten barbariſchen Fürſten in Rußland verſtehen wollten. Unſer Pope vertrieb uns durch ſeinen Unterricht in der Sprache alle Tage etliche Stunden für ein geringes Geld. Er brachte endlich

lich einige kleine Bücher mit, welche von der Griechiſchen Religion handelten. Er war ſo unwiſſend darinne, als man nur ſeyn kann. Steeley widerſprach ihm nach ſeiner Gemüthsart ſehr oft, und ſo wenig er noch das Ruſſiſche ſprechen konnte: ſo konnte er doch genug, um ihn zu widerlegen. Ich und Sidne baten ihn oft, es nicht zu thun, weil wir nach und nach viel Bosheit bey dem Popen merkten. Da endlich unſer Geld alle wurde, und der Pope auf die letzt meiſtens betrunken zu uns kam: ſo dankten wir dieſen Geiſtlichen ab. Dieſes verdroß ihn. Er ſchalt auf Steeleyn und den armen Sidne, der ihm das letzte Geld für ſeine Unterweiſung auszahlte. Wir ſuchten ihn bald durch gute Worte, bald durch Stillſchweigen zu beſänftigen; aber vergebens. Der Brandwein und eine niederträchtige Seele tobten aus ihm, und er lärmte und ſchrie, bis die Wache hereintrat. Sie fragte, wer es wäre, und der Böſewicht beſchuldigte uns, daß wir wider den Czaar und die Kirche geſprochen hätten. Die Wache ward über dieſe Beſchuldigung ſo raſend, daß wir in der Gefahr waren, umgebracht zu werden. Der Oberaufſeher kam und verſprach dem Popen Genugthuung; wir aber wurden gleich als die größten Miſſethäter geſchloſſen. Ach meine Gemahlinn, ſoll ich euch unſere damalige Angſt beſchreiben? ſoll ich euch alles ſagen? Wir wurden den andern Tag zum Verhör gebracht. Der Pope, deſſen Wort unbetrüglich war, wiederholte ſeine Beſchuldigung zuerſt gegen Steeleyn. Mein Freund berief ſich auf ſeine

Unſchuld; aber bey dieſem erſchrecklichen Gerichte galt ſie nicht. Man verfuhr nach ihrer barbariſchen Gewohnheit, die Wahrheit vor Gerichte herauszubringen. Man ließ ihn niederwerfen, und ihm die Bodoggen geben, damit er bekennen ſollte. Er ſtund dieſe Marter vor unſern Augen ſtandhaft aus, und ließ unter den Händen der Barbaren, die ihn mit zween Stäben auf den bloßen Leib ſchlugen, nicht die geringſte Klagen hören. Als ſeine Quaal vorüber war, ohne daß man ihm ein Geſtändniß hätte abzwingen können: ſo kam die Reihe an den unglückſeligen Sidne. Der Pope bekannte wider ihn, und Sidne, der mit tauſend Thränen und Bitten dieſer Marter vergebens zu entgehen ſuchte, ward endlich niedergeriſſen. Ich wollte das Geſicht wegwenden, um ſeiner Quaal nicht mit zuzuſehen; allein die Wüteriche nöthigten mich, der nächſte Zeuge davon zu ſeyn. Er erduldete ſie, ohne ſie zu überleben. Sobald man ihm die geſetzte Zahl von Streichen gegeben hatte: ſo lag er ohne Bewegung da. Man nahm ein Geſchirr mit Waſſer, und goß es ihm über das Geſicht, um ihn wieder zu ſich ſelbſt zu bringen; doch es war kein Leben in ihm; und dieſes befremdete unſere Richter um deſto weniger, weil viele von den Angeklagten unter dieſer Marter das Leben einbüßen. Steeley war wegen ſeines Unvermögens bey Seite geſchafft! Sidne war todt, und ich erwartete, ohne mir recht bewußt zu ſeyn, mein Schickſal. Der boshafte Pope verlor entweder mit dem Leben des Sidne ſeine Rachbegierde, oder er hielt

ſich

ſich von mir am wenigſten beleidiget. Er beſchuldigte mich keiner Läſterungen wider den Staat, er begehrte nur, daß ich geſtehen ſollte, daß meine beiden Cameraden welche ausgeſtoßen hätten. Ich vertheidigte mich, daß ich von nichts wüßte. Man befahl, eben die Marter an mir vorzunehmen. Man legte mich auf die Erde, und fragte noch einmal, ob ich nichts gehöret hätte. Die Furcht vor der Pein und vor dem Tode beſtürmten mich entſetzlich. Dennoch beſchloß ich, eher zu ſterben, als durch ein falſches Bekenntniß mir das Leben zu retten, und es Steeleyn vielleicht zu nehmen. Ich weis nicht, ob mein trauriger Anblick den Popen zum Erbarmen bewegte; genug, er bat für mich um Gnade und ſagte, daß ich vielleicht die Läſterungen nicht könnte verſtanden haben, weil ich nicht ſo viel Rüſſiſch könnte, als die beiden Andern. Man ließ mich alſo wieder aufſtehen, und brachte mich in unſer Gefängniß zurück, in welchem ich Steeleyn ſinnlos antraf. Ich warf mich zu ihm auf das harte Lager und umarmte ihn mit der einen Hand; denn mit der andern war ich noch geſchloſſen. Er ſprach die ganze Nacht kein Wort, und lag in einem fühlloſen Schlummer. Der Morgen brach an. Ich redte auf meinen Freund, und er ſchlug endlich zu meiner Freude die Augen auf, und reichte mir die Hand. Unſer Aufſeher kam und erkundigte ſich, ob Steeley noch lebte. Er ließ mir die Banden abnehmen und ſchien uns beide zu bedauern. Ich verſicherte ihn bey allem, was heilig iſt, daß mein Freund ſo unſchuldig wäre, als ich.

Das

Das hilft euch nichts, ſprach er. Das Zeugniß des Popen, als eines Geiſtlichen, gilt, und ihr ſeyd beide verurtheilet, nach Siberien geſchickt zu werden. Gott helfe euch! ich kann euch nicht helfen; ſonſt muß ich alles von dem Popen befürchten. Seyd zufrieden, wenn euch die Zunge nicht aus dem Halſe geſchnitten wird, ehe ihr nach Siberien verwieſen werdet; denn dieſes widerfährt denen, die wider den Staat, oder die Kirche geſprochen haben. Warum ſeyd ihr ſo unvorſichtig geweſen, und habt den Popen beleidigt? In ein Paar Tagen wird man euch nebſt andern Gefangnen nach Siberien ſchicken. Ich werde euch wohl nicht wieder ſehen. Ich warf mich neben Steeleyn nieder, der immer noch in ſeiner Betäubung lag, und wenigſtens itzt glücklicher war als ich, weil er ſich ſeiner nicht mehr bewußt zu ſeyn ſchien. Anſtatt, daß der Aufſeher mir einen Troſt hätte zuſprechen ſollen; ſo forderte er für die grauſame Nachricht, und für ſeine Dienſte überhaupt, noch eine Belohnung. Ich griff in Steeleys Taſchen, um für ihn etwas zu ſuchen; allein die Wache hatte ihm alles genommen. Da der Aufſeher kein Geld mehr ſah: ſo ſchien der Schatten von ſeinem Mitleiden zu verſchwinden. Er gieng mißvergnügt fort, und ließ mich in einem Zuſtande liegen, den ich euch nicht beſchreiben kann. Ich verſank in Schwermuth und Traurigkeit. Von Gott und Menſchen in meinen Gedanken verlaſſen, und feindſelig im Herzen wider beide, ſchlief ich ſchrecklicher Menſch ein, indem ich mir den Tod

tauſendmal wünſchte. Es war viele Nächte kein Schlaf in meine Augen gekommen, und meine zerſtörten und ermatteten Geiſter hatten eine lange Ruhe nöthig, wenn ſie wieder zu ſich ſelbſt kommen ſollten. Ich glaube, daß ich länger als vier und zwanzig Stunden in einem Stücke geſchlafen habe. Ich erwachte und ſah meinen Freund mit aufgeſchlagenen Augen neben mir liegen. Er fragte mich, wo Sidne wäre, denn er war weggeſchafft worden, ehe Sidne ſtarb. Ich konnte ihm nicht antworten. Iſt er todt? ach wenn doch Gott das wollte! ſo wäre er glücklicher, als wir. So iſt er nicht mehr in den Händen der Henker? Ich ſagte ihm, daß er todt wäre. Ich fragte ihn, ob er noch große Schmerzen empfände, und er fragte mich, ob ich ſie noch ſehr fühlte; denn er glaubte, daß ich ſeine Marter ebenfalls ausgeſtanden hätte. Alſo hat man euch verſchonet? fieng er, nach meiner Erzählung an. Nun bin ich doppelt zufrieden. Sidne iſt todt, und ihr habt meine Quaal nicht gefühlt. Für beides müſſen wir Gott danken.

Ich konnte ihm die Nachricht von unſrer Verweiſung nach Siberien nicht länger verſchweigen. Ich ſagte ihm, was ich von dem Aufſeher gehöret hatte. Er ſchien durch das erlittne Unglück ſchon ſo unempfindlich geworden zu ſeyn, daß ihn Siberien nicht mehr ſchreckte. Als ich aber davon anfieng, daß man uns vielleicht noch grauſamer begegnen würde: ſo rang er die Hände. Nein, nein, ſchrie er, lieber den Tod, tauſendmal lieber, als jenes.

nes. Wollt ihr noch leben, wenn man euch ſo mißhandelt? Wir überließen uns der Wut und der Verzweiflung vom neuen. Indem trat der Aufſeher in unſer Gefängniß, und kündigte uns an, daß man uns morgen früh nach Siberien abführen würde. Wird man uns, rief Steeley, noch etwas mehr thun? Nein, ſprach der Ruſſe, nichts mehr, ihr ſeyd beide nur verurtheilt, nach Siberien zur Arbeit verwieſen zu werden. Nun ſchien uns das größte Elend geringe zu ſeyn, da wir nur hörten, daß man keine weitere Gewalt an uns ausüben wollte; und wir fanden in dem Verluſte dieſer Furcht eine Art des Troſtes, den uns alles andre nicht hätte geben können. Steeley wollte dem Aufſeher noch eine Belohnung geben, allein ſein Geld war ihm genommen. Nachdem er lange geſucht, fand er endlich noch zween Rubel. Er ſtund vor Freuden zum erſtenmale von ſeinem Lager auf, und ſagte dem Aufſeher, daß er ſeinen Reichthum mit ihm theilen wollte. Dieſer war auch ſo menſchlich, daß er ihm die Hälfte zurück gab. Steeley fragte darauf, wo man den todten Körper des Sidne hingethan hätte, ob er ihn nicht noch einmal ſehen könnte. Der Ruſſe antwortete, daß man ihn ſchon an dem Orte eingeſcharret hätte, wo die Miſſethäter begraben würden. Er liege, wo er wolle, fieng er mit einem thränenden Ungeſtüm an, er iſt doch ein ehrlicher Mann und mein Freund: es iſt ihm unrecht geſchehen. = = Ich rief ihm zu, daß er ſchweigen und ſich aus Liebe zu ſei-

nem todten Freunde nicht noch unglücklicher machen ſollte. Er fragte, ob es nicht noch möglich wäre, einen von ſeinen Landsleuten zu ſprechen; aber daran war nicht mehr zu denken. Nunmehr nahm unſer Auſſeher Abſchied. Wir dankten ihm unausſprechlich für ſeine Menſchenliebe, ob wir ſie gleich meiſtens erkauft hatten. Wir umarmten ihn und fragten ihn immer, ob es auch gewiß wäre, daß man uns nichts weiter thun würde. Er verſicherte uns dieſes mit dem größten Eide, den ſie in ihrer Sprache haben. Wir wollten ihm noch etwas Geld geben, daß er uns zu eſſen ſchaffen ſollte; denn es war wohl der dritte Tag, daß wir nichts zu uns genommen hatten. Auf einmal ward er großmüthig, und ſagte, daß er uns zu Eſſen und auch ein Glas Brandwein auf unſre traurige Reiſe, und Steeleyn ein Pflaſter über den Leib bringen wollte, welches ihm gute Dienſte thun würde. Er hielt ſein Wort, und brachte uns, was er uns verſprochen hatte. Wir aßen den Abend ziemlich ruhig, und ergaben uns in alles, was uns begegnen würde, weil wir ſicher waren, daß uns faſt nichts ſchrecklichers begegnen konnte. Der Schmerz, den Steeley noch in dem Leibe fühlte, minderte ſich durch das empfangne Pflaſter. Der Morgen brach an, ohne daß wir geſchlafen hatten, und man forderte uns zur Reiſe auf. Der Aufſeher empfahl uns dem Officier, der uns zu den übrigen acht Gefangnen führte, welche mit uns nach Sibirien ſollten gebracht werden, und welche, wie ich nachdem erfuhr,

fuhr, meiſtens vornehme Ruſſen und wegen der Rebellion verdächtig waren. Wir wurden alle zehen auf zwey Fahrzeuge vertheilt, und ich hatte gleich das Unglück, daß man Steeleyn von mir trennte, und auf den andern Wagen wies. Mehr hatte zu meinem Elende nicht gefehlt. So wie wir auf einer Station ankamen, mußten wir auch wieder fortgebracht werden; alſo kam Steeley niemals zu mir, und ich habe auf dem ganzen Wege nichts, als einzelne Worte, mit ihm ſprechen können. Drey von meinen Gefährten waren Ruſſen, und ihre Herzen waren ſo wild, als ihre Geſichter. Ihr Unfall machte ihre Gemüther nur mehr erbittert, und ſie ſchämten ſich, daß ſie, als Ruſſiſche Knees, mit einem Schweden und einem Franzoſen, denn dieſer war mein vierter Gefährte, ein gleiches Unglück theilen ſollten. Der Franzoſe, der Major geweſen war, und ſich unglücklicher Weiſe ſeinem Oberſten mit dem Degen widerſetzt hatte, war bald mein Vertrauter, und wir waren um deſto glücklicher, weil die Ruſſen kein Franzöſiſch verſtunden. Er hatte die edlen Meynungen einer guten Erziehung im Felde nicht verloren; und ſo unterſchieden ſeine Gemüthsart von der meinigen war: ſo machte uns doch das Unglück ſchon halb zu Freunden. Er hatte ein von Natur ehrliches Gemüth, und das Mißtrauen, das ich Anfangs bey ihm merkte, verlor ſich völlig, da er mein Herz kennen lernte. Ich bildete ihn auf unſerm elenden und beſchwerlichen Wege ſo, wie ich ihn haben wollte, und wie er ſeyn

mußte,

mußte, wenn er mir Steeleys Verluſt einigermaßen erſetzen ſollte. Je näher wir Siberien kamen, deſto unfreundlicher wurden wir an denen Orten aufgenommen, wo man uns weiter fortſchaffen mußte. Wir achteten die Niederträchtigkeiten, ich und Remour, ſo hieß der Franzoſe, kaum mehr, mit denen man uns begegnete. Wir bleiben doch rechtſchaffne Leute, ſprach der Major immer zu mir, wenn uns gleich der Pöbel verunehrt. Er, ich, und die vornehmen Ruſſen, wir waren einer ſo arm, als der andere; und wenn wir auch etwas gehabt hätten: ſo würde uns doch der Pöbel, oder unſere eigene Bedeckung nichts gelaſſen haben; ſo feindſelig geht man mit denen um, die das Unglück haben, nach Siberien beſtimmt zu ſeyn. Wir hatten nichts, als trocknes Brodt, und auch damit waren wir zufrieden. Die Kälte quälte uns am meiſten. Niemand empfand ſie mehr, als der arme Steeley an ſeinem mißhandelten Körper. Nach ungefähr ſechs oder ſieben Wochen kamen wir in Tobolskoy an, wohin wir verwieſen waren. Wir fanden, daß ichs kurz ſage, hier alles, was eine Gegend fürchterlich, und das Elend eines ins Elend verwieſenen traurig machen kann. Wir wurden dem Gouverneur vorgeſtellt, und ich hatte das Unglück, von meinem lieben Steeley getrennt zu werden; doch blieb mir Remour. Der Gouverneur legte uns allen nach der eingeführten Gewohnheit einerley Schickſal auf, nämlich die elende Beſchäfftigung, Zobel zu fangen, deren Felle an den Ruſſiſchen Hof

ge=

geliefert werden. Stellt euch vor, was ein Mann von meinem Stande und von meiner Gemüthsart fühlen muß, der ſich zu der niedrigſten Verrichtung verdammt ſieht, der mit ſtumpfen Pfeilen in den Wäldern herumirren und Zobel erlegen, oder ſie mit Fallen fangen, und unter den Befehlen ſolcher Menſchen ſtehen muß, die nicht viel vernünftiger, und oft grauſamer, als Thiere ſind. Wenn nicht die größte Plage durch die Länge der Zeit etwas von ihrer Laſt verlöre; wenn nicht die größten Beſchwerlichkeiten dem Körper endlich zur Gewohnheit würden, oder, daß ich mehr ſage, wenn Gott denen, die ohne ihre Schuld unglücklich ſind, nicht ſelbſt ihr Schickſal durch ihre Unſchuld und durch die geheimen Vergnügungen eines guten Gewiſſens in gewiſſen Stunden erleichterte: ſo würde mein Zuſtand in Siberien ein Stand der Verzweiflung geweſen ſeyn. So elend jeder Tag verſtrich; ſo fand ich doch wenigſtens alsdann eine Beruhigung, wenn ich meinen Remour ſehen und ſprechen, und das, was mir begegnet war, und auch das, was ich ihm ſchon hundertmal geſagt hatte, in ſeine Seele ausſchütten konnte. Ein Sklave zu ſeyn, bleibt allemal das größte Unglück; allein einen Freund in dieſem Elende zum Gefährten zu haben, iſt zugleich die größte Wohlthat. Eine Umarmung, ein Wort, ein Blick von ihm, alles iſt ein Troſt, der ſich nicht ausdrücken läßt, alles iſt Mitleiden; und was ſucht ein unglückliches Herz, das der Nothwendigkeit, elend zu ſeyn, unterworfen iſt, mehr, als Mitleiden? Ich

würs

würde undankbar gegen mein Schickſal ſeyn, wenn ich, da ich euch mein Ungemach erzähle, nicht auch der kleinen Annehmlichkeiten gedächte, die der Elendeſte noch in ſeinen Umſtänden zuweilen empfindet. Die Natur der Dinge ſcheint ſich, dem Unglücklichen zu gefallen, oft zu verändern; und das, was mir im Glücke eine Betrübniß geweſen ſeyn würde, war mir im Unglücke ein Troſt. Ich habe, ſeitdem ich ſo glücklich bin, weniger ein Sklave zu ſeyn, dieſen Spuren der Vorſehung oft mit tiefer Ehrfurcht, obgleich mit einem innerlichen Schauer, nachgedacht. Vielmal habe ich, wenn ich der Verzweiflung am nächſten war, und in der Ferne einen andern Verwieſenen erblickte, in dieſem Augenblicke einen Troſt gefunden. Der Tod ſelbſt, der uns ſonſt ſo ſchrecklich ſcheint, iſt mir tauſendmal zur Wolluſt geworden, und der Gedanke von ihm, der uns ſonſt niederſchlägt, hat mich unter der Laſt, unter der ich ſeufzte, recht göttlich aufgerichtet. Ich bin in der Vorſtellung, daß ich in dieſer oder jener Nacht vielleicht ſterben könnte, oft ſo freudig eingeſchlafen, als ob ich alles hätte, was ich wünſchte. Und wenn ich um und neben mir kein Vergnügen erblicken konnte: ſo brachte mir die Religion doch oft die Freuden aus einer andern Welt herüber. Nachdem ich alſo drey Jahre in einer vollkommnen Knechtſchaft zugebracht, und, gleich den andern Gefangnen, mir das Brodt aus den Händen meiner Gebieter durch eine gewiſſe beſtimmte Anzahl der Thiere, die wir fiengen, erkaufen müſ-

ſen: ſo ereignete ſich dieſe Begebenheit mit dem Pohlniſchen Juden. Dieſer dankbare Mann, wie ich euch ſchon erzählt habe, hat mich durch ſeine Fürbitte bey dem Gouverneur und durch ſein erlegtes Geld von der Arbeit befreyet. Er hat es nach und nach ſo weit gebracht, daß ich in ein lichter und geräumer Behältniß gekommen bin. So bald ich dieſes nur hatte: ſo ſuchte er mir meine Gefängenſchaft noch mehr zu erleichtern. Er brachte mir ein bequemes Kleid, und entriß mich dem groben und wilden Anzuge, in welchem ich nun ſchon ſo lange gegangen war. Schreckliches Kleid, das noch hier vor meinen Augen hängt, und mich an das vorige Unglück erinnert! Er brachte mir allerhand Decken und Pelzwerke zum Schlafen, wiewohl mich dieſe Anfangs nur an dem Schlafe hinderten. Eine lange Gewohnheit, hart zu liegen, hatte ſie faſt unnützlich für mich gemacht. Er beſuchte mich oft, und niemals, ohne mir eine Gutthat zu erweiſen. So ſehr mein Zuſtand von dem vorigen unterſchieden war; ſo war er mir doch nicht angenehm genug, weil ich ihn nicht mit Steeleyn, oder mit Remourn, theilen konnte. Von Steeleyn hatte mein Wohlthäter auf mein Bitten die Nachricht eingezogen, daß er nach Pohem, vierzehn Tagereiſen von Tobolskoy, gebracht worden wäre, ob er aber noch lebte, das konnte ich nicht erfahren. Der Jude hat mir ein Geſchenk von einem Dutzend Dukaten gemacht, damit ich in ſeiner Abweſenheit etwas zu meiner Verſorgung hätte. Ich wagte es

und

und bat ihn, daß er drey davon Remourn überbringen, oder ihm einige Erquickung dafür ſchaffen möchte, die übrigen hub ich in Gedanken für Steeleyn auf. Er that es, und das war nicht genug: er brachte es noch denſelben Tag dahin, daß Remour etliche Stunden zu mir gelaſſen wurde. Ich theilte mein Herz mit ihm und alles, was ich hatte. Ich hoffte dieſes Vergnügen noch mehrmal zu genießen: allein er ward darauf krank und ſtarb; und ich erhielt nicht eher, als etliche Stunden vor ſeinem Tode, die Erlaubniß, ihn zu beſuchen, da er kaum noch etliche Worte ſtammeln konnte. Der Jude ſetzte, wie er mir verſprochen hatte, ſeine Beſuche fleißig fort. Er gab mir allerhand Anſchläge, allerhand Nachrichten von dem Gouverneur, und ſagte mir, daß er bey dem Czaar in großen Gnaden ſtünde, daß er mit ihm in Deutſchland geweſen wäre, daß ſeine Gemahlinn aus Curland gebürtig und eine Vertraute der Catharina geweſen ſey. Er erzählte mir ferner, daß der Gouverneur ein großer Liebhaber vom Bauen wäre, und daß ich, wenn ich etwas von der Baukunſt verſtünde, mir vielleicht gar ſeine Gnade erwerben würde. Dieß war mir eine ſehr angenehme Nachricht. Ich ſagte ihm, daß ich zeichnen und Riſſe zu Gebäuden machen könnte; und wenn er mir die nöthigen Sachen ſchaffte; ſo würde ich wenigſtens eine Beſchäfftigung in meiner Einſamkeit mehr haben. Er that es, und ich übte mich einige Wochen. So bald ich einen nicht ungeſchickten Riß fertig hatte; ſo

trug

trug ihn der Jude zum Gouverneur. Den andern Tag wurde ich ſchon zu ihm geholt. Er verſtund zu meinem Glücke etwas von der Baukunſt, und würdigte mich, als mein Befehlshaber, etlicher freundlicher Mienen, und unterredete ſich mit mir bald auf deutſch, bald im gebrochnen Latein. Er erſchrack, daß ich ſo fertig Latein ſprechen konnte, und von dieſem Augenblicke an ſchien er mich zu bedauern. Wenn es bey mir ſtünde, ſprach er: ſo wollte ich euch die Freyheit ſchenken; allein ihr ſeyd auf zeitlebens nach Siberien verbannet, und ich kann nichts thun, als euch eure Gefangenſchaft erträglicher machen. So lange ich lebe, ſoll euch alle Arbeit der Gefangnen erlaſſen ſeyn, ohne daß der Jude etwas weiter für euch bezahlt. Seyd ihr damit zufrieden? Ich bedankte mich ſehr ehrerbietig, und ſah ihn beweglich an. Ihr könnt leicht denken, warum ich ihn nunmehr bat. Ich nahm alle meine Beredtſamkeit zuſammen, um ihn zu bewegen, daß er einem Freunde von mir, der zugleich mit mir nach Siberien verwieſen worden, und Steeley hieße, eben die Großmuth erzeigen ſollte, die er mir erwieſen hätte. Ihr bittet mehr, fieng er an, als mir zu thun frey ſteht. Ich will mich entſchließen. Itzt könnt ihr gehen und mir den Riß von dem Gebäude machen, von dem ich mit euch geſprochen habe. Indem er dieſes noch ſagte, trat ein ſehr ſchönes Frauenzimmer mit einer viel verſprechenden und großmüthigen Miene in das Zimmer. Wartet, rief er mir zu. Hier, meine Gemahlinn,

linn, fuhr er fort, iſt der unglückliche Schwede, von dem ich euch neulich geſagt habe. Wenn es euch gefällt, ſo könnt ihr ſelbſt mit ihm reden, und ihm etwas zu eſſen reichen laſſen. Ich will ein paar Stunden auf die Jagd reiſen. Er gieng fort, und ſeine Gemahlinn redte auf eine ſehr liebreiche Art mit mir, und ſagte, daß ſie Urſache hätte, an meinem Unglücke Theil zu nehmen, weil ich, wie ſie hörte, ein halber Landsmann von ihr wäre. Sie that tauſend Fragen an mich, und belohnte meine Erzählungen mit einer mitleidigen Aufmerkſamkeit, und mit einer Höflichkeit, die mir alle Furcht benahm, frey und edel mit ihr zu reden. Nichts hörte ſie lieber, als die vortheilhaften Beſchreibungen die ich ihr von euch machte, und die Wünſche, euch, meine Gemahlinn, wieder zu ſehen. Ich bedaure ſie, fieng ſie an, nachdem ſie wohl zwo Stunden mit mir geſprochen hatte; und ich würde ihren Verdienſten ein beſſer Schickſal anweiſen, wenn ich dem Hofe näher wäre. Vielleicht iſt es möglich, daß ich mit der Zeit etwas zur Rückkehr in ihr Vaterland beytragen kann. Die ausnehmende Liebe, die ſie wider die Gewohnheit ihres Geſchlechts für ihre Gemahlinn haben, und ihr Unglück, ſind genug, mich zu ihrer Freundinn zu machen, und ich kann ihnen meine Hochachtung nicht entziehen, wenn gleich ihre Gebieter ihnen als einem Sklaven begegnen. Gefällt ihnen mein Mitleiden: ſo beruhigen ſie ſich damit in einem Lande, wo die Barbarey die Stelle der Tugend zu vertreten ſcheint. Ich würde dieſen

Mittag

Mittag mit ihnen ſpeiſen, wenn ich meinem Willen folgen dürfte. Darauf langte ſie von der Tafel, die ſchon gedeckt war, eine Flaſche Wein, und trank mir eure Geſundheit zu. Ich ward von ihrer Großmuth bis zu den Thränen gerührt, und es war mir unmöglich, ihr meinen wahren Namen länger zu verſchweigen. Ich warf mich zu ihren Füßen. Madame, fieng ich an, ſie verdienen, daß ich ihnen auf den Knien für die Freundſchaft danke, die ſie mir Unglücklichem ſchenken. Ich muß ihnen alles ſagen, wenn auch mein Bekenntniß mit der Gefahr meines Lebens verknüpft ſeyn ſollte. Alles iſt wahr, was ich ihnen erzählt habe, allein ich heiße nicht Löwenhoek. Nein, ich bin der Graf von G = = und ich bitte ſie bey ihrer edlen Seele und bey meiner Gemahlinn, meinen Namen nicht zu entdecken. Sie hob mich freundlich auf, und ich erzählte ihr mein Unglück bey der Armee. O Gott! rief ſie, ſind ſie der Graf von G = =? Mein Gemahl hat ihren Vater als Geſandten in Moskau gekannt. Unglücklicher Graf! Sagen ſie ihm ja nichts davon. So viel ich Urſache habe, mit ſeiner Aufführung gegen mich zufrieden zu ſeyn: ſo hat er doch gegen Andere ein hitziges rachgieriges Herz, und wie bald könnte es nicht geſchehen, daß ſie ihn wider ihren Willen beleidigten! Begegnen ſie ihm ja allezeit mit einer tiefen Unterwerfung, und alsdann am allermeiſten, wenn er am gnädigſten mit ihnen umgeht, außerdem ſtehen ſie in der Gefahr, noch weit mehr zu erfahren. Er liebt das Geld, und es wird

gut

gut für ſie ſeyn, wenn ihm der Jude von Zeit zu Zeit ein Geſchenk macht. Ich habe kein Geld, fuhr ſie fort, um ihnen zu dienen; allein ich habe Juwelen, von denen mein Gemahl nichts weis, davon will ich ihnen einige holen. Der Jude iſt ein ehrlicher Mann, und wird ihnen doch wenigſtens die Hälfte ſo viel dafür geben, als ſie werth ſind; allein ich wollte es nicht gern, daß ſie ihm ſagten, von wem ſie ſolche bekommen hätten. Sie brachte mir darauf zwo goldne Einfaſſungen, die, wie ich muthmaßte, von ein Paar Portraits abgenommen waren. Sie waren mit koſtbaren Steinen beſetzt. Nehmen ſie, ſprach ſie, dieſes Geſchenk als einen Beweis an, daß es mir nicht an dem Willen fehlt, ihr Elend zu mindern. Ich zweifle, daß ich jemals wieder die Gelegenheit erhalten werde, ſie allein zu ſprechen; darum wiederhole ich ihnen mein Mitleiden und meine Hochachtung, und bitte ſie, in mir auch alsdann ihre Freundinn zu erkennen, wenn ich genöthigt ſeyn werde, die Perſon einer Gebieterinn anzunehmen. Begeben ſie ſich nunmehr wieder in ihren einſamen Aufenthalt. Ich will ſehen, ob ichs bey meinem Gemahle ſo weit bringen kann, daß ihr Freund, von dem ſie mir erzählt haben, zu ihrer Geſellſchaft hieher verlegt wird. Gewiß kann ichs ihnen nicht verſprechen. Gehen ſie und leben ſie wohl, armer Graf! Ich kehrte als im Triumphe zurück, und hielt mich nunmehr unter den Händen der Barbaren für geehrt und glücklich; ſo ſehr erfüllte das Mitleiden dieſer ſo großmüthigen Seele

mein

mein Herz mit Hoheit und Hoffnung. Mein Jude beſuchte mich den Tag darauf. Und ehe ich ihm erzählte, wie ich von dem Gouverneur aufgenommen worden: ſo ſagte ich ihm, daß ich ſo glücklich geweſen wäre, in dem alten Kleide meines verſtorbenen Freundes, das er, da er bey mir war, zurück ließ, weil ich ihm ein neues gab, und das ich izt vor mir hingelegt hatte, einige Koſtbarkeiten zu finden, wodurch ich ihm vielleicht die Koſten erſetzen könnte, die er als mein Freund für mich zeither aufgewandt hätte. Er betrachtete die beiden Einfaſſungen mit Erſtaunen, und ſchien mein Vorgeben zu glauben. Das ſind fürſtliche Koſtbarkeiten, fieng er an, und ich kann euch meine Aufrichtigkeit nicht beſſer beweiſen, als daß ich euch ſage, daß ſie fünf bis ſechs tauſend Thaler werth ſind. Wollt ihr mir ſie anvertrauen; ſo will ich ſie euch bey einem Juden, der Steine einkauft, verhandeln. Ein Mann, ſprach ich, der mir ſo viel Gutes erwieſen hat, wie ihr, verdient das größte Vertrauen. Allein, verſetzte er, was wollt ihr mit ſo vielem Gelde anfangen? Man könnte es euch über lang oder kurz nehmen. Wißt ihr, was ich machen will? Ich will das Geld, das ich dafür bekomme, bey einem Juden, der hier wohnhaft iſt, niederlegen; er ſoll euch nicht um einen Groſchen betriegen. Ich will ihm, und, wenn ich binnen acht Tagen wieder zurück nach Pohlen reiſe, auch dem Gouverneur ſagen, daß ich euch als dem Erhalter meines Lebens ſo und ſo viel zu eurer Verſorgung, und, wenn es möglich wäre,

zu eurer baldigen Befreyung zurückgelaſſen hätte. Kurz, ich war alles zufrieden. Er verkaufte die Juwelen für fünftauſend Thaler, und brachte mir tauſend baar und das übrige durch eine Anweiſung mit. Ich bot ihm für ſeine treuen Dienſte zweyhundert Thaler an; allein er nahm ſie unter keiner andern Bedingung, als daß er ſie bei ſeiner Abreiſe dem Gouverneur ſchenken wollte, damit er mir günſtig bliebe. Dieß iſt geſchehen. Er hat mir durch meinen lieben Juden verſprechen laſſen, daß ich Steeleyn gewiß zu mir bekommen ſollte, zumal wenn er auch etwas von der Baukunſt verſtünde. Der Jude ſelbſt ſteht nunmehr im Begriffe fortzureiſen. Ich verliere ſehr viel an dieſem treuherzigen Manne; doch ich will ihn gern verlieren, wenn er das Werkzeug iſt, durch den ihr von mir, und ich von euch eine Nachricht erhalte. Er kennt meinen wahren Stand, und er hat mirs auf die heiligſte Art verſprochen, weder mich zu verrathen; noch zu ruhen, bis er euren Aufenthalt in Liefland ausfündig gemacht. In dieſer einzigen Abſicht hat er hundert Thaler zu Reiſekoſten von mir angenommen. Er kömmt, der ehrliche Mann, und will Abſchied nehmen und ſeinen Brief haben. Ich umarme euch, wo ihr auch ſeyd, mit der treueſten Liebe. Möchten doch meine Umſtände ſo bleiben, wie ſie itzt ſind! ſo hoffe ich noch, euch wieder zu ſehen und all mein ausgeſtandnes Elend in euern Armen zu vergeſſen. Bittet den Himmel um dieſe Glückſeligkeit. Ja, meine liebſte Gemahlinn, er wird ſie uns noch ſchenken.

P. S.

P. S. Ich habe, weil Steeley noch nicht zugegen iſt, an ſeinen Vater nach London, und auch an den Engliſchen Geſandten nach Stockholm geſchrieben, und unter dem Namen Löwenhoek beiden von meines Freundes neuem Unglücke Nachricht gegeben.

Dieſes ſind die beiden Briefe, die mein Gemahl in ſeiner Gefangenſchaft an mich geſchrieben. Er hat, von dem Abgange des letzten Briefes an, ungefähr noch anderthalb Jahr in Siberien zugebracht. Ich will das übrige ſo erzählen, wie er mirs mündlich erzählet hat.

Einige Wochen nach des Juden Abreiſe, ſprach er, ward ich zum Gouverneur geholt. Ich übergab ihm mit vieler Demuth den Riß, den er mir zu machen befohlen hatte. Er war ziemlich wohl damit zufrieden: allein er war doch der Gouverneur und ich ſein Gefangner. Kurz, er ſchämte ſich, mir eine Art der Hochachtung äußerlich ſehen zu laſſen, die er mir vielleicht im Herzen nicht ganz abſchlagen konnte. Er fragte mich, ob mir der Jude ſo und ſo viel Geld zurückgelaſſen hätte, und ich beantwortete es mit Ja. Darauf befahl er, daß der Gefangne hereintreten ſollte; dieſes war mein lieber Steeley, den ich faſt ſeit vier Jahren nicht geſehen hatte. Ich vergaß vor Freuden, daß ich vor dem Gouverneur ſtund, und lief auf Steeleyn mit offenen Armen zu. Er ſoll euer Geſellſchafter ſeyn, fieng der Gouverneur an; allein wie lange, das kann ich euch nicht

 ſagen.

ſagen. Ich verſtund dieſe Sprache, und bat, ob er ſich nicht wollte gefallen laſſen, daß ich tauſend Thaler zum Unterhalte meines Freundes erlegen dürfte. Er ſagte, daß er ſie zum Pfande, daß wir ſeine Gnade nicht mißbrauchen würden, annehmen wollte. Der Jude von dem ich die Anweiſung bey mir hatte, ward gefordert, und bezahlte die tauſend Thaler. Er erhielt zugleich die Erlaubniß, mich anſtatt des abgereiſten Juden zu beſuchen und mich mit dem Nothwendigen zu verſehen. Nunmehr durfte ich an der Hand meines Steeleys, der noch wie in einem Traume war, und nichts als etliche abgebrochne Worte zu mir geſprochen hatte, nach meinem Behältniſſe eilen. Unſere erſte Beſchäfftigung, als wir allein waren, beſtund darinne, daß wir einander eine lange Zeit anſahen, ohne ein Wort zu ſprechen. Alsdann ſuchte ich ihm Wäſche und eine Kleidung, womit mich der Jude noch vor der Abreiſe verſorget hatte, allein er war nicht vermögend vor trunkner Freude ſich allein anzukleiden, ich mußte ihm helfen. Er ſah die Sachen, die ich ihm gab, recht mit Erſtaunen an, als ob er ihren Gebrauch vergeſſen hätte. Da er endlich angekleidet war: ſo betrachtete er ſich mit unerſättlichen Augen, und weinte. Ich hatte ihn ſchon oft gefragt, wie es ihm gegangen wäre; und er hatte mir nichts geantwortet, als: wie es mir gegangen iſt, mein lieber Graf, wie es mir gegangen iſt? Ja, ich würde ihm, ungeachtet meiner Neugierigkeit, doch nicht haben zuhören können, wenn er mir auch meine Fragen beantwortet

hätte,

hätte, ſo beſtürmt war ich von den Trieben der Freundſchaft und der Freude. Ich reichte ihm ein halbes Glas Wein, denn mehr hatte ich nicht, und erinnerte ihn, wie er mich einmal in Moskau damit tractirt hätte. Wir würden nach und nach unſrer mächtig. Wir hatten einander ſo viel zu erzählen, daß wir nicht wußten, wo wir anfangen ſollten. Unter dieſen Unterredungen verſtrichen ganze Tage und Nächte, und eben ſo viel unter den Wiederholungen unſerer Begebenheiten. Steeley hatte in ſeinem Elende weit mehr erlitten, als ich. Ohne Mitleiden, ohne Freund war er die ganze Zeit ein Sklave, und was noch mehr iſt, ein Gefährte des boshaften Mitgefangnen, des Knees Eskin, geweſen. Dieſes Ungeheuer hat ihm ſeine Hütte des Abends zur Hölle gemacht, wenn er den Tag über die Laſt der Sklaverey überſtanden. Von tauſend niederträchtigen Streichen, vor welchen die Natur erſchrickt, will ich nur einen erzählen. Steeley war krank worden, und hatte ſich etliche Tage nicht von ſeinem Lager aufrichten können. Er hatte ſich alſo genöthigt geſehen, da Eskin des Abends aus den Wäldern zurück gekommen, ihn zu erſuchen, daß er ihm das Gefäß mit Waſſer reichen möchte, weil ihn ſehr durſtete. Alſo durſtet euch recht ſehr? ſpricht Eskin. Das iſt mir lieb. Es hat mich vielmal auch gedurſtet, und ihr ſeyd gegen einen Fürſten doch nur ein Nichtswürdiger. Darauf nimmt er das Trinkgeſchirr und trinkt, und alsdann wirft ers Steeleyn vor die Füße und lacht: da! ſo viel ge-

hört euch! Braucht man wohl mehr zur Verzweiflung, als ſo einen Unmenſchen um ſich zu haben? Nach einer Zeit von einem Jahre und nach unzähligen Beleidigungen, wird dem Eskin, der ſich gegen einen von ſeinen Aufſehern in der Raſerey vergangen, ſo übel mitgefahren, daß man ihn halb todt in ſein Behältniß ſchleppen muß. Man entzieht ihm zween Tage das Brodt; aber Steeley iſt ſo großmüthig und theilet das ſeinige mit ihm. Er reicht ihm, ſo oft er kann, das Trinken. Er wäſcht ihm ſo gar die Wunden aus; und damals hat ihm der Ruſſe die Hand gedrückt, und zu ihm geſagt: vergebt mirs, daß ich nicht eben ſo an euch gehandelt, als ihr an mir thut. Er hat ihm nach dieſem weniger Verdruß angethan. Sein ganzes Glück, das ihm in ſeiner Abweſenheit von mir begegnet iſt, beſteht in einer kleinen Freundſchaft, die ihm ein Coſakiſches Mädchen in dem letzten Jahre vor ſeiner Zurückkunft nach Tobolskoy erwieſen. Sie beweiſt, daß es auch unter dem wildeſten Volke noch edle und empfindliche Herzen giebt. Steeley war eines Tages auf ſeinem Reviere um Pohem ſo glücklich geweſen, die geſetzte Zahl ſeiner Zobel bald zu fangen. Auf dem Rückwege nach der Stadt hatte er ſich, um auszuruhen, bey einer Quelle niedergeworfen. Darauf kömmt ein wohlgebildetes Mädchen zu ihm, und ſieht ihn lange ſtarr an. Endlich ſetzt ſie ſich nieder und trinkt mit der holen Hand aus der Quelle. Armer Fremdling, fängt ſie an, wollt ihr nicht auch trinken? Steeley ſagt, daß ers ſchon gethan hätte. Aber,

ſpricht

ſpricht ſie, wollt ihr denn nicht einen Trunk Waſſer aus meiner Hand annehmen? Thut es doch, ihr dauert mich, ſo oft ich euch gehen ſehe; und ich bin nicht hieher gekommen, um zu trinken, ſondern um euch dieſes zu ſagen. Steeley erſchrickt, und weis ſelbſt nicht, was er ſagen ſoll. Ach, fährt ſie fort, ihr wollt mir nicht antworten? Nun dauert michs, daß ich eurentwegen hieher gegangen bin. Wartet nur, ich will nicht wieder kommen. Er ſieht ſie darauf traurig an, und ſagt, daß er ihr für ihr Mitleiden recht ſehr verbunden wäre, und reicht ihr zur Dankbarkeit die Hand. Dieſe drückt ſie bald an den Mund, bald an die Bruſt. Sie ſpielt mit ſeinen ſchwarzen Haarlocken, und wiederholt ihre Liebkoſung auf zehnerley Art. Er will nunmehr fortgehen. O, ſpricht ſie, wartet doch, ich kann mich an euch gar nicht ſatt ſehen. Ich wollte, daß alle Männer in dieſem Lande ſo ausſähen, wie ihr; alsdann würde es recht hübſch in Siberien ſeyn. Und wenn ihr ja gehen müßt, werdet ihr euch nicht bald wieder hieher ſetzen? Ich habe euch ſo viel zu ſagen, und ich weis nicht, was es iſt. Ich wußte es, ehe ich zu euch kam, und nun habe ichs über euren Haaren vergeſſen. Indem ſieht ſie in die klare Quelle, und ſieht ihr Bild darinne. Aber ſagt mir nur, ſpricht ſie, ſehe ich denn wirklich ſo, wie hier im Waſſer? Ich habe ja auch ſchwarze Augen, wie ihr. Eure gefallen mir, gefallen euch denn meine auch? Sind meine Zähne auch ſo weiß, wie eure? Ja, ſpricht er, ihr ſeyd ſchön, aber laßt mich gehen, ich bin ein

unglücklicher Menſch. Darauf geht ſie mit thränenden Augen fort. Als Steeley den andern Morgen wieder in ſein Revier geht: ſo ſitzt ſie ſchon an der Quelle und wartet auf ihn. Sie nöthigt ihn, daß er ſich niederſetzen und ein Stück Honig und Brodt aus ihrer Hand eſſen muß. Seht ihr, ſpricht ſie, ich äße gern ſelbſt, aber ich gönne es euch doch noch lieber. Und hier habe ich euch auch etliche Zobel mitgebracht, womit mich meine Liebhaber beſchenkt haben. Nun habt ihr den ganzen Tag nichts zu thun. Sie ſollen mir nun alle Tage welche ſchenken müſſen, und ich will ſie euch bringen. Seht mich doch freundlich an. Ihr hört ja, wie gut ichs mit euch meyne. Sie ſpielt darauf wieder ganz beſcheiden mit ſeinen Haaren, und bittet um eine Locke, und zeigt ihm eine Scheere, die ſie zu dieſer Abſicht mitgebracht. Steeley, dem die treuherzige und doch ehrbare Liebe dieſer wilden Coſakinn nicht mißfällt, erlaubt ihr dieſe Bitte. Sie belohnt ihn durch etliche freywillige Küſſe, und zeigt ihm von fern eine Hütte, welches die Hütte ihres Vaters wäre. Darauf nimmt ſie ein Blatt von einem Baume und bläſt. Nunmehr wird mein Bruder kommen. Ich hatte ihn beſtellt. Wenn du mir die Locke nicht im guten gegeben hätteſt: ſo hätten wir dich dazu gezwungen. Fürchte dich nicht, er iſt wie ich; er thut dir kein Leid. Siehſt du, ſpricht ſie, da der Bruder, ein Menſch mit einem ehrlichen wilden Geſichte, näher kömmt, das iſt der Fremdling, dem ich ſo gut bin. Betrachte ihn nur, und ſage es ihm, wie

oft

oft ich von ihm mit dir rede. Zeige ihm doch die Gegenden, wo er mit leichter Mühe die Zahl von Zobeln zuſammen bringen kann. Ich will auch alles für dich thun. Suche mir hier in der Nähe eine Höhle oder einen Baum aus, wo ich dem armen Fremden künftig etwas Honig und Fiſch, und Brodt hinein legen kann. Der Bruder verſpricht es ihr, und geht mit Steeleyn fort, und weiſt ihm verſchiedene Vortheile, und auch einen Ort, wie ihn ſeine Schweſter verlangt hatte. Dieſen hatte ſie zur Vorrathskammer von ihren kleinen Wohlthaten gemacht, oder Steeleyn vielmehr entweder des Morgens, oder des Abends, da erwartet. Sie iſt oft ganze halbe Tage bey ihm geblieben und alsdann hat ihr Bruder ihres Liebhabers Arbeit verrichten müſſen. Da Steeley das vortreffliche Herz ſeiner Schönen wahrgenommen: ſo hat er ſich alle Mühe gegeben, ſie zu bilden, und ihre edeln Empfindungen von den rauhen Eindrückungen ihrer Erziehung zu reinigen. Sie hat, durch die Liebe ermuntert, im kurzen ſeine Meynungen und ſeine Sitten angenommen, und ſo viel Verſtand bekommen, daß er ſich keine Gewalt mehr hat anthun dürfen, ihr gewogen zu ſeyn. Allein dieſes Vergnügen hat für beide nicht lange gedauret, weil Steeley nach drey Monaten, nebſt etlichen andern Gefangnen, in eine andre Gegend zwanzig Werſte von Pohem verlegt worden. Von da iſt er nachdem nach Tobolskoy abgerufen worden, und hat alſo ſeine Freundinn nie wieder geſehen.

Wir richteten, da wir nunmehr wieder beyſammen waren, unſre Lebensart ſo gut ein, als es unſre Umſtände zuließen. Der Gouverneur hatte mir ein Reißzeug gegeben, und ich mußte durch meine kleine Kenntniß, die ich in der Mathematik hatte, ſeine Gewogenheit zu behaupten ſuchen. Ich unterwies Steeleyn in dem, was ich von dieſen Dingen wußte, und da er die Rechenkunſt, die ihm ſein eigener Vater beygebracht, noch ſehr gut verſtund: ſo war er in einem halben Jahre in allen dieſen Uebungen ſo geſchickt, als ich. Wir arbeiteten alſo um die Wette, und der Gouverneur würde uns keine größere Strafe haben anthun können, als wenn er uns befohlen hätte, dieſe Beſchäfftigung nicht zu treiben und müßig zu ſeyn. Allein er ließ es uns nicht an Arbeit fehlen. Er gab uns Rechnungen, er gab uns tauſend alte Riſſe, die wir abcopiren mußten; und ich glaube, daß kein verfallnes Schloß in Siberien und ganz Moskau mehr war, das wir nicht abgezeichnet haben. Er ließ uns zwar nicht zu ſich kommen; allein er beſuchte uns faſt alle Wochen ſelbſt einmal. Wir belohnten dieſe Gnade mit der möglichſten Demuth, und er belohnte ſich für ſeine Herablaſſung dadurch, daß er alles beſſer wußte, als wir, und uns unmittelbar nach einem zu freundlichen Worte, das ihm entwiſcht war, einmal gebieteriſch anfuhr. Steeley, ſo ſehr ihn ſonſt der Geiſt des Widerſpruchs und der Stolz ſeiner Nation belebt hatte, war itzt viel gelaßner. Er ſchwieg, ſo bald ihn der Gouverneur tadelte; allein damit war dieſer

ſer nicht allemal zufrieden. Nein, Steeley mußte reden und ihm in der unwahrſten Sache Recht geben. Dieſes ward ihm ſehr ſauer, und er that es mit einer ſo gezwungnen Art, daß ihm oft der Schweiß darüber ausbrach, und daß ich würde haben laut lachen müſſen, wenn wir an einem andern Orte, als in Siberien geweſen wären. Einsmals traf er uns an, daß wir Schach ſpielten. Steeley hatte die Steine mit dem Meſſer beſchnitzt, und ſie waren freylich nicht gar zu ſauber gemacht. Der Gouverneur beſahe ſie, und hielt ihm eine lange Rede, daß keine Symmetrie und keine Sauberkeit darinne zu finden wäre. Mein Freund gab es gern zu, und entſchuldigte ſich, daß er keine Inſtrumente gehabt hätte. Aber das half alles nicht. Wenn ſie recht ſchön ſeyn ſollten, ſprach der Gouverneur: ſo müßten ſie ſeyn, als wenn ſie gedrechſelt wären, und ihr ſeht doch wohl, daß ſie nicht ſo ſind, daß ſie hier zu viel, dort zu wenig, mit Einem Worte, grob und ſchlecht geſchnitten ſind. Dergleichen Anmerkungen konnte er ganze Stunden fortſetzen, und Steeley zitterte auf die letzt vor dem Beſuche dieſes gebietriſchen Pedanten. Er ſetzte ſich oft, wenn wir zeichneten, neben uns, und ſtopfte ſich eine Pfeife von unſerm Tabacke ein. Wenn er ihn endlich mit vielem Appetit aufgeraucht hatte: ſo warf er die Pfeiſe hin, und that einen großen Schwur, daß unſer Taback nicht das geringſte taugte. Zuweilen pries er uns ſeine Wohlthat, daß er uns die ordentlichen Arbeiten erlaſſen hätte, und nöthigte uns dadurch,

ihn

ihn demüthig zu bitten, daß er uns nicht wieder den andern Sklaven gleich machen möchte. Oft kam er in dem größten Zorne zu uns, und fluchte auf die Gefangnen, ohne zu ſagen, was geſchehen war, und wir mußten ſeine unſinnige Hitze mit Ehrerbietung anhören. Ob wir ihm nun gleich unſere verbeſſerten Umſtände zum Theil zu danken hatten: ſo war er doch bey allen unſern Vortheilen noch unſer beſtändiges Schrecken. Wir kannten ſeine unmäßige Gemüthsart, und mußten alle Tage fürchten, daß es ihm einfallen könnte, uns von einander zu trennen, und wieder unter die andern Gefangnen zu ſtecken. Um dieſem Unglücke zu entgehen, ließ ich ihm durch den Juden, der mein Geld in den Händen hatte, ein kleines Geſchenk nach dem andern machen.

Ein Jahr war verfloſſen, ſeit dem Steeley wieder bey mir lebte. Ich hoffte nun von einem Tage zum andern auf Briefe von euch, weil der Jude, dem ich den meinigen mitgegeben, nach Tobolskoy handelte, und mir alſo leicht eine Antwort übermachen konnte; allein ich hoffte vergebens. Steeley hatte ebenfalls binnen dieſer Zeit nach London und an den Engliſchen Geſandten nach Schweden geſchrieben, und keine Antwort erhalten. Die Gemahlinn des Gouverneurs hatte ich ſeit der Zeit, da ſie mir das großmüthige Geſchenk gemacht, mit Einem Worte, ſeit dem erſtenmale nicht wieder geſehen. Alles dieſes machte uns niedergeſchlagen; und je erträglicher unſere Gefangenſchaft war, deſto mehr meldete ſich der Wunſch in uns, ihrer gar los

zu ſeyn. Und mit was für Rechte konnten wir dieß hoffen, da der Krieg mit den Ruſſen und Schweden noch immer fortdauerte? Ich ſtand eben um die Mittagszeit mit Steeleyn an unſerm kleinen Fenſter, als ich den Juden mit ſchnellen Schritten über den Hof durch den tiefſten Schnee laufen ſah. Er pflegte um dieſe Zeit nie zu kommen, und ich ſchloß aus ſeiner freudigen Miene, daß er mir einen Brief von ſeinem Correſpondenten, dem Pohlniſchen Juden, bringen würde. Er brachte mir auch einen Brief, aber von der Gemahlinn des Gouverneurs. Sie ſchrieb mir folgendes. Der Graf las mir darauf einen Brief, den ich noch beſitze. Ich will ihn hier einrücken.

Mein Herr,

Ich melde Ihnen eine Nachricht, die ich Ihnen lieber mündlich ertheilen möchte, damit ich das Vergnügen hätte, Ihre Freude mit anzuſehen und zu genießen. Sie ſind frey. Der Befehl wegen Ihrer Befreyung iſt geſtern mit den neu angelangten Gefangnen angekommen, und Sie ſollen morgen nebſt vier andern Verwieſenen wieder auf die Art zurück nach der Stadt Moskau gebracht werden, wie Sie hieher gebracht worden ſind. Alsdann haben Sie die Erlaubniß, Sich hinzuwenden, wo Sie hin wollen. Ich habe Ihnen Ihre Freyheit durch eine von meinen Freundinnen bey Hofe ausgewirkt. Mein Gemahl weis es nicht, daß ich mich Ihres Unglücks angenommen habe, und er ſoll es auch nicht wiſſen;

auch

auch nicht die Welt. Ich bin zufrieden, daß Sie es wiſſen. Und vielleicht wäre mein Dienſt viel großmüthiger, wenn ich Ihnen ſolchen nicht ſelbſt bekannt gemacht hätte. Ich war es willens; allein ich war zu ſchwach; und ich ſehe, daß es leichter iſt, eine gute That zu unternehmen, als ſie zu verſchweigen. Vergeſſen Sie dieſe kleine Eitelkeit, durch die ich mich für meine guten Abſichten ſelbſt belohnt habe. Ich zweifle, daß ich das Vergnügen haben werde, Sie vor Ihrer Abreiſe noch zu ſprechen, wenigſtens doch nicht allein. Ich wünſche Ihnen alſo mit der größten Aufrichtigkeit das Glück, Ihre Gemahlinn bald wieder zu finden. Wie wird ſie mich lieben, daß ich ihr ihren Grafen wieder geſchafft habe! Für Ihren Freund, den Sie hier zurücklaſſen, will ich ſorgen. Leben Sie wohl, und ſchreiben Sie mir künftig, ob Sie Ihre Gemahlinn angetroffen haben. Wenn meine Wünſche erfüllet werden: ſo hoffe ich das betrübte Land, aus dem Sie eilen, noch mit meinem Vaterlande zu verwechſeln. Doch nein, ich Unglückliche werde wohl hier mein Leben beſchließen müſſen. Schreiben Sie mir ja. Ich habe noch eine Stiefſchweſter in Curland, an die ich Ihnen den beyliegenden Brief mitgebe. Sollten es Ihre Umſtände verlangen: ſo glaube ich, daß Sie ſehr gut bey ihr aufgehoben ſind. Sie iſt eine Wittwe; doch habe ich ſeit zwey Jahren keine Nachricht von ihr. Leben Sie noch einmal wohl.

Amalia L..

Die=

Dieſen Brief las ich und taumelte vor Freuden in Steeleys Arme, und wollte ihm ſagen, was darinne ſtünde; allein er wartete meine Entzückungen nicht ab. Er riß mir ihn aus der Hand und las ihn. Ich legte mich mit dem Kopfe auf ſeine Achſel, um die Bewegungen nicht mit anzuſehen, die ihm die Nachricht von meiner Befreyung und ſeiner fortdauernden Gefangenſchaft verurſachen würde. Ihr ſeyd frey, fieng er an, und ich verliere euch, und bleibe noch ein Gefangner, und werde noch unglücklicher als zuvor? Das iſt ſchrecklich! Hat euch der Himmel lieber, als mich? Doch ich werde Zeit genug zu meinen Klagen haben, wenn ihr nicht mehr bey mir ſeyd. Ich weis daß es euch unmöglich iſt, mich zu vergeſſen. Nein, fiel er mir um den Hals, ihr vergeßt mich nicht. Ich konnte ihm vor Wehmuth lange nicht antworten, und mein Stillſchweigen, das doch nichts als Liebe war, machte ihn ſo hitzig, als ob ich ſchon die größte Untreue an ihm begangen hätte. Ich ließ ſeinen Affect ausreden, und nach einem kleinen Verweiſe, ſah ich ihn beſchämt und gelaſſen genug, ihm mein Herz zu entdecken, und ihn zu überführen, wie unvollkommen mir meine Freyheit ohne die ſeinige wäre. Ich nahm mit dem Juden die Abrede, daß er mir das Drittel von meinem Gelde zur Reiſe geben und das Uebrige für Steeleyn zurück behalten und uns für ſeine Mühe, ſo viel er wollte, abziehen ſollte. Der Jude war vorſichtiger, als ich. Er ſagte mir, daß ich wenig baar Geld mitnehmen ſollte: weil ich in der Gefahr ſtünde,

auf der Reiſe nach Moskau zehnmal darum zu kommen. Er gab mir etwas weniges baar, und tauſend Thaler und darüber in vier Wechſeln an Juden in Moskau, damit ich, wenn ich einen verlöre, doch nicht um alles käme; ſo ehrlich handelte dieſer Mann an mir. Ich ward noch vor dem Abend zu dem Gouverneur gerufen. Er lag an dem Podagra krank, und kündigte mir meine Freyheit auf dem Bette, im Beyſeyn ſeiner Gemahlinn an. Er reichte mir die Hand und ſagte: ich habe Befehl, euch wieder nach Moskau zu ſchicken, und es ſoll morgen zu Mittage geſchehen. Ich verliere euch zwar ungern; aber reiſet mit Gott und ſeyd glücklicher, als ihr bisher geweſen. Ich küßte ihm die Hand aus einer wahren Dankbarkeit, und bat um ſeine fernere Gnade für Steeleyn. Wenn ich lebe, ſprach er: ſo ſoll es ihm nicht ſchlechter ergehen, als zeither. Er hieß mich niederſitzen, (eine Ehre, die er mir zum erſtenmale erwies) und ſagte, daß er noch viel mit mir zu reden hätte; allein ſeine Schmerzen meldeten ſich ſo heftig, daß er mir winkte, ihn zu verlaſſen. Ich that es, und wiederholte ſeiner Gemahlinn im Herausgehen durch eine dankbare Miene die Größe meiner Verbindlichkeit und ihrer Wohlthat. Lebt wohl, mein Herr, ſprach ſie, und wandte ſich den Augenblick wieder zu ihrem Gemahle. So bald ich wieder bey Steeleyn war: ſo ſchrieb ich an meine Erretterinn, weil ich dieſer großmüthigen Seele nicht mündlich hatte danken können. Ich gab den Brief dem Juden, der unterdeſſen meine Wechſel beſorgt und

mir

mir Pelze und andere Nothwendigkeiten geſchafft hatte, um mich vor der großen Kälte zu ſchützen. Nunmehr war alles verrichtet, und nun überließ ich mich meinem Freunde die ganze Nacht hindurch. Wir redeten, wir weinten, und empfanden alles, was wir nur nach unſern verſchiedenen Umſtänden empfinden konnten. Der Morgen übereilte uns, und eben ſo der Mittag, und wir hatten bis auf den letzten Augenblick einander noch, ich weis nicht was, zu ſagen. Der Jude kam, und ſagte, daß die Schlitten, die mich nebſt den übrigen Befreyten fortführen ſollten, gleich zugegen ſeyn würden. Wir nahmen Abſchied, ohne zu reden, und ich vergaß mich in den Armen meines redlichen Steeleys, bis mich die Aufforderung der Wache von ihm losriß. Er ſtieß mich fort, und in dem Augenblicke wollte er mir auch nachlaufen; allein man verſchloß die Thüre, und mein Jude führte mich bis in den Schlitten, und rief mir noch die freundſchaftlichſten Wünſche nach.

Ich ward nebſt drey Andern auf einen Schlitten geſetzt, denen Hoffnung und Freude aus den Augen leuchteten. Ich kann nicht ſagen, was in den erſten Stunden, ja faſt in den ganzen erſten beiden Tagen in meiner Seele vorgieng. Ein Uebermaaß von freudigen Wallungen und betrübten Regungen überſtrömte mein Herz wechſelsweiſe. Man begegnete uns an den Orten, wo wir friſche Rennthiere bekamen, nicht ſo verächtlich, als damals, da wir auf dem Wege nach Siberien waren. Meine Geſell-

ſchaf-

ſchafter waren drey Ruſſen. Sie hatten Geld und verſorgten ſich an allen Orten mit ſo vielem Brandweine, daß ſie auf der ganzen Reiſe faſt nicht nüchtern wurden. Sie haben mich indeſſen nie mit Willen beleidiget, und ich würde ihre Freundſchaft erhalten haben, wenn ich mit ihnen getrunken hätte. Wir waren zu Ende des Märzes in Moskau. Ich ward in eben das Haus gebracht, in dem ich vor fünf Jahren verwahrt geſeſſen hatte, und fand den vorigen Gefangenwärter noch. In drey Tagen ward ich völlig losgelaſſen und bekam einen Paß, und nun konnte ich mich hinwenden, wo ich hin wollte. Ich hatte meine Wechſel noch alle und begab mich nunmehr zu den Engliſchen Kaufleuten, welche Steeleyn vor dem beygeſtanden hatten, und übergab dem einen, welcher Tompſon hieß, ein Billet von ihm. Er nahm mich ſehr liebreich auf, und ſagte mir, daß ihm Steeleys Unglück, nach Siberien verwieſen zu werden, durch den Gefangenwärter wäre hinterbracht worden, daß ers alsbald nach London an ſeine Freunde gemeldet und ſeit drey Jahren verſchiedene Briefe an den Engliſchen Agenten in Moskau erhalten hätte. Zu dieſem giengen wir den andern Tag. Der Agent war der liebreichſte Mann von der Welt. Er wies mir die beweglichſten Briefe, die Steeleys Vater an ihn geſchrieben hatte. Er wies mir die Memoriale, durch die er bey dem Senate um meines Freundes Befreyung angehalten, und verſicherte mich, daß er ſie bey der Zurückkunft des Czaars, die bald erfolgen ſollte, gewiß auszu-

wir-

wirken hoffte. Der Engliſche Geſandte in Schweden hatte ebenfalls an ihn geſchrieben und ihn gebeten, alles zu Steeleys Befreyung beyzutragen. Er gab mir die Briefe, die er aus London an ihn erhalten hatte, und Tompſon führte mich nunmehr zu dem Juden, um meine Wechſel zu heben. Ich bekam binnen zehn Tagen mein Geld, zu dem mir Tompſon doch wenig Hoffnung gemacht hatte, und büßte nicht mehr, als einen Wechſel von hundert und funfzig Rubeln ein. Der Jude, der mir ihn bezahlen ſollte, war in die elendeſten Umſtände gerathen, und ſeine Mitbrüder verſicherten mich, daß ſie binnen einem Jahre das Geld für ihn erlegen wollten, wenn ers nicht thun könnte. Ich zerriß darauf den Wechſel, und gab dem armen Juden noch zehen Thaler von dem übrigen Gelde. Ich bat ſie, daß ſie mir etliche Briefe an ihren Correſpondenten nach Siberien, von dem ich die Wechſel empfangen, beſtellen ſollten. Sie ſagten mir, daß drey von ihnen ihrer Geſchäffte wegen ſelbſt nach Tobolskoy reiſen würden, und wenn ich mich zween Monate hier aufhalten könnte: ſo wollten ſie mir durch die Antwort beweiſen, ob ſie ihr Wort gehalten hätten. Ich ſchrieb an meinem Freund; doch ehe der Brief fortgieng, ließ mich der Agent rufen, und ſagte mir, daß er endlich ſo glücklich geweſen wäre, ſich um ſeinen Landsmann verdient zu machen; ſeine Befreyung wäre in dem Senate unterzeichnet worden, und er hätte das Verſprechen erhalten, daß Steeley binnen drey oder vier Monaten aus Siberien

zurückgebracht und frey gelaſſen werden ſollte. Ich dankte dem Agenten nicht anders, als ob er mir dieſe Wohlthat ſelbſt erwieſen hätte, und eilte, meinem Freunde dieſe freudige Nachricht zu melden. Die Juden reiſten ab, und ich war wirklich willens, Steeleys Ankunft zu erwarten. Doch die Liebe ſiegte über die Freundſchaft, und das Verlangen, euch zu ſuchen, machte mir meinen Aufenthalt in Moskau unerträglich. Ich wollte fort, ohne zu wiſſen, wohin. Der Handel in die Schwediſchen Lande war noch verboten. Ich wollte nach Dännemark, weil ich mir einbildete, daß ihr euch vielleicht dahin gewendet haben würdet; allein Tompſon beredete mich, daß ich mit einem holländiſchen Schiffe, deſſen Ladung er in Commiſſion hatte, und das in Archangel ſeegelfertig lag, nach Holland gehen ſollte. Er gab mir eine Addreſſe an den Kaufmann mit, dem die Waaren des Schiffs gehörten, und verſprach mir, daß er die Briefe von Steeleyn an ihn einſchlagen wollte; ich aber ſollte bey dieſem Manne die Nachricht zurück laſſen, wo ich mich von Holland aus hinwenden würde, damit mich Steeley bey ſeiner Zurückkunft zu finden wüßte. Ich gieng alſo in der ſechſten Woche, nach meiner Ankunft in Moskau, mit dem Schiffe fort, das mich ſo unvermuthet und glücklich zu euch gebracht hat. Ehe ich Moskau noch verließ: ſo gab ich Tompſon funfzig Thaler, um ſie nach meiner Abreiſe unter etliche von meinen gefangenen Landsleuten auszutheilen.

Dieß

Dieß iſt das meiſte von dem, was mir mein Gemahl, über ſeine ſchriftlichen Nachrichten, von ſeinem Aufenthalte in Siberien erzählt hat. Ich habe es hin und wieder zuſammen gezogen, und das, was zur Geographie oder zur Hiſtorie dieſes Lands gehört, mit Fleiß übergangen, weil ich keine Reiſebeſchreibung machen wollen. Es hat ſich auch ſeit der Zeit in dieſem Reiche vieles verändert, beſonders ſeit der Erbauung der Stadt Petersburg und den großen Anſtalten Peters des Erſten, die ſo wohl in die Natur des Landes, als in die Gemüthsart der Einwohner, einen großen Einfluß gehabt haben.

Ich eile nunmehr zu dem letzten Perioden dieſer Geſchichte, nämlich zu dem, was nach der Rückkunft meines Gemahls erfolgt iſt. Wir lebten in unſerer zweyten Ehe, wenn ich ſo reden darf, vollkommen zufrieden, und mein Gemahl ſchmeckte auf ſein erlittenes Ungemach die Freuden der Liebe und der Ruhe gedoppelt. Er blühete in meinen Armen wieder auf, und bekam die erſte Lebhaftigkeit wieder, von der ihm das Unglück einen großen Theil entzogen hatte. Die erſten Monate verſtrichen uns in der Geſellſchaft der Caroline und des Herrn R== meiſtens unter wechſelſeitigen Erzählungen. Nichts war kläglicher, als da ich ihm einsmals meine Heirath und die Geſchichte meiner Ehe mit dem Herrn R== und zwar in dem Beyſeyn deſſelben umſtändlich erzählen ſollte. Der Graf hatte mich die ganze Zeit über bey der Hand, als wollte er mir

einen Muth einſprechen. Ich fieng die Erzählung mit vieler Dreiſtigkeit an. Ich war von der Liebe meines Grafen völlig überzeugt. Ich wußte, daß ich ihm niemals untreu geworden seyn würde, wenn ich nur die geringſte Nachricht von ſeinem Leben gehabt hätte. Allein alles dieſes langte nicht zu, mich in meiner Erzählung zu unterſtützen. Ich wollte aufrichtig und doch auch behutſam ſprechen; und je mehr ich redte, deſto mehr fühlte ich, wie viel beleidigendes dieſe Geſchichte für den Grafen in ſich hatte, und wie viel kränkendes für mich und für den Herrn R = =. Ich ward verzagt. Der Graf gab mir die theuerſten Verſicherungen, daß er durch nichts beleidiget würde; allein ich kam nicht weiter, als bis auf die Geburt meiner Tochter. Ich ſammelte alle meine Kräfte; ich fieng zehnmal wieder an; doch mein ganzes Herz weigerte ſich, mich fortfahren zu laſſen; ich ſchwieg. Nun, ſprach der Graf mit einer liebreichen Miene, dieſe kleine Marter die ich euch itzt gemacht habe, das ſoll die Strafe für eure Untreue ſeyn, und umarmte mich. Und ihr, mein lieber R = =, fuhr er fort, ſchlagt eure Augen immer wieder auf, und ſeht zu eurer Strafe eure vorige Gemahlinn in meinen Armen. Er küßte ihn, und ich mußte es auch thun. Nein, ſprach er, ſie hat euch geliebt, und ihr habt es verdient, und wenn ich ſterbe, ſo liebt ſie euch wieder. Wir haben uns alle kein Vergehen, ſondern nur das Unglück vorzuwerfen. Caroline, (ſie ſaß bey mir,) ſeht nur, wie euch meine Gemahlinn betrachtet.

Kann

kann ſie ſich wohl beſſer an mir rächen, als durch eure Gegenwart?

Ich war unermüdet, dem Grafen alle die Augenblicke zu erſetzen, die er ohne mich zugebracht. Ich kam ſelten von ſeiner Seite, und ſann bey jeder Gefälligkeit, die ich ihm erweiſen konnte, ſchon auf eine neue. Wenn wir unſer Herz ausgeredet hatten: ſo las ich ihm etwas vor, und wenn ich nicht mehr leſen konnte, ſo that ers. Dieſe glückliche Beſchäfftigung mit dem Geiſte der beſten Scribenten, die der Graf ſo lange entbehrt hatte, nahm uns den größten Theil des Tages weg, und breitete ihr Vergnügen über unſere Geſpräche, über unſere Mahlzeiten und über alle unſere Zärtlichkeiten aus. Wir hielten keine Geſellſchaften, und fühlten doch nie die Beſchwerlichkeit der Langenweile. Wenn wir mitten in unſern Vergnügungen recht empfindlich gerührt ſeyn wollten: ſo dachten wir unſerm Schickſale nach. Diejenigen, die niemals unter großen Unglücksfällen geſeufzt haben, wiſſen gar nicht, was für eine Wolluſt in dieſen Betrachtungen zu finden iſt. Man entkleidet ſich in ſolchen Augenblicken von allem ſeinem natürlichen Stolze; man ſieht, indem man ſein Schickſal durchſchaut, ſein Unvermögen, ſich ſelber glücklich zu machen, und überläßt ſich den Entzückungen der Dankbarkeit, die uns nicht länger wollen nachdenken laſſen. Der Graf ſetzte zuweilen ganze Tage zu dieſer Abſicht aus, und wandte ſie zu Werken der Gutthätigkeit an. Er erkundigte ſich nach elenden und unglückli-

chen

chen Perſonen; mit Einem Worte, Arme, Kranke und Gefangne an dieſen Tagen zu erquicken und aufrichten zu laſſen, das war ſeine Zufriedenheit. Oft ließ er auch einige von denen, die ſchon unter dem Elende grau geworden waren, zu ſich rufen, und ſie an einem Tiſche zuſammen ſpeiſen. Es war ihm freylich lieb, wenn er wußte, daß es Leute waren, welche die Gutthat verdienten; allein er ſtellte deswegen nicht die ſtrengſten Unterſuchungen an. Vielleicht, ſprach er, laſſen ſie ſich durch die Wohlthaten beſſern, wenn ſie boshaft geweſen ſind; laßt ſie auch der Wohlthat unwerth ſeyn: ſie ſind doch Menſchen. Wenn er hörte, daß ſie mit dem Eſſen bald fertig waren: ſo gieng er zu ihnen, und ließ ſich ihr Schickſal erzählen. Fand er eine Perſon darunter, die ein edles Herz hatte: ſo nahm er ſich ihrer insbeſondre an. R ⸗ ⸗ war ſein Gehülfe in dieſer Tugend, und wem ſie beide nicht als Wohlthäter dienen konnten, dem dienten ſie doch als vernünftige Rathgeber. Wir fuhren gemeiniglich an dieſen Tagen etliche Stunden in die Felder, oder in die Gärten, ſpatzieren. Einmal hörten wir des Abends, indem wir bey dem Mondenſcheine durch die Wieſen giengen, und den Wagen am Wege halten ließen, ein jämmerliches Gewinſel. Wir näherten uns ungeachtet des tiefen Graſes dem Orte, wo der Schall herkam, und fanden eine junge Weibsperſon, welche die Schmerzen der Geburt kaum überſtanden hatte, und in einem hülfloſen Zuſtande da lag. Herr R ⸗ ⸗, der bey uns war,

fuhr

fuhr den Augenblick in das nächſte Landhaus, um ein Weib und andere Bedürfniſſe für die Geburt herbey zu holen, und ich machte mich indeſſen um die Unglückliche ſo verdient, als es die Nothwendigkeit erforderte. Ich konnte aus ihrem Anzuge ſchließen, daß ſie keine der Vornehmſten und keine der geringſten war; und ihre Jugend und ihre gute Bildung war genug, uns einen Theil von ihrem Schickſale zu erklären, weil ſie ſelbſt nichts, als etliche unvernehmliche Worte, hervorbringen konnte. Herr R== kam mit einigen Weibern zurück, und wir ließen die unbekannte Elende auf unſerm Wagen in das nächſte Dorf bringen, und kehrten zu Fuße in die Stadt. Nun, ſprach der Graf, indem wir zurückgiengen, dieſer Spaziergang iſt viel werth. Wie ſchön wird ſichs in den Gedanken einſchlafen laſſen, daß wir zwoen Perſonen das Leben auf einmal erhalten haben! Das arme Mädchen iſt vermuthlich aus Furcht der Schande von ihrem Geburtsorte geflüchtet. Wer weis, welcher Betrüger ſie unter dem Verſprechen der Ehe um ihre Unſchuld gebracht hat. Ich fuhr mit anbrechendem Tage nebſt Carolinen auf das Dorf, und wir fanden die Unglückliche, mit ihrem Kinde auf den Armen, in Thränen zerfließen. Sie war nicht allein wohl gebildet, ſie war ausnehmend ſchön, und eine gewiſſe ſchamhafte Miene entſchuldigte ihren Fehler zum voraus. Die Liebe, ſprach ſie, oder vielmehr ein Liebhaber hat mich unglücklicher gemacht, als ich zu ſeyn verdiene. Ich habe mich mit ihm ſeit

zwey

zwey Jahren verſprochen; allein ein bejahrter Vormund, unter dem ich ſtehe und der mir ſein eigen Herz aufdringen wollte, hat unſre Verbindung verhindert. Mein Bräutigam, eines Pachters Sohn bey Leiden, hat mich mit meinem Willen entführt, und mir verſprochen, ſich im Haag mit mir nieder zu laſſen und die Handlung zu treiben. Als wir geſtern Morgens in die Gegend kamen, wo ihr mich angetroffen, ſah ich mich durch eine Unpäßlichkeit genöthiget, vom Wagen abzuſteigen. Mein bis dahin getreuer Liebhaber führte mich in dem Felde herum, um mich durch die Bewegung wieder zu mir ſelber zu bringen. Ich mußte mich endlich niederſetzen, und ſobald er ſah, was mir für ein Schickſal bevorſtund, verließ mich der Boshafte unter dem Vorwande, mir jemanden zu Hülfe zu rufen. Ich habe alſo den ganzen Tag auf ſeine Zurückkunft vergebens gewartet, und bin mehr durch das Entſetzen über ſeine Untreue, als durch die unglückliche Frucht meiner Liebe, in den ſinnloſen Zuſtand gekommen, in dem ihr euch geſtern meiner ſo großmüthig angenommen. Man kann keine größre Bosheit begehen, als er an mir begangen hat. Er hat mir mein Geſchmeide, das mein ganzer Reichthum war, und das wir im Haag zu Gelde machen wollten, mitgenommen. Dennoch haſſe ich ihn noch nicht, ja ich würde es ihm mit Freuden vergeben, daß er mich mit der Gefahr meines Lebens verlaſſen hat, wenn ich nur wüßte, daß es ihn reute = =

Ich ſuchte ſie zu beruhigen und verſprach ihr, wenn

ihr Liebhaber binnen acht Tagen nicht wieder käme, ſie zu mir zu nehmen und ſie und ihr Kind zu verſorgen. Er kam nicht, und ich erfüllte mein Wort, und ließ das Kind auf dem Dorfe erziehen.

Der Graf war nunmehr ein halb Jahr lang bey mir, und hatte nicht das geringſte Verlangen, in ſein Vaterland zurück zu kehren, wenn ihm auch die Erlaubniß dazu wäre angeboten worden. Ueber dieſes wußte er, daß der Prinz, dem er ſein Unglück zu danken hatte, noch lebte, und bey dem Könige in dem größten Anſehen ſtund; und was brauchte er mehr, als dieſes zu wiſſen, um an keine Rückkehr zu denken? Aber daß Steeley nicht kam, und daß er, auf alle ſeine Briefe an ihn, noch nicht die geringſte Antwort erhalten, dieſes beunruhigte ihn deſto mehr. Von Steeleys Vater hatte er zwar aus London ſchon vor etlichen Monaten die Nachricht bekommen, daß ſein Sohn durch die Bemühungen des Engliſchen Geſandten, und durch ein Strafgeld von etlichen tauſend Thalern, ſeiner Verweiſung nach Siberien erlaſſen worden wäre, von ihm ſelbſt aber hätten er und ſeine Landsleute in Moskau keine Briefe. Indeſſen daß der Graf vergebens auf Steeleyn hoffte, begegnete ihm ein andrer vergnügter Zufall. Er war eine Stunde vor der Mahlzeit, wie er zu thun pflegte, mit dem Herrn R== auf das Caffeehaus gegangen, wo die meiſten Fremden einzuſprechen pflegten. Kurz darauf ließ er mir ſagen, er würde mir einen Gaſt mitbringen, für den ich ein Zimmer zurechte machen laſſen

ſollte.

ſollte. Er kam, und der Gaſt war der ehrliche Jude, der ihm in Siberien ſo viele Menſchenliebe erwieſen, und den ſeine Geſchäffte nach Holland zu gehen genöthigt hatten. Mein Gemahl war außerordentlich erfreut, daß er dieſem wackern Manne einige Gefälligkeiten erzeigen konnte, und er ſelbſt war eben ſo froh, daß er meinen Gemahl ſo unvermuthet und ſo glücklich angetroffen. Er überreichte mir den Brief aus Siberien, den ich ſchon eingerückt habe, und verſicherte mich, daß er ſich in Liefland und Dännemark ſehr ſorgfältig nach mir erkundigt, und doch nicht das geringſte von meinem Aufenthalte hätte erfahren können. Sein Herz war wirklich ſeiner ehrlichen und einfältigen Miene gleich, und ſeine Sitten gefielen durch ſein Herz. Er war ſchon bey Jahren, und ſein grauer Bart und ſein langer pohlniſcher Pelz gaben ihm ein recht ehrwürdiges Anſehen. Die freundſchaftliche Art, mit der wir mit ihm umgiengen, und ihm unſere Erkenntlichkeit zu bezeugen ſuchten, rührte ihn ausnehmend. Als wir das erſtemal von der Tafel aufſtunden: ſo ward der gute Mann ganz betrübt. Mein Gemahl fragte ihn um die Urſache. Ach, ſprach der alte, wenn ich nur ſo glücklich ſeyn könnte, noch etliche Stunden bey ihnen zu bleiben! Ich habe mein Tage kein ſolch Vergnügen gehabt, und niemand iſt noch ſo großmüthig mit mir umgegangen, als ſie thun. Der Graf nahm ihn bey der Hand, und führte ihn in das Zimmer, das für ihn zubereitet war. Seht ihr, ſprach er, meine Gemah-

mahlinn giebt euch ihr beſtes Zimmer ein. Glaubt ihr nun wohl, daß ihr uns angenehm ſeyd? Ihr dürft nicht daran denken, uns unter acht Tagen zu verlaſſen. Nicht wahr, ich wohne hier beſſer als in Siberien? Dort habt ihr mich bedienet, und hier wollen ich und meine Gemahlinn euch bedienen. Wir thaten es; und wir alle, Caroline ſowohl als R = =, beſtrebten uns recht, dieſe acht Tage unſerm Gaſte zu Tagen des Vergnügens zu machen. Wenn die Sonne untergieng, ſchlich er ſich in ſein Zimmer, und blieb meiſtens eine halbe Stunde aus. Wir fragten ihn, als dieſes etliche mal geſchah, um die Urſache, und er wandte allerhand kleine Verrichtungen vor, bis ihn endlich Herr R = = einmal überraſchte, und auf den Knien betend fand. Als dieſe acht Tage unter tauſend kleinen Vergnügen verſtrichen waren: ſo bat er uns, unſere Wohlthaten einzuſchränken und ihn wieder fortreiſen zu laſſen. Er verließ uns einen Tag, um ſeine Geſchäffte zu beſorgen, und kam den andern wieder, um Abſchied von uns zu nehmen. Nun ſprach er, will ich mit Freuden fortreiſen, Herr Graf, und Gott auf meiner Reiſe danken, daß ich ſie angetroffen habe. Ich bin alt, und ich werde ſie alle in dieſer Welt wohl nicht wiederſehen. Ich habe keine Kinder, und wenn ich nicht bey meinem Weibe ſterben wollte: ſo würde ich mich auf meine alten Tage hier niederlaſſen. Wir nahmen alle als von einem Vater Abſchied von ihm. Ach, Herr Graf, fieng er endlich ganz furchtſam an, ſie haben

mich

mich für meine Dienſte reichlich belohnet; aber ich bin gegen ſie noch nicht dankbar genug geweſen, daß ſie mir das Leben mit ihrer eignen Gefahr erhalten haben. Sie wiſſen, daß ich mehr Vermögen habe, als ich und meine Frau bedürfen. Ich habe hier in der Bank ein Capital von zehntauſend Thalern zu heben. Erlauben ſie mir die Freude, daß ichs ihrer kleinen Tochter ſchenken darf, und nehmen ſie den Schein von mir an. Wir verſicherten ihn, daß unſere Umſtände ſo beſchaffen wären, daß wir nicht Urſache hätten, ihm einen Theil von ſeinem Vermögen zu entziehen; allein er beklagte ſich, daß wir ſeine Gutwilligkeit verachten wollten, und zwang uns, das Geſchenk anzunehmen. Er gieng darauf zu unſerer Tochter, und knüpfte ihr noch ein ſehr koſtbares Halsband um den Hals. Er beſchenkte auch das unglückliche Mädchen, das ich zu mir genommen hatte, ſehr reichlich, und eilte alsdann, was er konnte, um ſich ſeinen Abſchied nicht noch ſaurer zu machen. Der rechtſchaffne Mann! Vielleicht würden viele von dieſem Volke beßre Herzen haben, wenn wir ſie nicht durch Verachtung und liſtige Gewaltthätigkeiten noch mehr niederträchtig und betrügeriſch in ihren Handlungen machten, und ſie nicht oft durch unſere Aufführung nöthigten, unſere Religion zu haſſen. R⸗⸗ begleitete den Alten etliche Meilen, und konnte gar nicht aufhören, ſeinen uneigennützigen und großen Charakter zu bewundern. Unter allen Merkmalen der Freundſchaft, die wir ihm erwieſen,

ſen, rührte ihn nichts ſo ſehr, als dieſes, daß ihn der Graf abmalen und das Bild in ſeine Studirſtube ſetzen ließ.

Auf dieſe Freude folgte in einigen Wochen eine noch größere und eben ſo unvermuthete. Andreas, Carolinens Bruder, war gewohnt, alle Jahre ſeinen Geburtstag zu feyern. Er kam einſtens ſehr frühe zu uns, und ſagte, weil er genöthiget wäre, auf etliche Wochen zu verreiſen, und weil ſein Geburtstag morgen einfiele; ſo wollte er ihn heute feyern und uns bitten, uns zugleich mit ihm auf eine Gondel zu ſetzen, und einmal einen ganzen Tag in ſeinem Hauſe zuzubringen. Wir ließen es uns gefallen, und weil wir bey dem Thee gleich mit dem Briefe beſchäfftigt geweſen waren, den mir der Graf durch den Juden aus Siberien geſchickt: ſo baten wir den Andreas, uns nur ſo lange Zeit zu laſſen, bis ich dieſen Brief vollends laut hergeleſen, und der Graf uns das, was wir noch umſtändlicher wiſſen wollten, erzählt hätte; denn Caroline und R== ſaßen bey uns. Ach, ſchrie er ganz ängſtlich, das könnt ihr in meinem Hauſe auch thun; nehmet den Brief mit, und verderbet mir meine Freude nicht, oder ich reiſe gleich heute fort, und tractire euch gar nicht. Dieſes treuherzige Compliment nöthigte uns, ihm gleich zu folgen. Alles war in ſeinem Hauſe wider ſeine Gewohnheit aufgeputzt, und wir konnten uns in ſeine großen Anſtalten gar nicht finden. Ich weis nicht, ſprach Caroline, was ich von meinem Bruder denken ſoll.

Wenn

Wenn nur nicht etwan aus dieſem Geburtstage ein Hochzeittag wird. Er thut mir zu froh und zu geheimnißvoll. Wir ſcherzten mit ihm darüber, als er uns den Thee auftrug, und er lachte auf eine Art, als ob er es gern ſähe, daß wir ſeine kleine Liſt erriethen. Leſet nur euren Brief vollends durch, fieng er an, ich will indeſſen meine Braut holen, oder wenigſtens meinen Flaſchenkeller zurechte machen. Er gieng in das Nebenzimmer, und wir vertieften uns wieder in den Brief. Ich fragte nach tauſend Kleinigkeiten, welche die Gemahlinn des Gouverneurs angiengen, deren Brief an ihre Stiefſchweſter nach Curland, mein Gemahl wieder zurück bekommen hatte, weil ſie todt war. R = = wollte immer mehr von der wunderlichen Gemüthsart des Gouverneurs wiſſen, und Caroline blieb bey aller Gelegenheit bey Steeleyn ſtehen. Andreas trat aus der Nebenſtube wieder herein, als wollte er uns zuhören. Habe ich ihn euch denn noch nicht genug beſchrieben? ſagte mein Gemahl zu Carolinen. Habt ihr euch denn gar in ihn verliebt? Freylich ſah er vortheilhaft aus, ſonſt würde ihm das Coſakiſche Mädchen nicht ſo gut geweſen ſeyn. Er hatte große ſchwarze Augen, wie ihr, und = = Indem öffnete Andreas, der nah an der Thüre ſtund, das Nebenzimmer und rief, nach ſeinen Gedanken, ganz ſinnreich: ſah er etwan wie dieſer Herr aus? und in dem Augenblicke ſtund Steeley vor uns. Der Graf zitterte, daß er kaum von dem Seſſel aufſtehen konnte, und wir ſahen ih-

ren Umarmungen mit einem freudigen Schauer lange zu. Nun, ſchrie endlich Steeleyn, nun ſind wir für alle unſer Elend belohnet, und riß ſich von dem Grafen los, und ich eilte ihm mit offenen Armen entgegen. Ach Madame, fieng er an, ich = = ich = = ja, ja ſie ſind es = = und das war ſein ganzes Compliment. Der Graf kam auf uns zu, und wir umarmten uns alle drey zugleich. O was iſt das Vergnügen der Freundſchaft für eine Wolluſt, und wie wallen empfindliche Herzen einander in ſo glücklichen Augenblicken entgegen! Man ſieht einander ſchweigend an, und die Seele iſt doch nie beredter, als bey einem ſolchen Stillſchweigen. Sie ſagt in einem Blicke, in einem Kuſſe, ganze Reihen von Empfindungen und Gedanken auf einmal, ohne ſie zu verwirren. Caroline und der Herr R = = theilten ihre Freude mit der unſrigen, und wir traten alle viere um Steeleyn, und waren alle Ein Freund. Dem Andreas mochte unſere Bewillkommung zu lange dauern; er zog mich und Carolinen bey Seite. Ihr Leute, ſprach er ganz beſtrafend, vergeßt doch nicht, daß ihr Frauenzimmer ſeyd und = = Setzt euch alle nieder, ſonſt muß ich den ganzen Tag euern Umarmungen zuſehen. Thut es, wenn ich nicht dabey bin. Wir wollen heute luſtig und nicht ſo niedergeſchlagen ſeyn. Und damit mußten wir uns niederſetzen. Herr Graf, fuhr er darauf fort, habe ichs nicht liſtig gemacht? Wir merkten, daß er für ſeine Erfindung belohnt ſeyn wollte, und er war es werth, daß wir ihm unſer

eigen

eigen Vergnügen etliche Minuten aufopferten. Mein Gemahl hatte ſchon zehn Fragen an Steeleyn gethan; allein Andreas ließ ihn zu keiner Erzählung kommen. Seyd doch zufrieden, ſprach er, daß ihr ihn habt, und daß ich ihn euch geſchafft habe. Ihr ſollt ihn auf den Abend mit zu euch nehmen, alsdann könnt ihr mit einander reden, bis wieder auf meinen Geburtstag. Itzt will ich das Vergnügen haben, daß ihr bey mir recht aufgeräumt ſeyn und recht laut werden ſollt. Wir wünſchten unſtreitig alle, von unſerm gebieteriſchen und uns ſo unähnlichen Wirthe bald entfernt zu ſeyn; allein wir mußten uns ihm aus Dankbarkeit Preis geben, und Steeley ſchien ſelbſt itzt keine Luſt zu haben, uns ſeine Begebenheiten zu erzählen, außer daß er den Tod des Gouverneurs etlichemal erwähnte. Und von ſeiner Gemahlinn, fuhr er zum Grafen fort, habe ich einen Brief an euch. Die großmüthige Seele! Ich will euch den Brief aus meinem Coffer langen. Er gieng und Andreas mit ihm. Wir waren es zufrieden, daß uns Steeley einige Augenblicke verließ, nur damit wir das Verlangen befriedigen konnten, einander unſre Lobſprüche von ihm mitzutheilen. Iſt er meiner Liebe werth, ſprach der Graf zu mir, und gefällt er euch? Caroline ließ mich nicht zum Worte kommen. Herr Graf, rief ſie, ihre Gemahlinn kann nicht urtheilen, ſie iſt nur von ihnen eingenommen. Fragen ſie doch mich, ich wills ihnen aufrichtig ſagen, ich und das Mädchen in Sibirien, wir = = Hier trat Steeley mit einem Frauen-

zimmer

zimmer an der Hand, herein, aus deren Geſichte Anmuth und Freude lachten. Sie gieng in Amazonenkleidern, und jeder Zug in ihrer Bildung war ein Abdruck der Gefälligkeit und der Liebe. Ach Gott! rief der Graf, wen ſehe ich? Iſt es möglich, Madame? oder betrügen mich meine Augen? das iſt zu viel Glück auf Einen Tag! Madame, redete mich Steeley an, indem ich noch vor Erſtaunen immer auf einer Stelle ſtund: Hier bringe ich ihnen meine liebe Reiſegefährtinn, und bitte für ſie um ihre Freundſchaft. Ich wußte noch nicht, wen ich umarmte, oder wollte es doch nicht ſo bald wiſſen, um mein Vergnügen zu verlängern. Sie ſelbſt ſchien mich aus eben der Urſache in der Ungewißheit zu laſſen. Glaubt es doch, rief mir endlich mein Gemahl zu, ſie iſt es, der ich meine Befreyung zu danken habe; ſie hat mich euch wieder gegeben. Ja, Madame, fieng ſie an, für dieſen Dienſt ſuche ich itzt die Belohnung bey ihnen, und ich bitte nicht um ihre Freundſchaft, ſondern ich fordre ſie von ihnen. Iſt es ihnen denn recht lieb, daß ſie mich ſehen? Ja, ich ſehe es, ſie fühlen eben ſo viel, als ich, daß ich ſie nunmehr kenne. Ach, Herr Graf, alſo ſind wir nicht mehr in Siberien? Wie viel habe ich ihnen zu erzählen! Ihr Freund, den ſie mir hinterlaſſen haben, hat mir viel zuwider gethan, (hier ſah ſie Steeleyn mit dem zärtlichſten Blicke an,) und = = er mag es ihnen ſelber ſagen. Aber, fieng ſie ganz ſachte zu meinem Gemahle an, wer iſt das Frauenzimmer und der Herr? (ſie meynte Carolinen

und R = =.) Der Graf erſchrack und wußte nicht, was er in der Eil ſagen ſollte. Sie ſind = = ſie ſind unſre Freunde und auch die ihrigen. Ich nahm darauf Carolinen bey der Hand, und führte ſie zu ihr, und der Graf that mit R = = eben das. Wir glaubten, daß Andreas das Geheimniß vor unſrer Zuſammenkunft ſchon verrathen hätte: denn die Verſchwiegenheit war ſeine Sache nicht. Allein er hatte, entweder um uns zu ſchonen, oder weil er nicht daran gedacht hatte, geſchwiegen. Er hätte nicht die Geduld gehabt, unſere Bewillkommung ganz anzuhören. Itzt kam er wieder herein, und half uns zum Theil aus unſrer Verwirrung. Das iſt, fieng er zu der Fremden an, das iſt meine liebe Schweſter. In dem Augenblicke gieng R = = mit niedergeſchlagenen Augen aus der Stube, weil er glaubte, daß Andreas auch von ihm anfangen würde. Geht nicht, rief ihm dieſer nach, ich will nichts ſagen. Der Herr Graf wird es ſchon ſelbſt erzählen. Ach, mein lieber Graf, ſprach Steeley, was iſt das für ein Geheimniß? Darf ichs und die Madame nicht wiſſen? Wer iſt der Herr R = =? Er iſt einer von meinen älteſten Freunden, und wenn ich ihnen alles ſagen ſoll = = hier ſahe er mich an und ſchwieg. Er war mein Gemahl, ſprach ich zu meiner neuen Freundinn, ehe ich wußte, daß mein Graf noch lebte. Sie haſſen mich doch deswegen nicht? Nein, Madame, ich verdiene ihr Mitleiden, und mein Graf = = dieſer liebt euch, fuhr er fort, eben ſo zärtlich, als jemals. Sie ſah mich beſchämt und

eilte,

eilte, mir durch enie mitleidige Umarmung dieſe traurigen Augenblicke zu verkürzen. Steeley ſchien wirklich bey dieſer Nachricht etwas von ſeiner Hochachtung gegen mich zu verlieren. Er ſah bald mich, bald den Grafen, an. Iſt ſie denn nicht mehr eure Gemahlinn? ſprach er ganz heftig. Sie iſt meine Gemahlinn, antwortete ihm der Graf; beunruhigt euch nicht. Ich weis, daß ihr mich liebt, und mir hat zu meinem Glücke nichts als der heutige Tag gefehlt. Hierauf gieng unſre Freude, wie vom neuen, an.

Unſer ſtürmiſcher Wirth nöthigte uns alsbald zur Mahlzeit. Ein jedes Wort von uns war eine Liebkoſung, und anſtatt zu eſſen, ſahen wir einander an. Madame, fieng endlich Steeley zu mir an, ihre Augen fragen mich alle Augenblicke etwas. Beneiden ſie mich etwan wegen meiner liebenswürdigen Reiſegefährtinn? Oder wollen ſie wiſſen, warum ſie nach Holland gegangen iſt? Sie will die Juwelen wieder holen, die ſie dem Herrn Grafen in Siberien gegeben hat. Wir erfuhren in Moskau, daß wir ihn hier finden würden, und ſie wird ſo lange bey ihnen bleiben, bis ſie erſetzt ſind. Ja, ſprach ich, wir ſind dazu verbunden; aber warum nehmen ſie ſich der Madame ſo eifrig an? Erfordert dieſes die Pflicht der Reiſegeſellſchaft? Sie hören wohl, verſetzte ſie, daß er das Geheimniß meiner Reiſe gern entdeckt wiſſen will, ich ſoll ihnen ſagen, daß ich ihn liebe, und daß ich ihn aus Liebe hieher begleitet habe. Er verdient und beſitzt mein Herz, und ihm

meine Hand zu geben, habe ich bloß auf ihre Gegenwart verſparet. Steeley ſtund auf und umarmte ſie. Alſo ſind ſie meine Braut? rief er. Ja, ſagte ſie, und um es zu werden, würde ich noch eine See durchreiſen. Und ihnen, mein lieber Herr Graf, ihnen bin ich mein Glück ſchuldig, denn ohne ſie würde ich meinen Geliebten nie haben kennen lernen. Sie haben mir ihn in ihrem erſten Geſpräche mit mir ſo edel beſchrieben, daß ich ihm gewogen war, ehe ich ihn ſah. Die Vorſehung hat mir mein Unglück durch ihn belohnt, und ich will das ſeinige durch meine Liebe belohnen. Ich bleibe bey ihnen; und ſie, Madame, ſollen das Recht haben, unſere Verbindung zu vollziehen, und einen Tag zu unſerer Vermählung anzuſetzen, welchen ſie wollen. Ich will meinen künftigen Gemahl von ihren Händen empfangen: und ich, ſprach der Graf, meine Gemahlinn von den ihrigen. Ich will mir ſie, da ich die zweyte Ehe mit ihr angefangen habe, auch noch einmal vermählen laſſen, und dieſes ſoll an dem Tage geſchehen, da ſie ihre Verbindung vollziehen. Amalia, ſo hieß Steeleys Braut, ließ darauf einen Pokal und einen Flaſchenkeller Wein aus ihrem Zimmer langen. Kennen ſie das Glas, Herr Graf? Daraus habe ich ihnen in Siberien die Geſundheit ihrer Gemahlinn zugetrunken. Und aus dieſem Glaſe und von dem Weine, der nicht weit von dieſem Lande gewachſen iſt, wollen wir ſie zum andern male in Holland trinken. O wie gut wird mirs ſchmecken! Sie trank und reichte mirs. Ich

ſah das Glas und den Wein an, und ſah meinen Gemahl zugleich in Siberien und in den unglückſichſten Umſtänden von einer großmüthigen Seele bedauert und geſchützt; ich ſah ſie an und trank, und Thränen fielen in den Wein. Kein Wein hat mir in meinem Leben ſo gut geſchmeckt, als dieſer. Wir ſchwiegen vor Vergnügen alle ſtill, bis Andreas endlich unſer Stillſchweigen unterbrach. Aber, Madame, fieng er lachend an, wie ſah denn der Herr Graf damals aus, da er als ein Gefangner vor ihnen ſtund? Sah er vornehm oder nicht? Sah er traurig? Seine Miene, ſprach ſie, richtete ſich nach der Art, mit der ich mit ihm redte. Wenn ich ihn recht freundſchaftlich bedauerte: ſo ſah er mich zur Dankbarkeit ſehr demüthig an; und wenn ich einen Augenblick unempfindlich gegen ſein Elend ſchien: ſo warf er mir mein kaltes Herz mit einer ſtolzen Miene vor, die mich leicht errathen ließ, daß er aus Unſchuld unglücklich und im Elende auch noch groß geſinnt war. Aber wie war er gekleidet? Schlechter, als ich wünſchte. Ein deutſches Unterkleid, ſehr abgenutzt, und ein ſchwarzer ruſſiſcher Pelz und ein Paar Halbſtiefeln waren ſein Staat. Sein kurzes aufgelaufnes Haar gab indeſſen ſeinem Geſichte, bis auf etliche Spuren von Kummer, die aus ſeinen Augen nicht vertrieben werden konnten, ein unerſchrocknes Anſehen. Nie war er beredter und in meinen Augen größer, als da er von ſeiner Gemahlinn ſprach; und ich that von dieſem Augenblicke an heimlich ein Gelübde, ihm die Freyheit

auszuwirken. Aber ihr verſtorbner Gemahl und der Herr Graf, ſprach Andreas, waren wohl nicht allezeit die beſten Freunde? Was dieſer gethan hat, das bitte ich dem Grafen itzt ab. Ach vergeben ſie ihm die Fehler ſeiner Gemüthsart und ſeines Volks, die ich, ungeachtet ſeiner Neigung gegen mich, mehr als ſie, empfunden habe. Unſre Ehe war ein Bündniß, das der Hof ſchloß, und das ich aus Gehorſam nicht ausſchlagen durfte. Indeſſen ehre ich ſein Andenken; ſo wie ich mein Schickſal an ſeiner Seite geduldig ertragen und mir, wenn ichs ſagen darf, vielleicht durch meine Geduld ein beſſers verdient habe.

Andreas ward zu unſerm Glücke durch ſeine Geſchäffte von uns gerufen, und ſeine Abweſenheit ließ uns vertraulicher werden. Steeley wollte dem Grafen erzählen, was ſeit ſeiner Abreiſe aus Tobolskoy vorgegangen; allein er ſtund alle Augenblicke vor gar zu großer Empfindung ſtill, und wir waren zufrieden, daß wir dieſesmal das Wichtigſte von dem erfuhren, was uns Amalie nachdem umſtändlicher auf folgende Art erzählt hat.

Wenig Tage nach des Herrn Grafen ſeiner Abreiſe, fieng ſie auf unſer Bitten an, ſtarb mein Gemahl an dem zurückgetretenen Podagra. Ich berichtete ſeinen Tod nach Hofe, und bat zugleich um die Erlaubniß, nach Moskau zurückzukehren. Die Gewalt, die ich bis zur Ernennung eines neuen Gouverneurs in den Händen hatte, gab mir Gelegenheit, verſchiedene harte Verordnungen aufzuheben,

ben, die mein Gemahl in Anſehung der Gefangenen ergehen laſſen. Ihrem zurückgelaſſenen Freunde, Herr Graf, konnte ich mehr Bequemlichkeit verſchaffen. Ich befahl dem Juden, ihn mit allem zu verſorgen, was er nöthig hätte, und ließ ihn muthmaßen, als ob er ein Anverwandter von mir wäre. Damahls waren meine Wohlthaten wohl bloße Wirkungen des Mitleidens. Ich hatte ihn nicht mehr, als einmal, und noch dazu in den traurigſten Umſtänden geſehen, als er auf ihre Fürbitte durch meinen Gemahl nach Toboiskoy zurückberufen ward. Ich hörte es gern, wenn mir der Jude ſeine Dankſagung für meine Fürſorge überbrachte; und was ich nicht wohl durch Befehle ausrichten konnte, das mußte der Jude durch das Geld, das ich ihm gab, bey den Unteraufſehern zu bewerkſtelligen ſuchen. Er war in ein beſſer Behältniß gebracht, und ich hatte ſchon allerhand Mittel ausgeſonnen, wie ich ihm bey meiner Rückreiſe nach Moskau dieſe erträglichen Umſtände dauerhaft machen wollte. Ungefähr nach vier Wochen kam ein Befehl an meinen verſtorbenen Gemahl, daß Steeley frey ſeyn, und bey der erſten Gelegenheit, die man ihm verſchaffen könnte, mit einem Paſſe verſehen, und für ſein Geld fortgebracht werden ſollte. Ich ließ den Morgen darauf den Juden zu mir kommen, und ſagte ihm, daß er Steeleyn eiligſt zu mir bringen ſollte, und daß ich unter der Zeit, da er ihm dieſes meldete, die Wache nachſchicken wollte, ihn abzuholen. Er kam, und ich ließ ihn nebſt dem Juden zu mir

ins

ins Zimmer treten. Er ſtattete mir die Dankſagung für meine bisherige Fürſorge auf eine ſehr ehrerbietige und gefällige Weiſe ab, und blieb an der Thüre des Zimmers ſtehen. Ich fragte ihn, ob er keine Nachricht von dem Grafen hätte? ob er mit ſeinen Umſtänden zufrieden wäre? Er beantwortete das erſte mit einem traurigen Nein, und das andere mit einem gelaſſenen Ja. Ich bat ihn, mir eine kurze Erzählung von ſeinem Schickſale zu machen. Er that es, und je mehr er redte, deſto mehr nöthigte er mir, durch ſeine Worte und durch ſeine Mienen, Aufmerkſamkeit und Hochachtung ab. Er ſah weit beſſer aus, als vor zwey Jahren, und ich weis nicht, ob ich mirs beredte, oder ob es wahr war, daß ihm der Siberiſche Pelz recht ſchön ließ. Ich hörte aus ſeiner Art zu reden nunmehr ſehr wohl, daß er ein edelmüthiges Herz hatte; und wenn ich ja noch einige Augenblicke daran gezweifelt hatte; ſo war es vielleicht deswegen geſchehen, weil ich bey meinem Zweifel gern widerlegt ſeyn wollte. Der Graf, dachte ich, hat Recht, daß er ihn ſo ſehr liebt, und ſo ſehr für ihn gebeten hat. Er verdient Hochachtung und Mitleiden; und es iſt deine Pflicht, einem ſo rechtſchaffenen und unglücklichen Manne zu dienen. Ich merkte, je mehr er redte, daß etwas in meinem Herzen vorgieng; allein ich hatte keine Luſt, es zu unterſuchen, und ich hütete mich zugleich, mein Herz nicht zu ſtören. Ich nannte meine Regungen bey mir ſelbſt Wirkungen ſeiner Unglücksfälle, und ſetzte mich in Gedanken nieder, und ließ ihn lange

fort=

fortreden, ohne ein Wort zu ſagen. Als er mir die Grauſamkeit erzählte, die man in der Stadt Moskau an ihm und dem Sidne begangen: ſo fühlte ich weit mehr, als da ſie mir der Graf erzählt hatte. Es war mir unmöglich, die Thränen zurück zu halten, und ich wollte doch auch nicht, daß er meine Wehmuth ſehen ſollte. Ich fragte ihn in der Angſt, wie alt ſein Vater wäre, und wie lange er ihn nunmehr nicht geſehen hätte, nur damit ich das Wort: der arme Mann! das mir mein Herz für ihn abnöthigte, nebſt einigen Thränen bei ſeinem Vater anbringen konnte. Ich führte ihn durch ziemlich neugierige Fragen in die Umſtände ſeiner Familie und ſeiner Jugend zurück. Er fieng endlich an, von der traurigen Begebenheit mit ſeiner Braut in Engelland zu erzählen, und ich ward ſo gerührt, daß ich recht gewaltſam von meinem Stuhle aufſprang, und ganz nahe zu ihm trat; vielleicht hatte ich das letzte ſchon gewünſcht. Er ward bey dieſer Erzählung ſehr weichmüthig, und endigte ſie mit einem Ach Gott! das mir durch die Seele gieng. Er ſchlug die Augen nieder, und es war mir nicht anders, als ob ich ſie ihm wieder öffnen ſollte. Er ſah mich endlich auf einmal mit einer klagenden Miene an, und ich erſchrack, als ob er mir ein Verbrechen vorrückte. Mein Herr, fieng ich an, ich will gleich weiter mit ihnen reden. Ich gieng in das Nebenzimmer, um den Befehl wegen ſeiner Befreyung zu holen. Ich ſuchte ihn lange vergebens, ob er gleich vor mir lag. Ich ſchämte mich vor mei-

ner Unruhe, und glaubte zu meinem Troſte, daß ſie von den traurigen Erzählungen herſtammte, und daß ſie durch die Freude, die Steeley über ſeine Erlöſung haben würde, ſich bald verlieren ſollte. Ich ſah in den Spiegel, ehe ich wieder in das andre Zimmer trat, und ich ſah jeden Blick die Unruhe meines Herzens verrathen. Ich hatte indeſſen bey aller meiner Unruhe noch die Geduld, etwas an meinem Kopfputze zu verbeſſern; und mitten in dem Verlangen, Steeleyn ſeine Befreyung anzukündigen, überlegte ich noch, wie ſeine unglückliche Braut ausgeſehen hatte, und hielt ihr Bild im Spiegel gleichſam gegen das meinige. Ich bereitete mich auf eine kleine Anrede, und öffnete das Zimmer, und gieng auf Steeleyn zu. Ich fühlte, da ich anfangen wollte zu reden, daß mir der Athem fehlte, und daß ich die Worte nicht wieder finden konnte, die ich in meinem Gedächtniſſe geſammelt hatte. Ich that alſo an den Juden etliche gleichgültige Fragen, bis ich mich wieder erholte. Ich will nicht länger ungerecht ſeyn, fieng ich endlich an, und ihnen eine Nachricht vorenthalten, die ſie vielleicht ſchon lange zu hören gewünſcht haben. Verſtehen ſie Ruſſiſch? Er antwortete mir ängſtlich, ja, ja, und zitterte, und machte, daß ich einen kleinen Schauer fühlte. Ich ſetzte mich nieder, und bat ihn, daß ers auch thun ſollte. Er weigerte ſich, und ich hielt mich für verbunden, ihm ſelbſt einen Seſſel zu reichen, und mich dadurch an dem mir ſchon beſchwerlichen Ceremoniel zu rächen. Ich las ihm

den Befehl vor, und ſagte endlich zu ihm: von dieſer Stunde an haben ſie ihre Freyheit, und ich bin ſehr vergnügt, daß ich die Perſon habe ſeyn ſollen, die ſie ihnen ertheilen muß. Sehen ſie mich nicht als ihre Gebieterinn, ſondern als ihre gute Freundinn, an. Er ſprang vom Stuhle auf, und küßte mir mit einer unausſprechlichen Freude die Hand; ich ließ ihn dieſe Dankbarkeit ſehr oft wiederholen, als fürchtete ich, ihn zu beleidigen, wenn ich die Hand zurück zöge. Er ſtammelte etliche Worte vor Freuden hervor, und auch dieſe Sprache gefiel mir. Ich ließ dem Aufſeher der Gefangenen Steeleys Befreyung gleich anzeigen, und die Wache, die ihn begleitet hatte, zurück gehen. Ich wollte ihnen, fuhr ich fort, gern mein Haus zum Aufenthalte anbieten, bis ſie mit einer ſichern Gelegenheit nach Moskau zurückkehren können; allein meine Umſtände ſcheinen es zu verbieten. Der Jude wird ihnen ſchon eine Wohnung ausmachen. Sie dürfen um nichts bekümmert ſeyn, ſo lange ich noch hier bin. Er nahm Abſchied, und ich ſah in ſeinen Augen, daß er mir weit mehr zu ſagen hatte, als er ſagte, und kränkte mich, daß der Jude zugegen war. Dieſem befahl ich, daß er nach der Tafel wieder zu mir kommen ſollte. Alſo war dieſer erſte Beſuch geendiget. Ich trat an das Fenſter, und wollte ihm nachſehen, und ich fragte mich in dieſem Augenblicke, warum ich dieſes thäte; aber ich that es doch. Ich ſetzte mich zur Tafel und es reuete mich, daß ich ihn nicht bey mir behalten hatte. Der Jude blieb mir ſchon zu

lange

lange, und ich hätte es ſicher genug wiſſen können, daß ich Steeleyn mehr als bedauerte; allein ich fand es für gut, mich zu hintergehen. Ich ſtellte mir vor, daß Steeley vielleicht mit einer Caravane handelnder Kaufleute, durch Hülfe des Juden, in wenig Tagen von hier abgehen könnte, und ich verwehrte es ihm in meinen Gedanken ſchon, und wünſchte, daß er in meiner Geſellſchaft möchte zurück reiſen können. Der Jude kam und verſicherte mich, daß er ſeinen Gaſt ſehr wohl aufgehoben, und ihn in das Haus gebracht hätte, das er meinem verſtorbenen Gemahle vor zwey Jahren abgekauft. Ich erſchrack über dieſe Nachricht, als ob ſie von einer Vorbedeutung wäre, und ich war zugleich mit ſeiner Anſtalt zufrieden. Ich rief den alten deutſchen Bedienten, der mir von Curland aus nach Moskau, und von Moskau nach Siberien gefolgt war, und den ich itzt noch bey mir habe, und befahl ihm, daß er mit dem Juden gehen, und ſehen ſollte, was der Herr, der heute aus dem Arreſte gekommen, in ſeiner Wohnung brauchte, weil er nach dem Befehle des Hofs bis zu ſeiner Abreiſe als eine Standsperſon verſorgt werden ſollte. Er kam wieder und ſagte mir, daß er bis auf das weiße Geräthe und eine Matratze zum Schlafen, mit den nöthigſten Möbeln verſehen wäre. Ich reichte ihm alles ſelbſt, was er forderte, und zwar von jeder Art das Koſtbarſte, und war unwillig, daß der Bediente nicht mehr verlangte. Ich ſagte ihm, daß er die Stücke genau zählen ſollte, damit keines verloren gienge,

und mein Herz wußte doch nicht das Geringſte von dieſer wirthſchaftlichen Sorgfalt. Ich hieß ihn noch ein Flaſchenfutter Wein mitnehmen. Und wenn ihr von ihm geht, fuhr ich fort: ſo könnt ihr in eurem Namen fragen, ob er noch etwas zu befehlen hätte. Er kam nicht eher, als mit dem Abend wieder. Ich fragte ihn, wo er ſo lange geblieben wäre. Ach, hub er in ſeiner treuherzigen Sprache an, man kann von dem Herrn gar nicht wieder los kommen. Es iſt ein rechter lieber Herr; alles, was er ſagt, nimmt einem das Herz. O wenn ſies nur hätten hören ſollen, wie er dem Himmel dankt, daß er ihn aus der Gefangenſchaft errettet hat! Er mag recht fromm ſeyn, und ich weis nicht, wie ihn der liebe Gott nach Siberien hat führen können. Ich wollte ihn, als ich gieng, auskleiden helfen. Ach, ſprach er, mein lieber Chriſtian, gebt euch keine Mühe, ich habe mich in Siberien ſelber bedienen lernen. Es gieng mir recht nahe. Er hat auch ein recht gutes Anſehen. Wer weis, wie vornehm er von Geburt iſt, und hat doch in dieſem verwünſchten Lande ſo viel ausſtehen müſſen! Wenn ſie mirs erlauben, ſo will ich ihn alle Tage etliche Stunden bedienen, damit es ihm wieder wohlgehe. Bey ihnen läßt er ſich für alle Gnade, die ſie ihm erzeigen, ganz unterthänigſt bedanken, und um nichts, als ein Buch, bitten. Es wird auf dieſem Zeddel ſtehen. Dieſer Zeddel war ein franzöſiſch Billet von dieſem Innhalte:

Mein

Mein Glück ſcheint mir nur ein Traum zu ſeyn; und Sie überhäufen mich mit ſo vieler Gnade, daß ich gar nicht weis, wie ich dankbar genug ſeyn ſoll. Ich erzähle es dem Grafen und allen meinen Freunden, und allen meinen Landsleuten, ſchon in Gedanken, daß ich das großmüthigſte Herz in Siberien angetroffen habe. Ach Madame, wodurch verdiene ich Ihre Sorgfalt? und wodurch kann ich ſie in dem Reſte meines unglücklichen Lebens verdienen? durch nichts, als durch Ehrerbietung = = =

Dieſer kurze Brief gefiel mir ſehr wohl. Ich brachte einen großen Theil der Nacht mit einer geheimen Auslegung dieſes Briefs zu. „Wodurch „ſoll ich ihre Sorgfalt in dem Reſte meines unglück„lichen Lebens verdienen? durch Ehrerbietung.“ Ich gab dieſem Worte eine Bedeutung, wie ſie mein Herz verlangte. Ich freute mich, da ich erwachte, daß der Tag ſchon da war. Ich eilte, und beſchloß, Steeleyn des Mittags mit mir ſpeiſen zu laſſen. Ich konnte den Bedienten nicht finden. Ich vermuthete, daß er bey ſeinem neuen Herrn ſeyn würde, und ich hatte Recht. In kurzem kam er. Ich warf ihm vor, daß er mich bald über ſeinem neuen Herrn vergeſſen würde, und ſchickte ihn mit zwey franzöſiſchen Büchern wieder an Steeleyn, und ließ ihn bitten, zu Mittage mit mir zu ſpeiſen. Ich ließ etliche wenige Gerichte nach deutſcher Art zurichten, und ihn zu Mittage in einem Schlitten abholen. Ich hatte mich nicht vornehm gekleidet, um ihm deſto ähnlicher zu ſeyn, doch war ich ſorgfältig

genug

genug geweſen, eine gute Wahl in meinem Anzuge zu treffen. Bey dieſer Mahlzeit wollte ich, ſo zu reden, hinter mein eigen Herz kommen, und erfahren, ob meine Empfindungen mehr als Freundſchaft wären. Mein Gaſt kam, und ſeine Miene war heitrer, als die geſtrige, und wie mich dünkte, weit gefälliger. Er war beſſer, ob gleich noch Ruſſiſch, gekleidet, als geſtern. Dankbarkeit und Ehrerbietung redete aus ihm. Ich that, als ob meine Fürſorge für ihn eine Verordnung des Hofs wäre, und ſetzte mich ganz allein mit ihm zu Tiſche. Wir brachten über unſrer kleinen Mahlzeit wohl drey Stunden zu, und es ſchien mir, daß ſie ihm eben ſo kurz ward, als mir. Er konnte ſich noch nicht recht in das Ceremoniel, mit einer Dame, und vornehm zu ſpeiſen, finden, und ich hatte das Vergnügen, ihn alle Augenblicke durch eine kleine Höflichkeit zu erſchrecken; ja, ich erfreute mich, daß ich ihn in der Wohlanſtändigkeit übertraf, weil ich merkte, daß er mir am Geiſte überlegen war. Er mußte mir ſeine Begebenheiten noch einmal erzählen, und ſie rührten mich, als ob ich ſie noch nicht gehört hätte. Wir ſprachen von dem Grafen, und er bezeigte ein ſo großes Verlangen, ihn wieder zu ſehen, daß ich lieber eiferſüchtig geworden wäre. Mit Einem Worte, mein Gaſt gefiel mir nach wenig Stunden ſo ſehr, daß ich mir alle Gewalt anthun mußte, mich zu verſtellen. Ich wünſchte in denen Augenblicken, da uns unſer Bedienter verließ, daß er mir etwas Verbindliches ſagen möchte, nur um zu wiſ-

ſen,

ſen, ob ich ihm gefiele. Allein er blieb bey der Sprache der Ehrerbietung, und ſeine Augen redten eben die Sprache. Er nahm aus einer unglücklichen Höflichkeit, als wir vom Tiſche aufſtunden, Abſchied, und ich hatte das Herz nicht, ihn zu bitten, daß er länger bleiben ſollte, weil ich mich zu verrathen glaubte. Ich ließ ihn alſo wieder in ſein Quartier bringen. Und nun wußte ichs, ob ich ihm gewogen war. Ich war beleidigt, daß er mich ſchon verlaſſen hatte. Ich ward unruhiger als zuvor, und ich ward es nur mehr, je weniger ichs ſeyn wollte. Ich ſtellte mir vor, daß ich ihm nicht gefiele, und kränkte mich, daß ich nicht reizend genug war, mehr als Hochachtung von ihm zu verdienen. Ich ward über dieſe Vorſtellung kleinmüthig, und rächte mich durch Geringſchätzung an mir ſelber. Gleichwohl wollte ich nicht alle Hoffnung fahren laſſen, und meine Liebe zu ihm mir auch nicht verbieten. Ich beſchloß, ihn in drey Tagen wieder zu mir zu bitten. O was waren das für lange Tage für mich! Der Bediente erzählte mir binnen dieſer Zeit, daß ſein Herr in ſeiner Einſamkeit ganz tiefſinnig würde. Wie lieb war mir dieſe Nachricht! Ich war ſchwach genug, ihn zu fragen, ob er nichts von mir geſprochen hätte? Er lobt ſie über die maßen, ſprach er, und fragt mich, ſo oft ich komme, wie ſie ſich befinden, und fragt nach allen Kleinigkeiten.

Nach drey Tagen war er wieder auf die vorige Art mein Gaſt. Er kam, und die Unruhe hatte ſich in alle ſeine Blicke vertheilet. Er hatte ſich durch

den

den Juden ein Kleid nach deutſcher Art machen laſſen, und ſah noch einmal ſo jung aus. Ja, ja, dachte ich, er iſt ſchön, er iſt liebenswerth, aber nicht für dich. Ich glaubte, ich hätte alles Bange aus meinem Geſichte vertrieben, als er mich bey der Tafel um die Urſache fragte, warum er mich nicht ſo zufrieden ſähe, als das letztemal. Ich erſchrack über mein verrätheriſches Geſicht, und über die Aufmerkſamkeit, mit der er mich betrachtete, und ſchob die Schuld darauf, daß ich die Erlaubniß noch nicht vom Hofe bekommen hätte, nach Moskau zurück zu kehren. Aber, fuhr ich fort, was fehlet ihnen? Die Freude über ihre Befreyung herrſcht nicht mehr in ihrem Geſichte. Iſt es das Verlangen nach ihrem Vaterlande, das ſie beunruhiget? Ja, Madame, ſprach er mit niedergeſchlagnen Augen. O! wie war mir dieſes Ja angenehm, das der Ton, mit dem ers ausſprach, zu einem Nein machte. Haben ſie vielleicht, fuhr ich fort, noch eine Braut in ihrem Vaterlande, die ſie erwartet? Warum entziehen ſie ſich und mir das Vergnügen, von ihr zu ſprechen? Ich gebe ihnen mein Wort, daß ich ihnen mit der Hälfte meines Vermögens dienen will, um ihre Reiſe zu beſchleunigen, und ſie von meiner Freundſchaft zu überzeugen. Er antwortete mir mit einem verſchämten Blicke, und ſagte weiter kein Wort. Ich wollte nunmehr mein Glück oder Unglück mit Einem male wiſſen. Sie ſchweigen? Alſo haben ſie eine Braut in London? Nein, rief er, Madame, der Himmel weis es, daß ich ſeit dem Tode meiner Braut ohne

Liebe geweſen bin. Wie könnte ich ihnen etwas verſchweigen? Ach wie könnte ich dieſes? Ich bitte ſie, vermindern ſie ihre Gütigkeit gegen mich! Ich bin unruhig, daß ich ſie nicht verdiene. Dieß iſt die wahre Urſache. Nunmehr war ich zufrieden, und er hätte aus meiner plötzlichen Veränderung leicht mein Herz errathen können; allein meine Freude that bey ihm eine entgegengeſetzte Wirkung. Er ward nur trauriger, je mehr ich ruhiger war. Ich redte faſt allein, und ich ſtudirte ſeine Augen und ſein Herz aus. Er liebt dich, fieng ich zu mir ſelbſt an, und nichts als die Geſetze der Dankbarkeit und Ehrerbietung legen ſeiner Liebe ein Stillſchweigen auf. Er iſt verſchämt, das wünſcheſt du; und er wünſchet, daß du ihn zu dem Fehler nöthigen ſollſt, dir ſeine Liebe zu geſtehen; und dieſes verdient er. Ich verdoppelte meine Gefälligkeit, ohne ſie über die Schranken der Freundſchaft zu treiben. Mein Gemahl hatte ein koſtbares Haus gebauet. Ich ließ alle Zimmer auf der Gallerie einheizen, und führte ihn nach der Tafel in alle, nur damit ich eine Gelegenheit hätte, ihn länger bey mir zu behalten. Als wir in das größte kamen, in welchem die Riſſe und Abzeichnungen von Feſtungen und Landſchaften hiengen: ſo fragte ich ihn, ob er nicht auch einen Theil von ſeiner Arbeit hier fände. Ich ſah, daß er nicht auf die Abzeichnungen, ſondern auf mich Acht gab, und belohnte ihn gleich dafür. Ich will ihnen ihre Stücke zeigen, ſprach ich. Mein Gemahl hat mirs geſagt, daß die, unter welchen ein S. ſtünde, von

ihnen

ihnen wären. Er mag ſie mit dieſen Arbeiten wohl recht gequält haben. Ach, ſprach er, Madame, ſie könnten mich für alle meine Mühe auf Einmal belohnen. Aber nein = = =. Ich wußte in der That nicht, was er verlangte, und ich bat ihn recht inſtändig, daß er mirs ſagen ſollte. Wollen ſie mirs vergeben, rief er, wenn ichs ihnen geſtehe? denn es iſt eine Verwegenheit. Ja, ſagte ich. Er öffnete darauf die Thüre von dem vorhergehenden Zimmer, und wies auf mein Portrait. Madame, dieſes Geſchenk wollte ich mir wünſchen, wenn ich Siberien verlaſſe. Dieſe Bitte war mir das angenehmſte, was ich von ihm gehöret hatte. Ich gab ihm durch die Art, mit der ich ſie anhörte, das Recht, ſie zu wiederholen, und er hatte ſchon das Herz, mich bey der Hand zu faſſen, und meiner Hand durch die ſeine, ich weis nicht was für verbindliche Dinge, zu ſagen. Ich begab mich geſchwind mit ihm in das Tafelzimmer zurück, um gleichſam der Gewalt zu entfliehen, die er meinem Herzen anthat. Er merkte ſeinen Sieg nicht, und glaubte vielmehr, mich beleidiget zu haben. Er war von der Zeit an faſt ganzer acht Tage hindurch nichts als ein Freund, der mir durch eine ſtrenge Ehrerbietung gefallen, oder ein Gaſt, der durch eine dankbare Schamhaftigkeit meine Höflichkeiten, die ich ihm alle Mittage erwies, bezahlen wollte. Ich konnte mich in das Geheimniß unſrer Herzen nicht finden. Wir hatten die Erlaubniß, alle Tage mit einander umzugehen. Wir durften uns vor Niemanden ſcheuen, als vor uns

ſelbſt. Alles ſtund unter meinen Befehlen, und ich war denen, die um mich lebten, zu groß, als daß ich, von ihnen bemerkt zu werden, hätte fürchten dürfen. Dem ungeachtet ſchienen wir beide bey aller unſrer Freyheit und bey unſerm täglichen Umgange, anſtatt daß wir vertrauter hätten werden ſollen, einander nur deſto fremder zu werden. Er hütete ſich, mir die geringſte Liebkoſung zu machen, und ich nahm mich viel mehr, als im Anfange, in Acht, ihm Gelegenheit dazu zu geben. Wir ſahen beide nicht, daß die Behutſamkeit, die wir in unſern Reden und in unſern Handlungen beobachteten, nichts als die ſtärkſte Liebe war; oder beſſer, wir fühlten die Liebe ſo ſehr, daß wir genöthiget wurden, uns ſtrenge Geſetze vorzuſchreiben. Ich ahmte ihm nach, und er ahmte an Beſcheidenheit mir nach; und was war dieſer Zwang anders, als die Sorge, einander zu gefallen, und die Ungewißheit, wie wir dieſes einander ohne Fehler zu erkennen geben wollten? Alle Augenblicke erwartete ich ein vertrauliches Bekenntniß von ihm, und hinderte ihn doch durch mein Bezeigen daran, und befriedigte meinen Verdruß mit neuer Hoffnung. Wir hatten uns durch einen Umgang von zehen oder zwölf Tagen ſo ausgeredet, daß wir faſt nichts mehr wußten, und wir wurden deſto ärmer an Geſprächen, je weniger wir unſer Herz wollten reden laſſen. Wir ſpielten gemeiniglich nach der Tafel Schach, ein Spiel, das für Verliebte eher eine Strafe als ein Vergnügen iſt, und das uns ſehr beſchwerlich geweſen ſeyn würde, wenn es uns nicht

das Recht ertheilt hätte, einander genauer, als außerdem, zu beobachten. Ich ließ meine Hand mit Fleiß immer lange auf dem Steine liegen, als wenn ich noch ungewiß wäre, ob ich ihn fortrücken wollte; und ich ließ ſie doch nur für ſeine Augen da. Unſere Spiele wurden alle bald aus. Ich verſtund es wirklich beſſer als er; allein ein Blick in ſeine redlichen und zärtlichen Augen, und eine kleine Röthe, oder ein verſchämter Seufzer, den ich ihm abnöthigte, war genug, mich zu dem einfältigſten Zuge zu bewegen. Wir wiederholten dieſen Zeitvertreib ganze Stunden, ohne zehn Worte zu reden, und wir befanden uns ſo gut dabey, daß wir recht von der Tafel eilten, um zum Schache zu kommen. Unſer Umgang hatte nunmehr ungefähr vier Wochen gedauert, und binnen dieſer Zeit hatten wir einander nicht länger, als fünf Tage, nicht geſehen, und dennoch waren wir, ſo ſehr wir einander gefielen, nicht vertrauter, als im Anfange; und wir würden unſtreitig dieſen Charakter noch länger behauptet haben, wenn unſre Herzen nicht durch einen Zufall übereilet worden wären. Der Jude beſuchte uns nämlich unvermuthet bey Tiſche, und kündigte Steeleyn an, daß morgen eine Lieferung für den Hof nach Moskau abgehen würde, und daß er für ſo und ſo viel Geld ſicher und ziemlich beqaem mit fortkommen könnte. Ich erſchrack über dieſe Nachricht, daß ich nicht ein Wort ſagen konnte, und Steeley eben ſo ſehr. Wenn, rief er, wenn ſoll ich fort? Geht nur in mein Quartier, ich will gleich nachkommen. Der Jude verließ

uns.

uns. Und nun gieng eine traurige Scene an. Ach, Madame, fieng Steeley an, und ſchon liefen ihm die Thränen über die Wangen; ach, Madame, ich ſoll ſchon fort? Morgen ſchon? = = = Und was macht ihnen denn die Abreiſe ſo ſauer? Er entſetzte ſich über dieſe Frage und gerieth in eine kleine Hitze. Sie fragen mich noch, was mir meinen Abſchied ſauer macht? Sie! Sie! und auf einmal ward er ſtill und ſuchte ſeine Wehmuth zu verbergen. Mit welcher Entzückung ſah ich mich von ihm geliebt! Ich ſchwieg ſtill, oder konnte vielmehr nicht reden. Er wollte fortgehen, und ich nahm ihn in der Angſt bey der Hand. Wo wollen ſie hin? Ich will mich, ſprach er, für meine Verwegenheit beſtrafen, die ich itzt begangen habe, und Abſchied von ihnen nehmen und = = =. Aber wenn ich ſie nun erſuchte, noch nicht fortzureiſen, wollten ſie nicht bey mir bleiben? Wollten ſie nicht ihr Vaterland, ihre Freunde, einige Zeit ſpäter ſehen? Ach Madame, rief er, ich will alles, ich will mein Vaterland ewig verlaſſen, für ſie vergeſſen. Sagen ſie mir nur, ob ſie mich = = = ob ſie mich haſſen? Ich liebe ſie, fieng ich an, es iſt nicht mehr Zeit, mich zu verbergen; und wenn ſie mich lieben: ſo bleiben ſie hier, und reiſen ſie in meiner Geſellſchaft. Nunmehr wagte er die erſte Umarmung, und o Himmel! was war dieſes nach einem ſo langen Zwange für ein unausſprechliches Vergnügen! Wie viel tauſendmal ſagte er mir, daß er mich liebte, und wie vielmal ſagte ichs; und durch wie viele Küſſe, durch wie viele Seufzer, wiederholten wir unſer Be-

kennt-

kenntniß! Nun redte unſer Herz allein. Er fragte mich, ob ich ſeine Liebe nicht gemerkt hätte, und ich fragte ihn eben das. Wir erzählten einander die Geſchichte unſrer Empfindungen, und unſer Umgang war von dieſer Stunde an Liebe und Freude. Die Lieferung gieng fort, und mein Liebhaber blieb mit tauſend Freuden zurück. Ich ſchickte noch ein Memorial an den Hof mit ab, um die Erlaubniß zu meiner Abreiſe zu beſchleunigen.

Waren wir vorher nur halbe Tage beyſammen geweſen: ſo wurden uns nunmehr ganze noch zu unſerer Liebe zu kurz. Er ſuchte meine Liebe, die er ſchon gewiß beſaß, durch die beſcheidne Art, mit der er ſie genoß, erſt zu verdienen; und ich, die ich acht Jahr vermählt geweſen, ohne die Liebe zu kennen, lernte ihren Werth unter den unſchuldigſten Liebkoſungen erſt ſchätzen. Ich verſprach ihm, wenn er mir nicht nach Curland folgen wollte, mit ihm in ſein Vaterland zu gehen, und wenn ich in Moskau die Erlaubniß, dahin zurück zu kehren, nicht erhalten könnte, mich mit ihm insgeheim wegzubegeben. Bis auf dieſe Zeit, ſprach ich, bin ich ihre Braut, und ſo bald wir uns an einem Orte niederlaſſen, ihre Gemahlinn.

Wir unterhielten uns mit den Vorſtellungen von unſerm künftigen Glücke noch vierzehn Tage, als ich endlich die Erlaubniß und die Paſſeporte vom Hofe erhielt, mich nach Moskau zurück zu begeben. Mein Liebhaber war gleich bey mir. Und wie eilten wir, aus dieſem traurigen Lande zu kommen! Der Commen=

mendant von einem nah gelegenen Schloſſe war zum Nachfolger meines Gemahls ernannt. Ich übergab ihm binnen acht Tagen die Rechnungen meines Gemahls; allein er ſah ſie nicht an. Ihr Gemahl, ſprach er, war mein guter Freund und auch ein Freund des Hofs. Er wird ſchon gut hausgehalten haben, und ich bin alt genug, ihm bald im Tode nachzufolgen. Ich bat ihn, daß er Befehl zu meiner Abreiſe geben, und die Möbeln und das Haus meines Gemahls von mir zum Abſchiede annehmen ſollte. Ich nehme es an, ſprach er; ſie aber haben die Freyheit, was ihnen gefällt, mit ſich zu nehmen; die ihrem Stande gemäße Bedeckung iſt alle Stunden zu ihren Dienſten.

Ich reiſte alſo mit zween Wagen unter einer ſtarken Bedeckung in der Mitte des Junius fort. Mein Gemahl hatte mir über hundert tauſend Rubeln meiſtens an Golde und Juwelen hinterlaſſen. Die eine Hälfte nahmen wir auf unſern Wagen, und die andre auf den, wo unſer Chriſtian nebſt einigen befreyten Gefangnen ſaß. Steeley ließ, ehe wir abreiſten, alle Gefangne, in und um Tobolskoy herum, kleiden, ſie drey Tage ſpeiſen, und jedem etliche Rubeln geben. Es mochten ihrer etliche funfzig ſeyn.

Wir kamen nach einer beſchwerlichen Reiſe von fünf Wochen, die wir Tag und Nacht fortſetzten, (weil die Nacht in den warmen Monaten faſt ſo hell wie der Tag bleibt,) glücklich in Moskau an. Ich wollte nicht öffentlich bei Hofe erſcheinen; und ich ſuchte nichts, als der Geliebten des Czaars, deren

Fräulein ich geweſen war, insgeheim aufzuwarten. Die großmüthige Catharina empfieng mich auf dem Luſtſchloſſe Taninska ſehr liebreich. Ich mußte acht Tage bey ihr bleiben; allein alle die Gnade, die ſie mir unter dieſer Zeit erwies, war mir ohne meinen Geliebten eine unerträgliche Laſt. Sie hörte, daß ich nichts wünſchte, als das Glück, nach Curland zurück zu kehren, und ſie verſchaffte mirs, weil ſie nur befehlen durfte. Ich eilte nach der Stadt zurück, und ließ meinen lieben Reiſegefährten, der bey dem engliſchen Kaufmann abgetreten war, aufſuchen. Mein Chriſtian brachte mir die betrübte Nachricht, daß er krank und nicht im Stande wäre, zu mir zu kommen. Ich ließ mich den Augenblick zu ihm fahren. Seine Krankheit war nichts, als der Kummer um mich. Ach, rief er mir entgegen, habe ich ſie nicht verloren? Sind ſie noch meine beſtändige Freundinn? Ich bewies es ihm, und blieb den ganzen Tag bey ihm. Er zeigte mir Briefe aus London, und inſonderheit die, welche der Herr Graf an ihn zurückgelaſſen hatte. Es war wirklich mein Vorſatz, nach Curland zu gehen, und nichts als die Schwachheit meines Geliebten, hinderte die Abreiſe. Endlich erhielt er Briefe von dem Herrn Grafen. Ach, ſprach er zu mir, er hat ſeine Gemahlinn wieder gefunden, er lebt mit ihr in Holland. Wollen wir nicht zu ihm reiſen? wie glücklich würden wir bey ihm ſeyn! Mehr brauchte er nicht, um mich meinem Vaterlande zu entziehen.

Nun

Nun war es beſchloſſen, wir giengen nach Holland. Ich ſetzte mich mit ihm zu Ende des Auguſts zu Schiffe, und auch die See ward mir durch die Liebe angenehm. Wir haben nichts als eine kleine Seekrankheit und etliche Stürme ausgeſtanden, die uns nichts gethan, als daß ſie uns ein paar Wochen länger auf der See aufgehalten haben. Wir ſind ſchon vor vier Tagen ans Land geſtiegen und geſtern früh zu Lande hier angekommen.

Dieß war die Geſchichte von Amaliens und Steeleys Liebe.

Die beiden erſten Tage verſtrichen uns unter lauter Erzählungen, und der dritte war der Vermählungstag. Ich und Carolina kleideten unſere Braut an, und verliebten uns recht in ſie, ſo reizend war ſie; allein der, für den ſie ſo reizend war, hatte nicht weniger männliche Schönheiten. Wir führten ſie in ſein Zimmer. Itzt, ſprach ſie, iſt es noch Zeit, wenn ſie Luſt haben, eine Andere zu wählen, und umarmte ihn. R = = kam bald darauf mit ſeinem guten Freunde, einem Prediger bey der franzöſiſchen Gemeine, der ſie vermählen ſollte. Er hatte ihm die Umſtände von beiden geſagt. Wir ſetzten uns nieder, und wir wußten nicht, daß unſer Geiſtlicher eine Rede halten würde. Er that es mit ſo vieler Beredſamkeit und mit ſo vielem Geiſte, daß wir alle außer uns kamen, und uns keine größere Wolluſt auf dieſen Tag hätten erdenken können. Er redte von den wunderbaren Wegen der Vorſehung bey dem Schickſale der Menſchen. Man ſtelle ſich den Grafen

ſen und Steeleyn mit allen ihren Unglücksfällen, ſeine Braut, mich, kurz, uns alle vor, wenn man wiſſen will, was dieſe vernünftige Rede für einen Eindruck in unſere Herzen machte. Unſere Seele erweiterte ſich durch die hohen Vorſtellungen, um den Umfang der göttlichen Rathſchlüſſe in Anſehung unſers Schickſals zu überſehen, und die Empfindungen der Verwunderung und der Dankbarkeit wuchſen mit unſern erhabnen Vorſtellungen. Leuten, die niemals im Unglücke geweſen, Leuten, die zu froſtig ſind, Andrer Unglück zu fühlen, wird das Vergnügen, das wir aus dieſer Rede ſchöpften, als ein ſcheinheiliges Räthſel vorkommen. Sie werden ſich nicht einbilden können, wie ſich ſolche ernſthafte Betrachtungen zu einem Tage der Freude und der Liebe ſchicken; allein ſie werden mir auch nicht zumuthen, daß ich ihnen eine Sache beweiſen ſoll, die auf die Empfindung ankömmt.

So vergieng der Vormittag, und Steeley und Amalie waren verbunden, und unſer Bündniß war auch wieder erneuert. Unſer Geiſtlicher, der uns ein recht lieber Gaſt geweſen ſeyn würde, wollte nicht bey uns bleiben, ſo ſehr wir ihn auch baten. Er ſagte, daß er den Nachmittag bey einem jungen Menſchen zubringen würde, der ſich aus Schwermuth das Leben hätte nehmen wollen, aber noch an dem Selbſtmorde gehindert worden wäre. Er bat uns, ob wir nicht zur Verbeſſerung ſeiner elenden Umſtände etwas beytragen und ihn mit einigen Arzneyen verſehen laſſen wollten, damit nicht die Krankheit des Gemüths durch ein

verdorb=

verdorbnes Blut noch mehr unterhalten würde. Weil es ſchien, daß er die beſondern Umſtände dieſes Menſchen mit Fleiß verſchwieg: ſo wollten wir nicht zur Unzeit neugierig ſeyn. Wir fragten alſo nichts, als wo er anzutreffen wäre. Er nannte uns eine alte Schifferinn, die ihn, wie er gehört, nur vor etlichen Tagen in ihre Hütte aus Mitleiden eingenommen, in der er ſich geſtern durch ein Meſſer, doch ohne Lebensgefahr, verwundet hätte. Wir ſagten ihm, daß er nicht bitten, ſondern uns vorſchreiben ſollte, wie ers mit dem Kranken gehalten wiſſen wollte; weil wir gar keine Ueberwindung nöthig hätten, einem Elenden mit einem Theile von unſerm Vermögen zu dienen. Wir ſchickten ihm, ſobald der Geiſtliche weg war, Betten und andere Sachen. Unſer Doctor mußte kommen; und das unglückliche Mädchen, von der ich oben geredt habe, und die itzt Aufſeherinn in meinem Hauſe war, mußte ihn zu dem Kranken begleiten, um zu hören, was er für Anſtalten wegen der Speiſen und des Getränks machen würde, damit ſie alles nach ſeiner Vorſchrift einrichten könnte.

Wir ſetzten uns zur Tafel, und wir wären eines ſolchen Tages nicht werth geweſen, wenn wir ihn nicht zu genießen gewußt hätten. Eins war zu dem Vergnügen des Andern ſinnreich; und Kleinigkeiten, die Andre aus Mangel der Vertraulichkeit, oder auch des Geſchmacks, vorüber gehen, dienten uns in unſrer Geſellſchaft zu neuen Unterhaltungen, und erhielten durch die Art, mit der wir uns ihrer bedienten, den Werth, den die prächtigſten Mittel der Freude am

wenig=

wenigſten haben. Kleine Zänkereyen, die Amalie mit Steeleyn wegen des Coſackiſchen Mädchens anfieng, kleine Vorwürfe, womit wir einander erſchreckten, beſeelten unſere Vertraulichkeit, und jeder unſchuldige Scherz gab uns eine neue Scene des Vergnügens. Die Aufſcherinn, die wir zu dem Kranken geſchickt hatten, kam mit offnen Armen zurück, und erzählte uns, daß ſie ihren ungetreuen Liebhaber wieder gefunden, und daß es der Elende ſelbſt wäre, für den wir geſorgt hätten. Er, rief ſie, hat mir alles mit tauſend Thränen abgebeten; und ich habe ihm alles vergeben, und ich bitte für ihn. Sein Gewiſſen hat ihn mehr als zu ſehr beſtraft. Er ſagte mir, daß er ſich, da er mich ſo boshaft verlaſſen, nach Harlem gewendet, und ſich allen Ausſchweifungen überlaſſen hätte, um nicht an das zu gedenken, was er gethan. Einige Monate ſey es ihm gelungen, nachdem aber hätte er ſich der entſetzlichen Vorſtellungen, daß er mich und die Frucht unſrer Liebe durch ſeine Untreue vielleicht ums Leben gebracht, nicht länger erwehren können. Sie hätten ihn genöthiget, an den Ort zurück zu kehren, wo er mich verlaſſen, und da er weder das Herz gehabt, ſich genau nach mir zu erkundigen, noch auch gewußt hätte, wo er es thun ſollte: ſo hätte ihn endlich eine alte Schifferinn auf eben der Wieſe, wo er von mir gewichen, und auf der er ſchon zween Tage zugebracht, in der gröſten Verzweifelung angetroffen, und ihn mit ſich in ihre Hütte genommen. Hier hätte er, da er ohnedieß nichts mehr zu leben gehabt, ſein Elend durch den Selbſtmord endigen

digen und ſich zugleich für ſeine Bosheit beſtrafen wollen. Es ſteht bey ihnen, fuhr ſie fort, ob ſie ihm durch ihre Wohlthaten das Leben und mich wiedergeben wollen. Ich liebe ihn, als ob er mich nie beleidigt hätte; allein (hier ſah ſie mich an) ſie zu verlaſſen, das kann ich nicht -- Sie verdient unſere Gewogenheit und unſer Vergnügen über ihr Glück. Wir ließen ihren Liebhaber in das Haus neben uns bringen und beſuchten ihn den Abend noch. Seine Wunde war nicht gefährlich, und die Freude, ſeine Geliebte wieder gefunden zu haben, hatte ihm ſo viel Lebhaftigkeit ertheilt, daß er mit uns ſprechen und uns ſeinen Fehler abbitten konnte. Er wollte uns alles erzählen; allein wir waren mit ſeiner Reue zufrieden, und erließen ihm die Scham, ſein eigner Ankläger zu werden. Wir ſahen in ſeinem zerſtreuten und ausgezehrten Geſichte noch Spuren genug von einer angenehmen Bildung und einem zärtlichen Herzen. Er war noch nicht vier und zwanzig Jahre alt, und wegen ſeiner Jugend der Vergebung und des Mitleids deſto würdiger.

Den Reſt des Abends brachten wir mit einer Muſik zu, die wir uns ſelber machten. Ich ſpielte den Flügel, und bald ſang ich ſelbſt, bald Amalie, oder Caroline, dazu. Meine kleine Tochter, die in das ſechſte Jahr gieng, war ſo verwegen, Steeleyn zu einem Tanze aufzufordern, und ſie hätte uns bald alle zu dieſer Luſt verführt. Wir führten endlich unſre beiden Vermählten in ihr Schlafzimmer, und überließen ſie den Wünſchen der Liebe.

Als ich mich den Morgen darauf noch mit dem Grafen berathſchlagte, was wir unſerm Paare heute für ein Vergnügen machen wollten, trat der Bediente herein und ſagte, daß ein Engelländer meinen Gemahl ſprechen wollte. So bald er die Thüre öffnete, ſo ſagte uns ſein Geſicht, daß es Steeleys Vater wäre. Er hatte ein eisgraues Haupt; aber ſeine muntern Augen, ſein rothes Geſicht, und trotziger Gang, widerlegten ſeine Haare. Ich ſuche, fieng er auf franzöſiſch an, meinen Sohn bey ihnen; oder da ich in meinem Leben wohl nicht ſo glücklich ſeyn werde, ihn wieder zu ſehen: ſo will ich wenigſtens hören, ob ſie nicht wiſſen, wo er iſt. Meine Nachricht aus Moskau geht nicht weiter, als daß ich gewiß weiß, daß er aus ſeinem Elende in Siberien hat ſollen befreyt werden. Und aus Verlangen einen ſo theuern Freund von meinem Sohne zu ſprechen, bin ich in meinem neun und ſiebenzigſten Jahre noch einmal zur See gegangen. Ihre Reiſe, fieng mein Gemahl an, ſoll ſie nicht gereuen. Ich habe Briefe von ihrem Sohne aus Moskau, und kann ihnen die erfreuliche Nachricht von ſeiner baldigen Ankunft zum voraus melden. Wie lange können ſie ſich hier aufhalten? Das ganze Jahr hindurch, ſprach der Alte, und noch länger, wenn ich meinen Sohn erwarten kann. Mein Gemahl befriedigte ſeine väterliche Neubegierde mit einigen beſonderen Nachrichten, und ich eilte zu unſerm zärtlichen Paare, um zu ſehen, ob ſie angekleidet wären. Sie giengen beide noch in ihren Schlafkleidern, und ich ließ dem Grafen heimlich

lich ſagen, daß ſie aufgeſtanden wären. Mein Gemahl ſprach ich, nach einigen kleinen Fragen, wird gleich kommen, und ſie zu einer Spatzierfahrt einladen. Indem öffnete er ſchon die Thüre, und trat mit dem Alten herein. In dem Augenblick riß ſich Steeley von ſeiner Gemahlinn, die ihn in den Armen hatte, los, und lief auf ſeinen Vater zu. Der Alte ſah ihn nach der erſten Umarmung lange an, ohne ein Wort zu ſagen. Ja, rief er endlich, du biſt mein Sohn, du biſt mein lieber Sohn; Gottlob! nun will ich gern ſterben. Mein Sohn, gieb mir einen Stul, meine Füße wollen mich nicht mehr halten. Amalie langten ihm einen, und wir traten alle vor ihn. Seine erſte Frage war, wer Amalie wäre. Seit geſtern, ſprach ſie, bin ich die Gemahlinn ihres Sohnes. Sind ſie mit ſeiner Wahl zufrieden? Er nahm ſie recht liebreich bey der Hand. Iſt es gewiß, daß ſie meine Tochter ſind, ſo küſſen ſie mich, und ſagen ſie mir, aus welchem Lande ſie ſind. Er machte ihr darauf die größten Liebkoſungen und that allerhand Fragen, die ſeinem ehrlichen Charakter gemäß und uns deswegen angenehm waren, wenn ſie gleich nicht die wichtigſten waren. Es misfiel ihm, da er hörte, daß wir nicht getanzt hätten. Nicht getanzt? fieng er an, wie traurig muß dieſe Hochzeit geweſen ſeyn! Nein, was unſere Vorfahren für gut befunden haben, das muß man nicht abkommen laſſen. An ſeinem Hochzeittage muß man froh ſeyn. Wenn wir nach London kommen: ſo will ich alles ſo anordnen, wie es an meiner Hochzeit war.

Es ſind, Gottlob! ſchon funfzig Jahre verſtrichen, und ich weis alles noch ſo genau, als ob es erſt geſtern geſchehen wäre. Es iſt wahr, ſprach er zu Amalien, ſie ſehen viel ſchöner aus, als meine ſelige Frau an ihrem Brauttage ſah; aber ſie war viel beſſer angezogen. Er beſchrieb ihr mit der Freude eines Alten, dem das gefällt, was in ſeiner Jugend Mode geweſen, den ganzen Anzug ſeiner Frau, und ſie verſprach ihm, wenigſtens um den Kopf und den Hals einen Theil von dieſem Staate nachzuahmen. Sie that es auch; und in einem engen Leibchen und großen weiten Ermeln, drey oder viermal mit Bande gebunden, und in Locken, die bis auf die Schultern hiengen, gefiel ſie ihm erſt recht wohl. Sein Sohn mußte ihm ſein Schickſal erzählen. Er weinte die bitterſten Thränen, wenn Steeley auf eine betrübte Begebenheit kam; und mitten unter den Thränen machte er hier und da noch allerhand Anmerkungen. Er fuhr ihn z. E. bey dem Anfange ſeiner Geſchichte recht väterlich an, daß er den Geſandten verlaſſen hätte und ein Soldat geworden wäre. Bald darauf umarmte er ihn, daß er ſo rechtſchaffen an dem Grafen gehandelt hätte, als er auf dem Wege krank geworden: Da erkenne ich meinen Sohn, rief er. Gott weis es, ich hätte es eben ſo gemacht; das heißt ſeinen Freunden in der Noth dienen! Bey der Begebenheit mit dem Popen in Rußland machte er ihm keine Vorwürfe. Deine Liebe zur Wahrheit, ſprach er, iſt dir freylich übel bekommen, und ich wünſchte, es wäre nicht geſchehen; aber es iſt doch

alleimal beſſer, ſeine Meynung frey heraus zu ſagen, als mit einer niederträchtigen Furchtſamkeit zu reden. Ich ſehe dich, weil die Sache von der Religion hergekommen iſt, als einen Märtyrer an; und ich danke Gott für den Muth, den er dir gegeben hat. Bey den großen Dienſten, die der Graf Steeleyn in Siberien erwieſen, nahm er eine recht majeſtätiſche Miene an. Nun, ſprach er, das iſt Großmuth! mehr kann kein Freund an dem andern thun. Ach Herr Graf, ſie haben noch ein redlicher Herz, als ich und mein Sohn. Ihnen habe ich meinen Sohn zu danken. Ja, in meinem ganzen Leben, noch in jenem Leben will ich ſie rühmen. Die Geſchichte der Liebe mit Amalien trug Steeley auf der Seite vor, wo er wußte, daß ſie ſeinen Vater am meiſten rühren würde. Er ließ alles Freundſchaft in ihrem Umgange ſeyn, und die Liebe nicht eher, als kurz vor der Abreiſe aus Moskau, entſtehen. Alles gefiel ihm, alles war ſchön an Amalien, und je mehr er aus der ganzen Erzählung ſchloß, daß Amalie vor ihrer Vermählung ſeinem Sohne keine vertrauliche Liebe erlaubt, deſto freudiger ward er, und deſto mehr Hochachtung bezeigte er ihr. Da die Erzählung geendigt war, umarmte er Amalien noch einmal. Ach, ſprach er, mein Sohn iſt ihrer nicht werth. Er verdienet eine liebe Frau; aber wodurch hat er ſie verdienet? Kommen ſie mit nach London, ich habe ein großes Haus, und es iſt in der ganzen Welt nicht beſſer, als in London. Was, fieng ſie an, als in London? und hier bey ihnen; fuhr er lächelnd fort, und fragte mich, ob ich ihn denn auch

etliche Tage bey mir behalten, und mir ſeine Art zu leben, die nicht nach der Welt wäre, gefallen laſſen wollte. Er war wirklich bey allen ſeinen kleinen Fehlern ein recht liebenswürdiger Mann, und die Aufrichtigkeit, mit der er ſie begieng, machte ſie angenehm. Er war dreiſt, ohne die Höflichkeit zu beleidigen, und ſeine Vorurtheile waren entweder unſchuldig, oder doch dem Umgange nicht beſchwerlich. Wir begiengen dieſen und den folgenden Tag das Hochzeitfeſt nach ſeinem Plane. Er war auf die anſtändigſte Art munter, und weckte uns alle durch ſein Beyſpiel auf. Sein Leibſpruch war: man kann fromm und auch vergnügt ſeyn. Mein Sohn, ſprach er, hat mir viel bekümmerte Stunden gemacht, nun ſoll er mir freudige Tage machen. Er tanzte denſelben Abend bis um 11 Uhr, und war gegen R = = und den Grafen, und gegen ſeinen Sohn ſelbſt, ein Jüngling. Das heißt, fieng er an, recht ausgeſchweift. So ſpät bin ich ſeit vierzig Jahren nicht zu Bette gegangen. Aber iſt doch das Tanzen keine Sünde. Wenn ich nun auch dieſe Nacht ſtürbe: ſo würde mir meine Freude doch nichts ſchaden. R = = fragte ihn bey dieſer Gelegenheit, wie er ſich denn bis in ſein hohes Alter ſo munter erhalten, und wodurch er die Furcht vor dem Tode beſiegt hätte, da er ihm nach ſeinen Jahren ſo nahe wäre. Daß ich noch ſo munter bin, ſprach er, das iſt eine Gabe von Gott und eine Wirkung eines ordentlichen Lebens, zu dem ich von den erſten Jahren an gewöhnet worden bin. Und warum ſollte ich mich vor dem Tode fürchten?

Ich bin ein Kaufmann; ich habe meine Pflicht in Acht genommen, und Gott weis, daß ich Niemand mit Willen um einen Pfennig betrogen habe. Ich bin gegen die Nothleidenden gütig geweſen, und Gott wird es auch gegen mich ſeyn. Die Welt hier iſt ſchön; aber jene wird noch beſſer ſeyn = =; Mußte man einen ſolchen Mann nicht lieben, der von Jugend auf mit dem Gewinne umgegangen war, und doch ein ſo edelmüthiges Herz hatte? Er bezeigte über das große Vermögen, das Amalie beſaß, keine beſondere Freude. Mein Sohn, ſprach er, du haſt ein Glück mehr, als andere Leute; aber du haſt auch eine Laſt mehr, wenn du dein Glück recht brauchen willſt.

Nachdem er das Vergnügen eingeſammelt hatte, das ſich ein Vater in ſeinen Umſtänden wünſchen konnte; ſo waren alle unſre Bitten nicht vermögend, ihn von der Rückkehr in ſein Vaterland abzuhalten. Ich will in London ſterben, ſprach er, und bey meiner Frau begraben werden; laſſen ſie mich reiſen, ehe die See ſtürmiſch wird. Ich will ihnen meinen Sohn zurück laſſen und zufrieden ſeyn, wenn er künftiges Jahr zu mir kömmt. Der junge Steeley wollte ſeinen Vater nicht allein reiſen laſſen, und ſich doch auch nicht von uns trennen. Mit Einem Worte, wir entſchloſſen uns alle, Carolinen ausgenommen, ihn nach London zu begleiten und den Winter über da zu bleiben. Dieſes hatte der Alte gewünſcht; aber nicht das Herz gehabt, es uns anzumuthen. Ehe wir fortgiengen, ſtifteten wir noch ein gutes

Werk.

Werk. Wid, ſo hieß der junge Menſch, der ſeine Geliebte ehemals verlaſſen hatte, war völlig von ſeiner Krankheit wieder hergeſtellt. Er wünſchte nichts, als ſeine Braut zu beſitzen, und mit ſeinem Vater wieder ausgeſöhnt zu werden. Wir hatten an ihn geſchrieben; aber er wollte nichts von ſeinem Sohne mehr wiſſen, und verſicherte uns, daß er ihn, ſo geringe ſein Vermögen wäre, doch ſchon enterbt hätte. Der junge Wid dauerte uns, und wir ſahen, daß er die Thorheit ſeiner Jugend in ſeinen männlichen Jahren wieder gut machen würde. Er hatte in Leiden bis in ſein ſiebenzehntes Jahr ſtudirt, und nachdem auf ſeines Vaters Willen in ein Contoir gehen müſſen. Andreas war auf das erſte Wort willig, ihn in ſeine Handlung zu nehmen. Wir machten ihm eine kleine Hochzeit. Amalie ſtattete die Braut ſehr reichlich aus, und der alte Steeley und der Graf gaben ihm auch tauſend Thaler. Wir ſtreckten ihm überdieß noch ein Capital in die Handlung vor, und meldeten alles dieſes ſeinem Vater, um ihn deſto eher zu gewinnen. Wir überließen alſo Carolinen unſre Tochter und unſer Haus zur Aufſicht, und giengen zwölf Tage nach des alten Steeleys Ankunft zur See. Der Wind war uns ſo günſtig, daß wir in wenig Tagen nur noch etliche Meilen von London waren. Wir trafen ein Paquetboot an, und um eher am Lande zu ſeyn, ſetzten wir uns in dieſes; allein zu unſerm Unglücke. Wir waren alle in dem Boote, bis auf den alten Chriſtian der Amalie. Dieſer wollte ſeinem Herrn die Chatoulle, in welcher der größte

Theil

Theil von Amaliens Vermögen an Kleinodien und Golde war, von dem Schiffe zulangen. Steeley und ein Bedienter des Grafen griffen auch wirklich darnach; allein vergebens. Chriſtian, es mag nun ſeine Unvorſichtigkeit oder das Schwanken des Schiffes Schuld geweſen ſeyn, ließ vor unſern Augen die Chatoulle in die See fallen, und ſchoß in dem Augenblicke, entweder aus Schrecken, oder weil er ſich zu ſehr über Bord gehoben hatte, ſelbſt nach. Wir hatten alle Mühe, ihm das Leben zu retten, und ein Schatz von mehr als fünfzig tauſend Thalern war in einem Augenblicke verloren. Bin ich ihnen, fieng endlich Amalie zu ihrem Manne an, noch ſo lieb, als zuvor? Steeley betheuerte es ihr mit einem heiligen Schwure, und nun war ſie zufrieden. Der alte Steeley, ſo wenig er das Geld liebte, konnte doch den Zufall nicht vergeſſen. Er hielt dem alten Chriſtian eine lange Strafpredigt. Endlich nahm er Amalien bey der Hand. Seyn ſie getroſt, ſprach er, ich habe, Gottlob! ſo viel, daß ſie beide nach meinem Tode ohne Kummer mit einander werden leben können. Den armen Chriſtian koſtete dieſe Begebenheit dennoch das Leben. Er kam krank nach London, und ſtarb bald nach unſrer Ankunft. Amalie und Steeley hatten eine außerordentliche Liebe für dieſen Menſchen, und ſie ließen ihn den verurſachten Verluſt ſo wenig entgelten, daß ſie ihn vielmehr für ſeine Treue auf die großmüthigſte Art noch auf ſeinem Sterbebette belohneten. So bald ſie vom Doctor höreten, daß wenig Hoffnung zu ſeinem Aufkommen übrig

wäre:

wäre: ſo ließen ſie ihn in ein Zimmer neben dem ihrigen legen, um ihn recht ſichtbar zu überführen, daß ſie nicht auf ihn zürnten; denn dieſes war ſein Kummer. Kurz vor ſeinem Tode beſuchte ich ihn noch mit Amalien. Der alte Steeley kam auch und ſetzte ſich vor das Bette des Kranken, um ihn ſterben zu ſehen. Er hat ein ſanftes Ende, fieng er zu uns an, und wenn es ſeyn müßte, ich wollte gleich mit ihm ſterben. Der Sterbende ſchien ſich noch einmal aufrichten zu wollen, und indem ſchoß ihm ein Strom vom Blute aus dem Munde, und Chriſtian war todt. Bin ich nicht erſchrocken! rief der Alte zitternd. Wir wollten ihn in das andere Zimmer führen; allein er konnte ſich nicht aufrecht erhalten, und wir mußten ihn hinein tragen laſſen. Laßt mir meinen Großvaterſtul bringen, fieng er an, in dieſem will ich ſterben, ich fühle mein Ende. Man brachte ihm den Stul, und er ließ ihn vor das Fenſter, das nach dem Garten gieng, ſetzen, damit er den Himmel anſehen könnte. Er hob ſeine Hände auf und bat uns, (wir waren alle zugegen,) daß wir ihn nicht ſtören ſollten. Nachdem er ſein Gebet verrichtet, rief er ſeinen Sohn. Ich fühle es, ſprach er, daß ich bald ſterben werde. Der gute Chriſtian hat mich recht erſchreckt: aber wer kann dafür! Hier haſt du den Schlüſſel zu meinem Schreibtiſche. Gott ſegne dir und deiner Frau das Vermögen, das ich euch hinterlaſſe; es iſt kein Heller von unrechtmäßigem Gute dabey. Der Doctor, nach dem wir geſchickt hatten, kam, und öffnete ihm eine Ader, wozu der Alte Anfangs

fangs gar nicht geneigt war. Doch es gieng kein Blut. Er ſchlug ihm eine an dem Fuße, und auch da kam keines. Sieht er, ſprach der Alte, daß ſeine Kunſt nichts hilft, wenn Gott nicht will? Was hat er nunmehr für Hoffnung? Keine, ſprach der Medicus. So gefällt es mir, war ſeine Antwort, wenn er aufrichtig redt. Bedienen ſie ſich, fuhr der Doctor fort, der guten Augenblicke, wenn ſie noch einige Anſtalten zu treffen haben. Der Alte lächelte: als wenn ich in achtzig Jahren nicht Zeit genug gehabt hätte, die Anſtalten zu meinem Tode zu treffen. Gott, fuhr er fort, kann mich rufen, wenn er will, ich bin fertig, bis auf das Abſchiednehmen. Wo ſind meine Kinder, und meine lieben Gäſte? Wir traten alle mit thränenden Augen vor ihn, und er nahm von einem jeden insbeſondere Abſchied. Ach, fieng er darauf an, wie ſchön wirds in jener Welt ſeyn! Ich freue mich recht darauf; und wen werde ich von ihnen am erſten da umarmen? = = Es wird mir ganz dunkel vor den Augen; aber ſonſt iſt mir recht wohl, recht = = Bey dieſen Worten überfiel ihn eine Ohnmacht, und bald darauf ſtarb er.

Der Anfang unſers Aufenthalts in London war alſo traurig, und das Geräuſche der Stadt und der Beſuch war uns ſo beſchwerlich, daß wir uns gleich nach der Beerdigung entſchloſſen, den Reſt des Herbſts, und den Winter ſelbſt, auf Steeleys Landgute, das etliche Meilen von London war, zuzubringen.

Wir lebten daſelbſt ſechs Monate recht zufrieden und meiſtens einſam, außer daß wir zuweilen

die

die Schweſter von der ehemaligen Braut unſers Steeleys beſuchten, und wieder von ihr beſuchet wurden. Sie war von ihrer ganzen Familie noch allein am Leben, und entſchloſſen, niemals zu heirathen. Niemand, als ſie, wußte, wer mein Gemahl war; denn die andern Nachbarn kannten ihn nicht anders, als unter dem Namen des Herrn von Loewenhoeck. Dieſes Frauenzimmer, die nichts weniger, als ſchön war, beſaß doch die liebenswürdigſten Eigenſchaften. Amalie, ſie, und ich, brachten manche Stunde bey der Gruft ihrer Schweſter zu, und ehrten ihr Andenken mit unſern Thränen.

Es war Frühling, und viele Familien aus London beſuchten nunmehr das Land. Das nächſte Gut an dem unſrigen gehörte dem Staatsſecretair Robert. Dieſer hatte mit Steeleyn ehemals in Oxford ſtudirt, und Steeley war ſehr begierig, ihn nach ſo vielen Jahren einmal wieder zu ſehen. Er ſchrieb an ihn, ſo bald er hörte, daß er auf dem Landgute angekommen war, und bat um die Erlaubniß, daß er ihn nebſt ſeiner Frau und noch ein paar guten Freunden beſuchen dürfte. Robert, der noch gar nicht gewußt hatte, daß Steeley wieder aus Moskau zurück gekommen war, ſchickte ihm den andern Tag eine Antwort voller Sehnſucht und Freundſchaft, und zugleich ſeinen eigenen Wagen. R = = war unpaß, und wir fuhren alſo ohne ihn zu Roberten, und kamen kurz vor der Mittagsmahlzeit an. Er empfieng uns mit vieler Höflichkeit, und Steeley präſentirte ihm meinen Gemahl unter ſeinem angenommenen Namen, als einen Freund, den er mit aus Siberien gebracht.

Unſer

Unſer Wirth, der ganz allein war, nöthigte uns ohne Verzug zur Tafel, damit er ungeſtört mit uns reden könnte. Wir hatten uns kaum niedergeſetzt, und außer den Complimenten noch nichts geſprochen, als der Bediente des Staatsſecretairs herein trat, und jemanden anmeldete, aber ſo ſachte, daß wir nichts, als das Wort, Abgeſandter, verſtehen konnten. Müſſen wir denn geſtört werden? fieng Robert ganz zornig an, und eilte den Augenblick nebſt dem Bedienten aus dem Zimmer. Wir blieben ſitzen, und erwarteten mit größtem Verdruß den neuen Gaſt; aber o Himmel, was für ein Augenblick war das für mich und den Grafen, als Robert den Prinzen von S = = herein geführt brachte! Wir ſprangen beide von der Tafel auf, und wußten nicht, ob wir in dem Zimmer bleiben ſollten. Der Prinz trat auf mich zu, als ob er ſeinen Augen nicht trauen wollte; indem ſah er den Grafen, und erſchrack, daß er blaß wurde. Robert merkte nichts von dieſem Geheimniſſe, und nöthigte den Prinzen und uns, die er ſeine Freunde nannte, an die Tafel. Der Prinz bedankte ſich, und ſagte, daß er ſchon gefrühſtücket hätte, und nur gekommen wäre, ſich einige Stunden mit der Jagd zu vergnügen. Robert antwortete, daß er ihm Geſellſchaft leiſten wollte; allein er nahm es nicht an. Geben ſie mir ihren Jäger mit, ſprach er ganz zerſtreut; auf den Abend will ich gewiß ihr Gaſt ſeyn. Indem machte er uns allen ein Compliment, und Robert begleitete ihn. Ach, fieng mein Gemahl zu Steeleyn an, wo haben ſie uns hingeführt? Wie wird mirs und meiner Gemahlinn ergehen? Das war der Prinz von S = =. Er wird in

den

den Verrichtungen ſeines Königs hier ſeyn, und ich, ich = = Robert kam mit einer unruhigen Miene wieder. Ich weis nicht, ſprach er, warum der Prinz ſo beſtürzt war. Er muß jemanden von ihnen kennen, oder zu kennen ſich einbilden. Er fragte inſonderheit nach ihnen; (er meynte den Grafen) allein ich ſagte ihm, daß ich mit meinen Gäſten ſelbſt noch nicht bekannt wäre. Er iſt in den Angelegenheiten des Königs von Schweden ſeit kurzer Zeit hier, und wird vermuthlich bald wieder von hier zur Armee abgehen. Unſer Wirth ſchloß aus unſrer Beſtürzung auf ein Geheimniß, und bat, daß wir ihm die Sache entdecken ſollten, wenn ſie nicht von Wichtigkeit wäre. Ich will ihnen alles ſagen, fieng der Graf an, und zum voraus um ihren Schutz bitten, wenn ich ihn verdiene. Ich bin der Graf von G = =. Mein Name wird ihnen durch mein Unglück vielleicht ſchon bekannt ſeyn. Ich bin vor zehen Jahren als ein ſchwediſcher Obriſter ſo unglücklich geweſen, daß mir das Leben durch das Kriegsrecht abgeſprochen worden iſt. Darauf erzählte er ihm das Uebrige, und wie er zu ſeiner Sicherheit, als ein Gefangner der Ruſſen, den Namen Loewenhoeck angenommen. Der Prinz, fuhr er fort, iſt mein Feind, und meine Verurtheilung iſt vielleicht eine Wirkung ſeiner Rache geweſen. Ich will ihnen die Urſache nicht ſagen, wodurch er bewogen worden, meinen Untergang zu ſuchen. Sie iſt ihm vielleicht nachtheiliger, als ſeine Rache ſelbſt. Ich ſchließe aus ſeiner Beſtürzung, daß er mich für todt muß gehalten haben, und wer weis, ob nicht die Zeit ſeinen Haß gegen mich vertrieben hat. Bin ich, ſchloß er endlich,

nicht ſo unſchuldig, als ich ihnen geſagt habe: ſo laſſe mich Gott noch durch die Verfolgung dieſes Prinzen ſterben. Unſer Wirth, dem das Blut vor edler Empfindung in das Geſicht trat, reichte dem Grafen die Hand. Bleiben ſie bey mir, ſprach er. Ich will alle mein Anſehen bey Hofe zu ihrer Sicherheit anwenden, und wenn das nicht hilft, mein Leben. Verlaſſen ſie ſich auf mein Wort, ich bin ein ehrlicher Mann. Ich will dem Prinzen in etlichen Stunden entgegen fahren, und ihn zurück holen, und bey meiner Zurückkunft will ich ihnen ſagen, was ſie thun ſollen. Erzählen ſie mir indeſſen alles, was zu ihrem Schickſale gehöret; denn ich ſehe doch, daß wir itzt nicht eſſen können. Wir thaten es. Ich bin ihr Freund, fieng Robert endlich an, mehr kann ich ihnen nicht ſagen; ich will es ihnen aber beweiſen. Er fuhr nunmehr dem Prinzen entgegen, und bat, daß wir uns bis zu ſeiner Zurückkunft in dem Garten aufhalten ſollten. Wir erwarteten ihn daſelbſt zwiſchen Furcht und Hoffnung, und waren beynahe entſchloſſen, ohne ſeine Erlaubniß wieder zurück zu kehren. Endlich ſahen wir ihn nebſt dem Prinzen in den Garten kommen, und mein ganzes Herz empörte ſich über dieſen Anblick. Der Prinz gieng gerade auf den Grafen zu, der die Augen niederſchlug, und umarmte ihn, nachdem er mir und Amalien ein Compliment gemacht. Ich bin ihr Freund, ſprach er, wenn ichs auch nicht immer geweſen bin, und ich wünſchte, daß ſie der meinige werden möchten. Wir haben ſie alle für todt gehalten. Ich weis, daß ihnen bey der Armee zu viel geſchehen iſt, und es kömmt auf ſie an, was ſie für eine Genug-

thuung

thuung fordern wollen. Keine, antwortete der Graf, als diejenige, die ſie mir ſchon ertheilt haben, nämlich daß ich unſchuldig und der Gnade des Königs nicht unwerth bin. Sie ſind ihrer ſo werth, verſetzte der Prinz, daß ich ihnen in ſeinem Namen zweyerley zum voraus verſpreche. Wollen ſie mit nach Schweden und zur Armee zurück kehren: ſo biete ich ihnen die Stelle eines Generals an. Dieß wird die beſte Ehrenerklärung für das ſeyn, was ihnen als Obriſten Schuld gegeben worden iſt. Wollen ſie dieß nicht: ſo bleiben ſie hier. Ich will es bey dem Könige ſo weit bringen, daß ſie als Schwediſcher Envoye bey meiner Abreiſe zurück bleiben ſollen. Sagen ſie Ja, Herr Graf, damit ich das Vergnügen habe, ſie zu überzeugen, daß ich ſie hoch ſchätze, und das Vergangene wieder gut machen will. Der Graf ſchlug beides aus. Ich bin zufrieden, ſprach er, daß ſie mein Freund ſind, und mich in die Gnade des Königs von neuem ſetzen wollen; mehr verlange ich nicht. Sollte ich mich noch einmal in die große Welt wagen, und glücklich ſeyn, um vielleicht wieder unglücklich zu werden? Ich will mein Leben ohne öffentliche Geſchäfte beſchließen. Robert mengte ſich endlich in das Geſpräch, und unſre Furcht vor dem Prinzen verminderte ſich. Es ſey nun, daß ſeine Rache geſättigt war, oder daß ihn ſein Gewiſſen gequält hatte; ſo bezeigte er den ganzen Abend eine außerordentliche Freude, daß der Graf noch lebte, den er ſo viele Jahre hindurch für todt gehalten hatte. Mein Gemahl that ſo großmüthig gegen ihn, als ob er nie von ihm wäre beleidiget worden. Der Prinz nahm

noch

noch denſelben Abend von uns Abſchied, weil er ſehr früh wieder zurück nach London wollte. Wenn ſie mein Freund ſind, ſprach er zum Grafen: ſo beſuchen ſie mich noch dieſe Woche, oder ich komme zu ihnen. Der Graf verſprach es ihm, allein er konnte ſein Wort nicht halten; die Zeit war da, daß ich ihn zum andernmale verlieren ſollte. Denn in eben dieſer Nacht bekam er einen Anfall von einem Fieber. Wir eilten den andern Tag von unſerm großmüthigen Wirthe auf unſer Landgut zurück, und das Fieber ließ den armen Grafen kaum mehr aufdauern. Er ward in wenig Tagen ſo entkräftet, daß er die Hoffnung zum Leben aufgab. Ich kam bis in den neunten Tag weder Tag noch Nacht von ſeiner Seite, und ſuchte mir ihn recht wider den Willen des Schickſals zu erhalten; ſo vollkommen liebte ich ihn noch. Drey Tage vor ſeinem Ende wünſchte er, daß ihn der Prinz beſuchen möchte. Wir ließens ihm eiligſt melden, und er war den Tag darauf ſchon zugegen. Sehen ſie, ſprach der Graf, daß ich keine Gnade des Königs mehr nöthig habe? Ich will nur Abſchied von ihnen nehmen, und ſie und mich überzeugen, daß ich als ihr Freund ſterbe. Der Prinz war ſo gerührt, und zugleich ſo beſchämt, daß er ihm wenig antworten konnte. Er blieb wohl eine halbe Stunde vor dem Bette ſitzen, und drückte ihm die Hand, und fragte, ob er ihm denn mit nichts mehr dienen könnte, als mit ſeinem Mitleiden. Der Graf ward ſo ſchwach, daß er kaum mehr reden konnte, und bat den Prinzen ihn zu verlaſſen. Der Prinz gieng mit größter Wehmuth fort, und wagte es nicht, von

mir

mir Abſchied zu nehmen. Den andern Tag kam der Graf aus einem tiefen Schlafe eine Stunde lang wieder zu ſich ſelber. Amalie, Steeley und R = =, der doch ſelbſt noch krank war, traten alle zu ihm: Bald, ſprach er zu mir, hätte ich euch nicht wieder geſehen. Ach, meine Gemahlinn, der Tod iſt nicht ſchwer; aber euch und meine Freunde zu verlaſſen, das iſt bitter. Ich ſterbe; und ihnen, mein lieber R = =, überlaſſe ich meine Gemahlinn. Er ſtarb auch an eben dem Tage. Ich will meinen Schmerz über ſeinen Tod nicht beſchreiben. Er war ein Beweis der zärtlichſten Liebe, und bis zur Ausſchweifung groß. Ich fand eine Wolluſt in meinen Thränen, die mich viele Wochen an keine Beruhigung denken ließ, und Amalie klagte mit mir, anſtatt, daß ſie mich tröſten ſollte. R = = mußte die Zeit über das Bette hüten, und auch dieſes vermehrte meinen Schmerz. Steeley allein ſann auf meine Ruhe, und nöthigte mich, da die beſte Zeit des Jahres verſtrichen war, mit ihm nach London zurück zu kehren.

Das erſte, was mir da wieder begegnete, war ein Vorfall mit dem Prinzen. Er war im Begriffe von London wegzugehen, und wagte es in Roberts Geſellſchaft bey unſrer Ankunft mir die Condolenz abzuſtatten. Er wiederholte ſeinen Beſuch binnen zween Tagen etlichemal; und begehrte, daß ich ihm eine Bittſchrift an den König mitgeben und um die Erſetzung der eingezogenen Güter meines Gemahls anhalten ſollte. Ich gab ihm eine, bloß um ihn nicht zu beleidigen. Noch an eben dem Tage erhielt ich einen Beſuch von dem Staatsſecretair. Ich will ihnen, fieng

er

er nach etlichen Complimenten an, die Urſache meines Beſuchs kurz entdecken. Ich bin ein Abgeordneter des Prinzen, und ich weis nicht, ob ſie mich ohne Unwillen anhören werden. Wiſſen ſie, daß ihm ſeine Gemahlinn vor etlichen Jahren geſtorben iſt? Er wünſcht, ſie als Gemahlinn mit nach Schweden nehmen zu können, und es iſt nichts gewiſſers, als daß er ſie auf das äußerſte liebt. Mit Einem Worte, er will durch mich erfahren, ob er hoffen darf, oder nicht. Nunmehr habe ich ihnen alles geſagt, und ſie dürfen ſich bey ihrer Antwort nicht den geringſten Zwang anthun. Steeley und Amalie und R== waren zugegen, als er mir den Antrag that; und R== erſchrack, als ob er mich ſchon verloren hätte. Ich entſetzte mich ſelbſt über die Verwegenheit des Prinzen, und antwortete dem Herrn Robert nichts als dieſes! Hier iſt mein Gemahl, und wies auf den Herrn R==. In der Tat war er mir noch ſo ſchätzbar, daß ich ihn allen Andern vorgezogen haben würde, wenn ich mich hätte entſchließen können, mich wieder zu vermählen. Und vielleicht wäre ich, ſoll ich ſagen, zärtlich oder ſchwach genug dazu geweſen, wenn er länger gelebt hätte. Er ſtarb bald darauf an ſeiner noch fortdauernden Krankheit, und die Betrübniß über ſeinen Verluſt überführte mich, wie ſehr ihn mein Herz noch geliebt hatte.

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

8
Gellert
8 L

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gellert, Christian Fürchtegott,

C. F. Gellerts sämmtliche Schriften

Bd.: 4

Wien ; Prag (1808)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 2053 -4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11259881-0